This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06933689 3

Alfred Tuckerman.
Berlin.
1872.

Y.M.C.A SECOND AVE BR.
DEN, CO.

Neun Bücher
Preußischer Geschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Berlin.
Bei Veit und Comp.
1848.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
473064
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1900

Vorrede.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich, allem Widerstande zum Trotz, die pyrenäische Halbinsel seinem Einfluß, wenn nicht unterworfen, doch auf eine ferne Zukunft hinaus eröffnet: Östreich hatte hauptsächlich durch den Erfolg seiner ungarschen Feldzüge den festen Bestand einer großen Macht gewonnen; Rußland in den Gefahren der schwedischen Anfälle das Übergewicht im Norden an sich gebracht. England, mit Holland verbündet, jeder fremden Einwirkung erledigt, hielt die Wage des europäischen Gleichgewichtes in starker Hand. Die vier großen Mächte standen einander wie eben so viele Weltkörper gegenüber, die nach eingepflanzten Gesetzen ihre eigenen Bahnen beschreiben. Von den übrigen Staaten waren die

einen im Kriege überwunden, die andern von einer von außen auferlegten Verfügung betroffen; nur in Norddeutschland hatte man an den Siegen Theil gehabt und war nicht gemeint, sich in die Bahnbewegungen der gewaltigen Nachbarn mit fortziehen zu lassen. Hier war noch ein Platz für eine große europäische Selbständigkeit: Preußen nahm ihn ein.

In dem vorliegenden Buche sollen die Ereignisse dargestellt werden, durch welche dies geschehen ist. Von geringen Anfängen, wie alles Lebendige, war der preußische Staat schon zu einer ansehnlichen Größe gediehen, als er, nicht so sehr in bewußtem Ehrgeiz, wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung gedrängt, eine nach allen Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen versuchte. Nach einer kurzen Zusammenfassung des Früheren werden wir uns mit der Epoche dieser Erhebung und den gefährlichen Kämpfen, unter denen sie vollzogen ward, beschäftigen: hauptsächlich mit den späteren Jahren König Friedrich Wilhelms I., und den ersten jenes Friedrich, welchen die Nachwelt den Großen genannt hat.

Dieser Fürst hat über die Ereignisse, in denen er die entscheidende Rolle spielte, auch selbst das

Wort genommen: die Schlachten, die er geſchlagen, hat er auch beſchrieben. Seine Schriften, großentheils auf die Berichte gegründet, die mitten in den Begebenheiten entſtanden, in ihrer urſprünglichen Geſtalt unter der Eingebung der friſcheſten Erinnerungen aufgeſetzt, zunächſt zum Andenken an die tapfern Thaten der Armee beſtimmt, ſind unſchätzbare Denkmale von Wahrhaftigkeit und Einſicht: ſie vereinigen ſcharfe Beobachtung mit umfaſſend königlichen Geſichtspuncten: literariſch enthalten ſie manchen glücklichen Wurf gelungener Darſtellung. Was von Cäſars Commentarien geſagt worden iſt, gilt vielleicht noch in eigentlicherem Sinne von den Denkſchriften Friedrichs; Niemand könnte verſucht ſein, ſie als hiſtoriſche Materialien zu behandeln; kaum entſchließt man ſich etwas daraus zu wiederholen: ſo eigen tragen ſie das Gepräge ihrer Zeit und vor allem des Genius, aus dem ſie hervorgegangen ſind.

Unmöglich aber konnte ſich das thätige und reiche Leben, von welchem dieſe Schriften wieder Momente bilden, ſchon ſelbſt hiſtoriſch werden. Wer hat nicht den Wunſch gefühlt oder ausſprechen gehört, über die preußiſche Geſchichte und beſonders Friedrich II. noch einmal ausführlichere, eingehendere Mittheilungen zu erhalten, als er ſelber gegeben

hat? Es ist eine allgemeine Überzeugung, daß man die Dinge in ihrem allmähligen Verlaufe noch genauer beobachten, ihnen noch von andern Seiten nahe treten und zu vollerer historischer Einsicht gelangen könne, besonders wenn man Gelegenheit habe, die Archive zu durchforschen, wo in dem die Begebenheiten Tag für Tag begleitenden Schriftwechsel die ursprünglichste Kunde niedergelegt ist.

Dieser Vortheil ward mir — und ich kann nicht dankbar genug dafür sein — zunächst in Berlin selbst in erwünschter Fülle gewährt.

Der gefaßten Absicht gemäß hatte ich mich vor allem in die weitschichtigen Acten zu vertiefen, die über die Staatshandlungen Friedrich Wilhelms I. übrig sind. In Bezug auf die innere Verwaltung habe ich künftigen Forschern noch eine reiche Ernte übrig gelassen, von der ich nur wünsche, daß sie einmal in die Scheuern gelange. Welch ein Werk könnte eine Geschichte der preußischen Verwaltung werden, wenn man ihre Schritte nach dem jedesmaligen Bedürfniß und Erfolg ohne theoretische Befangenheit zu würdigen, die lebendigen Momente in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Staatsleben zu ergreifen verstünde, so von den alten auf die neueren Zeiten fortschritte. — Auch

die Verhandlungen mit dem Ausland konnte ich nicht in aller Ausführlichkeit mittheilen, wie etwa Pufendorf für eine andere Epoche gethan hat: denn nicht die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms war mein eigentlicher Gegenstand: ich hatte nur die vornehmste Richtung seiner Politik zu verfolgen. Schon hiebei aber ward ich auf Friedrich II. geführt; die Irrungen, in welche derselbe mit seinem Vater gerieth, konnte ich zum ersten Mal aus den ächten Denkmalen darlegen. Nicht alles, was man bisher darüber angenommen hat, will ich, indem ich davon schweige, für unwahr erklären, aber der Widerspruch, den ich zwischen den unzweifelhaften Urkunden und der gäng und gäbe gewordenen Überlieferung wahrnahm, flößte mir ein solches Mißtrauen gegen diese ein, daß ich mich auch dann, wenn sie sich allenfalls mit jenen hätten vereinigen lassen, nicht entschließen konnte, sie zu wiederholen. Und Niemand tadle, daß ich das Persönlich-Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem andern auf das genaueste zusammengreift. Erst nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. hebt sich die Beschränkung, die allerdings darin liegt. Dann erst tritt die durch die erfolgreiche Anstren-

gung wohlverwandter Friedensjahre gezeitigte Kraft des Landes in die ihr bestimmte Laufbahn ein; unter der Führung eines Fürsten, welcher immer die Sache ins Auge faßt, scharf und richtig denkt, große Entschlüsse ergreift und in einem Kampfe auf Leben und Tod die Stellung erobert, auf die es ankam. Wenn man im Angesicht der eigenen Schriften Friedrichs den Muth zu einer historischen Arbeit über diese Zeiten verlieren könnte, so gewinnt man ihn wieder, sobald man bei archivalischen Forschungen die bei ihm kaum berührte Fülle von Thätigkeit wahrnimmt, mit der er selbst im Laufe der Dinge jeden Tag mit Leben und Geist erfüllte, die Unterstützung im Rath und Feld, die ihm Männer von den seltensten Eigenschaften, deren Andenken oft erst zu erneuern ist, gewährten, die Spannkraft und Energie, mit der sein Volk in allen Gefahren ihm folgte.

Wollte ich mich aber nicht einer einseitigen Auffassung gleichsam mit Willen aussetzen, so durfte ich mich nicht auf Einen Standpunct beschränken, wie bedeutend er auch sein mochte; ich mußte noch Freund und Feind hören.

Einiges gewährten mir in dieser Beziehung schon die benachbarten Höfe von Dessau und von

Dresden, dort die Reliquien des Fürſten Leopold, der ſich mehr als man glaubte anſchloß, hier vornehmlich die Correſpondenz eines Gegners, des Grafen Brühl, ſo weit es mir geſtattet ward, dieſe oder andere Zeugniſſe der damaligen Beſtrebungen des ſächſiſchen Hofes einzuſehen. Ohne Vergleich wichtiger aber mußten die beiden großen Mittelpuncte der allgemeinen Politik jener Zeit, Paris und London, für mich werden. In den auch über dieſe Epoche reichen Sammlungen des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten in Paris tritt uns vor allem der König von Preußen ſelber entgegen: wenigſtens an aufmerkſamer Beobachtung ließen es die Franzoſen nicht fehlen, um ihn zu verſtehen: ſeine flüchtigſten Worte und ſeine ausführlichſten Geſpräche ſind aufbehalten; zugleich laſſen ſich die entfernten Geſichtspuncte der Politik wahrnehmen, zu der Friedrich eine Zeit lang in ſo genauem Verhältniß ſtand. In London enthüllte ſich mir alsdann das dieſem entgegengeſetzte Syſtem: in den Kreiſen, die hier beſchrieben werden, erſcheint vor allen Andern die große Widerſacherin König Friedrichs, Maria Thereſia, in voller Thätigkeit. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich das im allgemeinen wohlbekannte Bild ihres weiblichen He-

Neun Bücher
Preußischer Geschichte.

Von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Berlin.
Bei Veit und Comp.
1848.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
473064
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1910

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich, allem Widerſtande zum Trotz, die pyrenäiſche Halbinſel ſeinem Einfluß, wenn nicht unterworfen, doch auf eine ferne Zukunft hinaus eröffnet: Öſtreich hatte hauptſächlich durch den Erfolg ſeiner ungarſchen Feldzüge den feſten Beſtand einer großen Macht gewonnen; Rußland in den Gefahren der ſchwediſchen Anfälle das Übergewicht im Norden an ſich gebracht. England, mit Holland verbündet, jeder fremden Einwirkung erledigt, hielt die Wage des europäiſchen Gleichgewichtes in ſtarker Hand. Die vier großen Mächte ſtanden einander wie eben ſo viele Weltkörper gegenüber, die nach eingepflanzten Geſetzen ihre eigenen Bahnen beſchreiben. Von den übrigen Staaten waren die

einen im Kriege überwunden, die andern von einer von außen auferlegten Verfügung betroffen; nur in Norddeutschland hatte man an den Siegen Theil gehabt und war nicht gemeint, sich in die Bahnbewegungen der gewaltigen Nachbarn mit fortziehen zu lassen. Hier war noch ein Platz für eine große europäische Selbständigkeit: Preußen nahm ihn ein.

In dem vorliegenden Buche sollen die Ereignisse dargestellt werden, durch welche dies geschehen ist. Von geringen Anfängen, wie alles Lebendige, war der preußische Staat schon zu einer ansehnlichen Größe gediehen, als er, nicht so sehr in bewußtem Ehrgeiz, wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung gedrängt, eine nach allen Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen versuchte. Nach einer kurzen Zusammenfassung des Früheren werden wir uns mit der Epoche dieser Erhebung und den gefährlichen Kämpfen, unter denen sie vollzogen ward, beschäftigen: hauptsächlich mit den späteren Jahren König Friedrich Wilhelms I., und den ersten jenes Friedrich, welchen die Nachwelt den Großen genannt hat.

Dieser Fürst hat über die Ereignisse, in denen er die entscheidende Rolle spielte, auch selbst das

Wort genommen: die Schlachten, die er geſchlagen, hat er auch beſchrieben. Seine Schriften, großentheils auf die Berichte gegründet, die mitten in den Begebenheiten entſtanden, in ihrer urſprünglichen Geſtalt unter der Eingebung der friſcheſten Erinnerungen aufgeſetzt, zunächſt zum Andenken an die tapfern Thaten der Armee beſtimmt, ſind unſchätzbare Denkmale von Wahrhaftigkeit und Einſicht: ſie vereinigen ſcharfe Beobachtung mit umfaſſend königlichen Geſichtspuncten: literariſch enthalten ſie manchen glücklichen Wurf gelungener Darſtellung. Was von Cäſars Commentarien geſagt worden iſt, gilt vielleicht noch in eigentlicherem Sinne von den Denkſchriften Friedrichs; Niemand könnte verſucht ſein, ſie als hiſtoriſche Materialien zu behandeln; kaum entſchließt man ſich etwas daraus zu wiederholen: ſo eigen tragen ſie das Gepräge ihrer Zeit und vor allem des Genius, aus dem ſie hervorgegangen ſind.

Unmöglich aber konnte ſich das thätige und reiche Leben, von welchem dieſe Schriften wieder Momente bilden, ſchon ſelbſt hiſtoriſch werden. Wer hat nicht den Wunſch gefühlt oder ausſprechen gehört, über die preußiſche Geſchichte und beſonders Friedrich II. noch einmal ausführlichere, eingehendere Mittheilungen zu erhalten, als er ſelber gegeben

gung wohlverwandter Friedensjahre gezeitigte Kraft des Landes in die ihr bestimmte Laufbahn ein; unter der Führung eines Fürsten, welcher immer die Sache ins Auge faßt, scharf und richtig denkt, große Entschlüsse ergreift und in einem Kampfe auf Leben und Tod die Stellung erobert, auf die es ankam. Wenn man im Angesicht der eigenen Schriften Friedrichs den Muth zu einer historischen Arbeit über diese Zeiten verlieren könnte, so gewinnt man ihn wieder, sobald man bei archivalischen Forschungen die bei ihm kaum berührte Fülle von Thätigkeit wahrnimmt, mit der er selbst im Laufe der Dinge jeden Tag mit Leben und Geist erfüllte, die Unterstützung im Rath und Feld, die ihm Männer von den seltensten Eigenschaften, deren Andenken oft erst zu erneuern ist, gewährten, die Spannkraft und Energie, mit der sein Volk in allen Gefahren ihm folgte.

Wollte ich mich aber nicht einer einseitigen Auffassung gleichsam mit Willen aussetzen, so durfte ich mich nicht auf Einen Standpunct beschränken, wie bedeutend er auch sein mochte; ich mußte noch Freund und Feind hören.

Einiges gewährten mir in dieser Beziehung schon die benachbarten Höfe von Dessau und von

Dresden, dort die Reliquien des Fürſten Leopold, der ſich mehr als man glaubte anſchloß, hier vornehmlich die Correſpondenz eines Gegners, des Grafen Brühl, ſo weit es mir geſtattet ward, dieſe oder andere Zeugniſſe der damaligen Beſtrebungen des ſächſiſchen Hofes einzuſehen. Ohne Vergleich wichtiger aber mußten die beiden großen Mittelpuncte der allgemeinen Politik jener Zeit, Paris und London, für mich werden. In den auch über dieſe Epoche reichen Sammlungen des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten in Paris tritt uns vor allem der König von Preußen ſelber entgegen: wenigſtens an aufmerkſamer Beobachtung ließen es die Franzoſen nicht fehlen, um ihn zu verſtehen: ſeine flüchtigſten Worte und ſeine ausführlichſten Geſpräche ſind aufbehalten; zugleich laſſen ſich die entfernten Geſichtspuncte der Politik wahrnehmen, zu der Friedrich eine Zeit lang in ſo genauem Verhältniß ſtand. In London enthüllte ſich mir alsdann das dieſem entgegengeſetzte Syſtem: in den Kreiſen, die hier beſchrieben werden, erſcheint vor allen Andern die große Widerſacherin König Friedrichs, Maria Thereſia, in voller Thätigkeit. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich das im allgemeinen wohlbekannte Bild ihres weiblichen He-

roismus in bestimmteren und verständlichen Zügen aufstellen könnte.

Während der Arbeit, wobei man eigentlich nur ein Verhältniß zu seinem Gegenstande hat, mit unzähligen Actenstücken beschäftigt, welche die schwierigsten Fragen des äußeren oder inneren Staatslebens berühren, fühlte ich oft die Unzulänglichkeit meiner Kräfte. Aber noch ganz andere Ausstellungen als die hiemit zusammenhangenden stehen mir bevor. Ich will sie nicht aufzählen noch ihnen vorzubeugen suchen: ich nehme nur für die Aufnahme meines Buchs den freieren Sinn der heutigen Weltbildung in Anspruch, der mir bei der Sammlung des Stoffes zu Statten gekommen ist.

Die Alten schrieben gleichzeitige Geschichte mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe; uns sei der Versuch gestattet, Ereignisse die nun schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tages, zu, so viel möglich, objectiver Anschauung zu vergegenwärtigen.

Inhalt.

Erstes Buch. Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht.

Einleitung: Das deutsche Landesfürstenthum in seiner allmähligen Entwickelung zur Selbständigkeit S. 3—12.

Ansicht der älteren Geschichte S. 13. Die Mark Brandenburg und die Askanier 14. Burggraf Friedrich von Nürnberg, Churfürst am 18 April 1417 S. 17. Friedrich II. 20. Albrecht Achilles 21. Umbildung des Rechtes 23. Reformation der Kirche 24. Die Stände 25. Neue Ansprüche in Folge des Aussterbens der jüngeren Linie 29. Georg Wilhelm 39.

Churfürst Friedrich Wilhelm S. 40. Lage zwischen zwei Parteien 41. Befreiung des Landes 43. Durchführung der Erbansprüche und Säcularisation 46. Souveränität in Preußen 50, Stände 56. Wie die ständische Macht in der Mark zurückging 60. Sinnesweise Friedrich Wilhelms 71. Verbindung mit Kaiser und Reich 77. Eroberung von Pommern 80, Verlust desselben 84. Die schlesischen Ansprüche und daraus hervorgehende Irrungen 84. (Vertrag von 1537 S. 86.) Neues Bündniß vom Jahre 1686 S. 89. Welche Bewandtniß es mit den damaligen Verträgen hatte 91.

Friedrich I. S. 97. Erwerbung der Königskrone 100. Erste Versuche 1693 S. 103. Berathung über die Erneuerung derselben 105. Krönvertrag am 16 Nov. 1700 S. 104.

Französische Gelehrte in Berlin S. 110. Neue Richtung der Theologie in Deutschland 113. Die Universität Halle. 116. Gesellschaft der Wissenschaften 117. Königin Sophie Charlotte 119.

Vererbpachtung der Domänen 126. Luben von Wulffen 1700 S. 127. Widerstand der Amtscammern zu Halle und Berlin 129. Aufhebung derselben. Gegenwirkungen. Der Kronprinz 133.

Innere Bestrebungen 137. Auswärtige Angelegenheiten im Osten und Westen 140.

Die früheren Jahre Friedrich Wilhelms I. S. 143. Sorge für die Armee 145. Das Lagerhaus 149. Bewirthschaftung der Domänen 150. Erweiterungen des Länderbesitzes. Minister Ilgen 155. Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland von Carl XII. nicht anerkannt 157. Bund zwischen Preußen und Holstein 161. Der Sequestrationsvertrag von Carl XII. verworfen 166. Krieg gegen Schweden 169. Eroberung von Stralsund 172. (Clement 175.) Huldigung in Stettin 1721 S. 179. Preußens Stellung und Macht 180.

Zweites Buch. Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelms I von 1725 bis 1732. Jugendjahre Friedrichs II.

Einleitung: System der europäischen Staaten 185.

Verträge zu Wien 1725 S. 189. Gefahr des Zerfallens der Östreichischen Monarchie 190. Pragmatische Sanction am 19 April 1713 S. 191. Bedenken im Churfürstenthum Böhmen 192. Entgegenkommen Spaniens 194. Mercantile Gesichtspuncte. Friedensschluß und Bündniß 196. Idee einer Vereinigung der spanischen und der östreichischen Macht 197.

Vertrag von Hannover S. 202. Preußens religiöse und politische Gegensätze gegen den Kaiser 202. Georg I. von England, Lord Townshend, Friedrich Wilhelm I. und Sophie Dorothee im Sommer 1725 in Herrnhausen 205. Jülich und Berg 207. Vertrag vom 3. Sept. 1725 zwi-

schen England, Frankreich und Preußen. Geheimer Artikel 210. Bedenken des Königs von Preußen 213.

Rücktritt zur Neutralität S. 217. Graf Seckendorf in Berlin 217. Kriegerische Aussichten. Was den Frieden erhielt 224. Friedenspräliminarien 227.

Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin S. 228. Vertrag vom 12. Oct. 1726 S. 230, wirkungslos 233. Neue Vorschläge Seckendorfs 235. Äquivalent aus östreichischem Besitz einen Augenblick verheißen. Tractat zu Berlin am 23. Dec. 1728 S. 240.

Jugendjahre Friedrichs II. S. 244. Gesichtspuncte des Unterrichts und der Erziehung 249. Abweichende Richtung des Zöglings 256. Aufenthalt in Dresden 259. Mißverständnisse 263. Vorübergehende Versöhnung 265.

Irrungen zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe S. 267. Vermählungsprojecte zwischen den beiden Familien 267. Verhältniß zu Georg II. 269. Drohende Fehde 1729 S. 275. Die englische Nation für die Preußischen Vermählungen 277. Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine 280. Verbindung zwischen Seckendorf, Reichenbach, Grumbkow 281. Charles Hotham in Berlin 283. Erbietungen 286. Hothams letzte Audienz 292.

Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen S. 295. Frühere Pläne. Mißhandlung in Mühlberg 297. Katte 299. Reise nach Oberdeutschland 303. Hader zu Feuchtwangen 304. Fluchtversuch in Steinfurt 305. Katts Bekenntniß in Mannheim 306. Verhör in Wesel 308. Der Kronprinz in Cüstrin 311. Das Kriegsgericht 313. Kattes Hinrichtung 318. Eidliche Verpflichtung des Kronprinzen 321. Arbeiten des Kronprinzen in der Kriegs- und Domänenkammer 322. Religiöse Meinungsverschiedenheit 324. Zusammenkunft des Königs und Kronprinzen am 15. August 1731. Vermählungsprojecte 333. Verlobung 340.

Politische Folgen. England für Östreich 342. Durchführung der pragmatischen Sanction 345 (Salzburger 316.) Zusammenkunft des Kaisers und Königs in Kladrup 348.

Drittes Buch. Politik und Staat Friedrich Wilhelms I 1732 bis 1740.

Politik. Gegenseitiges Verhältniß der drei nordischen Mächte S. 353. August II. von Polen 356. Zusammenkunft in Crossen 360. Don Emanuel für den polnischen Thron bestimmt 365. Löwenwoldischer Vertrag 367. Östreich für Sachsen 372. Anträge bei der Vermählung des Kronprinzen 377. Polnische Königswahl 387.

Ausbruch des französischen Krieges S. 391. Anerbietungen Friedrich Wilhelms 393. Das Verderbliche im alten Reichssystem 397. Feldzüge von 1734 und 1735 S. 402. Ursachen der östreichischen Unfälle 405. Absichten Friedrich Wilhelms in Bezug auf Polen und Deutschland 414. Friede von 1735 S. 416. Katholische Ideen 419. Irrungen zwischen Preußen und Östreich 422.

Unterhandlungen über die bergische Sache mit der Pfalz 429, den vier Mächten 431, Östreich 434, Frankreich 436.

Heer und Staat. Anwachs, Zusammensetzung, Übungen der Armee S. 440. Das Offiziercorps 445. Allodification der Lehen und ständische Verhältnisse 450. Städte und Industrie 462. Generaldirectorium 467. Steigen der Einkünfte 472. Außerordentliche Verwendungen in Preußen und allen andern Provinzen 476, Berlin und Potsdam 480. Allgemeine Fürsorge 483. Ansicht der Wissenschaften 485. der Kirche 487, der Schulen 489. Ob der Staat eben so sein mußte 489. Sinnesweise Friedrich Wilhelms 493.

Erſtes Buch.

Vom Emporkommen der brandenburgiſch-preußiſchen Macht.

Neben den großen Fürſten, welche die höchſte Gewalt gegründet und fortgepflanzt haben, erſcheinen in der deutſchen Geſchichte noch andere Helden, die vielmehr dadurch unſterblich wurden, daß ſie jenen Widerſtand leiſteten: und es dürfte nicht leicht auszumachen ſein, welche von beiden das Meiſte zur Entwickelung der Nation beigetragen haben.

Die einen haben ihr das Bewußtſein ihrer Einheit, durch die Erwerbung des Kaiſerthums nicht allein einen hohen Rang in der Welt, ſondern auch eine nicht mehr zurückzudrängende Richtung auf die Cultur gegeben, der chriſtlichen Kirche Bahn gemacht, feſte Grundlagen der öffentlichen Ordnung geſchaffen; dagegen haben die andern die Freiheit des nationalen Genius, der in den allgemeinen anderwärts ausgebildeten, zuweilen ohne das rechte Verſtändniß überlieferten Ideen nicht aufging, vertheidigt und das beſondere Leben von den Formen, welche dieſe im Gange der Weltgeſchichte angenommen hatten, nicht erdrücken laſſen.

Hat man jenen die Aufmerkſamkeit gewidmet, deren ſie durch ihre Perſönlichkeit und ihre Erfolge ſo unendlich

würdig ſind, ſo darf man doch auch dieſe nicht überſehen: ſie bilden eine Reihe, die von Epoche zu Epoche merkwürdiger geworden iſt.

Die erſten von ihnen, inſofern ſie nicht etwa durch Herkunft oder Kriegsglück fähig wurden, ſelber nach der Krone zu greifen, konnten nicht anders als zu Grunde gehen: ſie bekämpften eine Gewalt, die durch ihren Beruf nach innen wie nach außen unter ſo vielen mächtig andringenden barbariſchen Feinden ſtark ſein mußte; doch hat die Nation ihrer nicht vergeſſen. Beſonders iſt ihr Einer im Gedächtniß geblieben, Herzog Ernſt von Schwaben, der es der Gnade des Kaiſers vorzog, dem Freunde die Treue zu halten, und da er darüber von Fürſten und Biſchöfen aus der Gemeinſchaft der Kirche und dem Frieden des Reiches geſtoßen wurde, in Waldeswildniß zurückwich und hier, als er ſich übermannt ſah, mit Abſicht den Tod ſuchte.

Es kamen jedoch Zeiten, wo Männer ſeiner Art in der ſich erhebenden Landeshoheit, welche tiefe Wurzeln in der Nation hatte, eine neue Bedeutung und vor allem einen unüberwindlichen Rückhalt gewannen.

Am meiſten bezeichnet Heinrich der Löwe dieſe Wendung der deutſchen Geſchichte. Daß er ſich mit dem Kaiſer in einen Wettſtreit der Gewalt und des Anſehns einließ, kam doch hauptſächlich nur dem Papſte und den Lombarden zu Gute, indem er aber ſpäter ſich entſchloß, zu ſein, was er von Geburt war, ein deutſcher Landesfürſt,

und ſein niederſächſiſches Erbe gegen kaiſerliche Heere zu vertheidigen wußte, gab er ein Beiſpiel, das nachzuahmen viele andre große Geſchlechter und Landſchaften mit oder ohne ihre Schuld in den Fall gekommen ſind. Wie harte Kämpfe hat Friedrich der Streitbare für die territoriale Selbſtändigkeit von Öſtreich beſtehen müſſen, auf die dann das Haus Habsburg ſeine Macht vornehmlich gegründet hat. Im mittleren Deutſchland machte ſich ein andrer Friedrich, genannt mit der gebiſſenen Wange, aus dem Hauſe Wettin, am berühmteſten. Er hat einſt keine Burg mehr beſeſſen, wo er ſich hätte aufhalten, kein Streitroß, das er hätte beſteigen können: eine Chronik ſchildert, wie er flüchtig durch das Land gewandert, ſo daß ihn ein Hirt bei ſeiner Heerde hätte gefangen nehmen können; bald aber ſehn wir ihn Schlachten gewinnen, an welchen ſich das Selbſtgefühl ſeiner Landsleute Jahrhunderte genährt hat. Er beſtand die Heere zweier Kaiſer von der nachhaltigſten Eroberungsbegier; er ſelber ging an Körper und Geiſt zu Grunde, aber er hinterließ das Land ſeiner Väter ſeinem Hauſe. Ich unterſuche nicht, ob es, wie Einige dafür halten, nicht beſſer geweſen wäre, wenn dieſer und andre Gegner der Kaiſer vor ihnen hätten weichen müſſen. Man hatte ſich nun aber einmal gewöhnt, das Kaiſerthum als den Beſitz der Geſammtheit der Fürſten und Stände zu betrachten, durch die es verliehen wurde. Wollte der damit Bekleidete die Befugniſſe, die es gab, zur Vermehrung ſeiner Hausmacht benutzen, ſo glaubte ein Jeder

in seinem guten Rechte zu sein, wenn er ihm widerstand. Von allen Gegnern dachte wohl niemals einer daran, das Reich zu sprengen, auf dem sie sich vielmehr beruhen fühlten; sie wollten nur einer einseitigen Ausübung der Gewalt gegenüber ihr politisches Dasein aufrecht erhalten. Und wenigstens die Landschaften waren hiemit vollkommen einverstanden. Von allen Kaisern, so glänzende Eigenschaften auch viele von ihnen besaßen, hat doch keiner seit Otto dem Großen dem Volke einen ehrenden Beinamen abgewinnen können; glücklich genug, wenn sie nicht ganz vergessen wurden. Unter den Territorialfürsten aber finden wir überall die Freudigen und Kühnen, die Eisernen, Ernsthaften, Erlauchten, Weisen und Guten. Sie standen der Theilnahme der Menschen näher: man sah deutlicher, wie viel eine bedeutende Persönlichkeit vermöge und werth sei; landsmännisches Selbstgefühl spiegelte sich in ihrem Lobe, während sich das Kaiserthum in unergreifbarer Ferne bewegte und keine volle Theilnahme des Mitgefühls, die niemals bloße Bewunderung ist, erwecken konnte.

Allmählig trat eine gänzliche Umwandlung des allgemeinen Verhältnisses ein.

Früher war der Kaiser in seiner Macht als der lebendige und feste Mittelpunct der Gesammtheit angesehen worden: von ihm wurden den Provinzen ihre Vorsteher gesetzt oder auch genommen: später erschien die Macht der Stände vornehmlich der Fürsten als das Feste, Bleibende;

das Kaiſerthum ward als eine Amtsgewalt betrachtet, welche man übertragen und wohl auch zurücknehmen könne.

Unter dieſen Umſtänden erhob ſich das deutſche weltliche Fürſtenthum zu dem größten Vorhaben, das es in ſeiner Gemeinſchaft überhaupt gefaßt hat.

Niemand wird die religiöſe oder theologiſche Idee, die zur Reformation der Kirche führte, von den Abſichten der deutſchen Fürſten herleiten: ſie hatte einen ohne Vergleich tieferen Grund; aber die Fürſten und Stände gaben dieſem Unternehmen Rückhalt und alle die Unterſtützung, deren es bedurfte, um nicht in ſeinem Beginn unterdrückt zu werden.

Ihr urſprünglicher Gedanke war gemeindeutſcher Natur. Man wollte das Kaiſerthum, das in ſeiner damaligen Schwäche nur einſeitig und unzureichend verwaltet wurde, durch eine kräftigere Theilnahme der Stände umbilden und zu einer nachhaltigeren Wirkſamkeit zurückführen; da man hiebei mit den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt zuſammenſtieß, ſo ſchritt man zu dem Gedanken fort, dieſe eben ſo gut wie die weltliche umzubilden und, nach den Anſichten der von dem bisherigen Begriff abweichenden Lehrer, der Nation näher zu bringen.

Die meiſten weltlichen Fürſten waren hiezu einverſtanden, die ſtädtiſchen Gemeinen ſchloſſen ſich ihnen mit wenigen Ausnahmen ſämmtlich an, die Nation ſtimmte bei weitem zum größten Theil freudig bei. Aber, wie es denn nicht anders ſein konnte, man fand auch Widerſtand, vor-

nehmlich an den so ungemein starken geistlichen Bestandtheilen der deutschen Hierarchie, und blieb noch weit davon entfernt, das Ziel, auf das man ausgegangen, zu erreichen. Nach langwierigem Hader an den Reichstagen und einem Waffengange voll gefahrvollen Glückswechsels mit dem damaligen Kaiser mußte man von diesem Gedanken, der auch früher meistens hinter dem der Selbstvertheidigung zurückgetreten, fürs erste abstehen.

So viel aber wurde bewirkt, daß, was in dem Reiche nicht hatte geschehen können, in den einzelnen Landschaften und Gebieten, fürstlichen sowohl als städtischen, durchgeführt ward und zu unbestrittenem Bestehen gelangte. Die Reichsgewalt, wie sie nunmehr war, und das Kaiserthum wurden durch Gesetze verpflichtet, diese Umwandlung anzuerkennen und den allgemeinen Schutz und Frieden darüber auszudehnen.

Und schon dies war ein Ergebniß, aller Anerkennung werth. Die deutsche Nation gewann eine großartige Stellung in den Gebieten des geistigen Lebens; ihr zuerst gelang es, den Kreis der Hierarchie zu durchbrechen, der das Abendland umfaßte, (so wie ähnliche Glaubensformen das Morgenland,) und dem ursprünglichen Sinne der positiven Religion ohne willkührliche Satzung wieder Raum zu machen in der Welt. Eine Tendenz, die sich überall in Europa Eingang verschaffte, am meisten aber der eingeborenen Art und Natur des deutschen Geistes entsprach, aus dessen unergründeter Tiefe sie unwider-

ſtehlich hervordrang. Man könnte denen beiſtimmen, welche in dieſer Epoche, der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine goldne und claſſiſche Zeit deutſcher Bildung die wenigſtens niemals verbreiteter war erblicken, hätten nicht die theologiſchen Streitigkeiten allzuſehr im Vordergrund geſtanden. Das Fürſtenthum, das dabei ſo viel gethan, bekam dadurch eine feſtere Grundlage. Ueberall vereinigte die Ausſchließung oder Umbildung der geiſtlichen Gewalten die Stände der verſchiedenen Landſchaften um ihre Fürſten her: es war die Epoche, wo die landſtändiſchen Einrichtungen, beſonders im Norden und Oſten von Deutſchland, am meiſten geblüht haben. Nur in einem Stücke, der geiſtlichen Verfaſſung, wich man und zwar ſo wenig als möglich ab: alle andre geſchichtlich überkommene Momente behielt man bei oder verſtärkte ſie.

Dieſe eine Abweichung aber reichte hin, um noch einmal eine das ganze Weſen bedrohende Gefahr hervorzurufen: ſie ſchürzte den Knoten für die ferneren Geſchicke des deutſchen Volkes und deutſchen Geiſtes.

Der von demſelben angefochtene und in weiten Gebieten beſeitigte Katholicismus hatte indeſſen — von mancherlei Mißverſtändniß und Mißbrauch befreit, aber zugleich aufs neue mit dem Geiſt der Verdammung und Verfolgung erfüllt — ſich wieder in den ausſchließenden Beſitz des ſüdlichen Europa geſetzt, wo ihm die größte Monarchie die es gab, die ſpaniſche, der die Schätze von Indien zu Gebote ſtanden, eine unbedingte Hingebung

bewies, dann ſich auch in Deutſchland abermals ausgebreitet und aller Vorkehrungen ſpottend die geiſtlichen Gebiete überwältigt. Unter den weltlichen Fürſtenhäuſern waren zwei, wiewohl auch ſie manchmal zweifelhaft geweſen, den übrigen doch zuletzt nicht beigetreten, ſondern die lebhafteſten Verfechter der reſtaurirten Doctrinen geworden, das bairiſche und das öſtreichiſche. Von dem erſten leuchtet ein, daß es dabei ſeine Kräfte in einer mißverſtandenen Rolle verſchwendet hat. Öſtreich dagegen, obgleich in ſeinem innern Beſtand nur Territorialfürſtenthum, eben wie die übrigen, hatte doch, da es ſeit ſo langer Zeit die kaiſerliche Würde bekleidete, ein unverkennbares, mächtiges Intereſſe, die Idee der alten Reichsgewalt zu erneuern; die religiöſen Irrungen, weit entfernt, das Kaiſerthum zu ſchwächen, gaben ihm vielmehr, da die geiſtlichen Reichsſtände die ihm früher ebenfalls widerſtrebt jetzt ihren vornehmſten Rückhalt an ihm fanden, die Möglichkeit und die Ausſicht, eine das Ganze umfaſſende Macht in dieſem Bunde wiederzuerlangen.

Und ſo brach ein Krieg aus, der Deutſchland dreißig Jahre lang verwüſtete. Wohl iſt eine große Nation nie von einem verderblicheren heimgeſucht worden: es war zugleich ein innerer und ein auswärtiger: die Würfel wurden über das politiſche und geiſtige Leben der Nation zugleich geworfen. Wir werden noch ein Wort davon zu ſagen haben. Hier berühren wir nur den Erfolg, welchen Alle kennen, daß, wenn es einen Augenblick geſchie-

nen, als ſolle der Proteſtantismus und das mit ihm verbundene territoriale Fürſtenthum vernichtet oder doch auf ein überaus geringes Maß von Selbſtändigkeit zurückgebracht werden, ſich dieſes zuletzt vielmehr nicht allein unangetaſtet behauptete, ſondern noch zu größerem Anſehn emporſtieg; auch das Kaiſerthum wurde zwar in ſeiner Verbindung mit den geiſtlichen Reichsſtänden, alſo keineswegs machtlos aufrecht erhalten, aber doch mit ſo viel Schranken oder vielmehr Gegenwirkungen umgeben, daß ein Unternehmen wie das letzte niemals wieder zu erwarten war.

Hiedurch nun trat das Landesfürſtenthum auf eine neue Stufe der Macht. Bei den erſten Regungen noch nicht recht gebildet war es erdrückt worden, dann hatte es ſich in ſeiner Beſonderheit aufgeſtellt, hierauf ſich den großen allgemeinen Beſtrebungen der Nation hingegeben und dadurch ſich ſtändiſch befeſtigt, jedoch immer unter dem Schutze einer gemäßigten Reichsgewalt: jetzt aber war es wenigſtens im Norden und Oſten von derſelben beinahe unabhängig, und was die Hauptſache, es durfte in die allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten mit eingreifen. Für die Einheit und äußere Macht der Nation war es ohne Zweifel ſchon zu ſtark geworden. Wenigſtens erwuchſen ihm auch ſchwere und große Pflichten: die eine, die uns noch als die wichtigere erſcheint, dem Einfluß entgegenzutreten, welchen fremde Staaten in jenem Kampfe erworben und welcher die deutſche Nation

nach außen hin alles Anſehns zu berauben, nach innen zu zerſetzen drohte; die andre, in ihrem Gebiete die öffentlichen Dinge ſo zu ordnen, daß ſie zu dieſem Zwecke dienen konnten und zugleich die allgemeine Wohlfahrt befördert wurde.

Auf dieſer Grundlage nun und, wenn wir nicht irren, in eigenthümlichem Bewußtſein dieſer Pflichten hat ſich neben den übrigen auch das brandenburgiſch-preußiſche Territorialfürſtenthum entwickelt und iſt zu der größten Macht von allen aufgeſtiegen.

Was durch den großen Gang der Dinge, die in Niemandes Willkühr geſtanden, nothwendig geworden war, eine europäiſch-deutſche Stellung zu ergreifen und eine innere auf ſich ſelber beruhende Ordnung zu gründen, iſt wenn auch anderwärts verſucht, doch hier hauptſächlich durchgeſetzt worden.

Unſer erſtes Buch ſoll darſtellen, wie dies vornehmlich im ſiebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geſchah; dazu müſſen wir uns aber wohl die Zeit nehmen, von den erſten Anfängen auszugehen, um wenigſtens im Allgemeinen zu überblicken, worauf alles beruht, wie eins aus dem andern gefolgt iſt.

Ansicht der älteren Geschichte.

Die Mark Brandenburg gehört zu den Landschaften, die bei dem allgemeinen Vorrücken der deutschen Nation nach Osten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gebildet wurden: sie ist ursprünglich, wie Schlesien, Meklenburg und Pommern, wie Preußen und Liefland, eine deutsche Colonie auf einem noch wenig cultivirten Boden; unter diesen Bildungen konnte sie wohl von Anfang als die in sich kräftigste angesehen werden.

In den benachbarten Provinzen waren es die slawischen Fürsten selbst, welche die Einwanderung der Deutschen in ihre Gebiete begünstigten; unläugbar ist, daß sie dadurch mit ihrer Herkunft und Vergangenheit in einen gewissen Widerspruch geriethen; an den entfernteren Küsten, wo ein Ritterorden in Besitz gelangte, erhob sich doch bald zwischen den Ansiedlern, die er herbeiführte und die immer blieben, und dem wechselnden Zuzug des Ordens, der zur Herrschaft berechtigt war, ein innerer Gegensatz; in den brandenburgischen Marken dagegen gewährte das deutsche Fürstenhaus, unter dem die Colonisation vollzo-

gen ward, derſelben einen gleichartigen Mittelpunct, um den ſich alles natürlich anſchloß. Auf den Grund der Rechte dieſes Fürſtenhauſes, des ascaniſchen, — mochten ſolche nun auf Erbeinſetzung oder Kauf oder Abtretung beruhen, — geſchah die Beſitznahme: ſehr allmählig, ſo daß die Einrichtungen der alten deutſchen Landſchaften, wie der Nordmark, ſich in den neu erworbenen feſtſetzen konnten, und dabei, da man immer das Schwert ziehen mußte, mit einer kriegeriſchen Anſtrengung, die alles lebendig erhielt; über dem zahlreichen Adel, der ſich zum Anbau und zur Vertheidigung anſiedelte, den Bisthümern und Stiftern, welche neben den geiſtlichen auch kriegeriſche Pflichten übernahmen, den wohlgeordneten Städten und Bauerſchaften, ſo mannichfaltige Vorrechte auch den Meiſten ertheilt werden mochten, erhob ſich die ſtarke markgräfliche Gewalt, welche alles zuſammenhielt und vorwärts brachte. Die Ascanier waren ein ſtreitfertiges und bildſames, unaufhörlich erwerbendes[1] und zugleich freigebiges Geſchlecht, auf deſſen Spuren Leben ſproßte. Unter den deutſchen Fürſtenhäuſern nahmen ſie früh eine bedeutende politiſche Stellung ein. Ihre Erwerbungen erſtreckten ſich über Thüringen, Meißen, die Lauſitz und Schleſien; die churfürſtliche Würde, die ſie behaupteten, gab ihnen und dem Lande einen hohen Rang im Reiche; in der Neumark und in Pomerellen wichen die Polen vor ihnen zurück; an der pom-

1. Pulkawa bei Dobner Monum. III, 212. Joannes et Otto fratres adolescentes sancti, — in concordiae unione — insimul. opprimentes hostes exaltantes amicos et terras et reditus ampliantes. —

merſchen Küſte beſchützten ſie die deutſchen Städte vor der däniſchen Übermacht.

Es ſteht dahin, ob es ihnen gelungen ſein würde, dieſe Macht weiter zu entwickeln, doch war ihnen nicht beſchieden, das auch nur zu verſuchen.

Man ſagt, noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ſeien einſt ihrer neunzehn dieſes Geſchlechtes auf dem Markgrafenberge bei Rathenau beiſammen geweſen; im Jahre 1320 war von allen kein Erbe mehr übrig.

Wenn noch einmal ein angeblicher Ascanier, Waldemar, Glauben fand, ſo zeigt das nur, wie tief gewurzelt in den Gemüthern die Verehrung dieſes Geſchlechtes war. So iſt nach dem Untergang der Hohenſtaufen ein neuer Friedrich II erſchienen, ſo haben jener falſche Sebaſtian und Demetrius nach dem Abſterben der alten Dynaſtien in Portugal und in Rußland Anhänger gewonnen: es iſt wie eine genealogiſche Lebensform; denn nur ungern und ſchwer gewöhnten ſich vor Alters die Völker, die angeſtammten Fürſtengeſchlechter nicht mehr an ihrer Spitze zu ſehen.

Und in Brandenburg ließ es ſich wirklich an, als ſollte der Untergang des Hauſes auch das Verderben des Landes nach ſich ziehn. Es gerieth in Verbindung mit der Reichsgewalt, um welche aber Wittelsbach und Luxemburg ſtritten, ſo daß die Entzweiungen dieſer Geſchlechter auch hier ausgefochten wurden, und ihre auf fremdartigen Geſichtspuncten beruhende innere und äußere Politik,

ihre Macht und ihre Ohnmacht hieher zurückwirkte. Gleich im Anfang verlor die Mark ihre Nebenlande; bald darauf durften ein Erzbischof von Magdeburg, ein Herzog von Meklenburg ungestraft Gewaltsamkeiten gegen sie ausüben: damit hing zusammen, daß endlich eine Familie mächtiger Edelleute, im Besitz von mehr als zwanzig festen Schlössern, an der Spitze eines kriegerischen Gefolges, das von Schutzgeldern und Lösegeldern genährt ward, eine das fürstliche Ansehn zugleich usurpirende und doch unmöglich machende Gewalt ausübte; — heute sah man einen Quitzow von einer Stadt, die sich seinem Schutze anvertraut hatte, mit Saitenspiel und Festlichkeit empfangen und nach Hause geleitet; morgen aber glaubte sich derselbe, weil ihm das Schutzgeld nicht bezahlt worden sei, berechtigt, das Vieh von den Gemeindeweiden wegzutreiben; die ihm nachsetzenden Bürger sprengte er auseinander und warf die angesehensten von ihnen in seine Thürme. Raub und Krieg war die Regel: Friede und Vertrag die Ausnahme. Je näher man der Mark kam, sagt ein gleichzeitiger Chronist,[1] desto unsicherer reiste und wanderte man; ein Jeder hat sich der Gewalt überhoben, die er gehabt, und nur gethan, was ihn gelüstet.[2] Bis

1. Wusterwitz, dessen Schilderung dieser Zeiten im Original leider noch nicht wieder aufgefunden ist, bei Angelus Annales Marchiae S. 185.

2. Die Mark, die leider langzyter von krieg und andre stucke wegen swerlich vervallen und als verderblich geweſt ist. Urk. vom 8 Juli 1411 bei Riedel Cod. dipl. II, III, 178. Das Latein bei Buchholz Geschichte der Churmark, V, 174 ist noch deutlicher: Mar-

endlich der letzte Luxemburger, Kaiser Sigmund, sich eingestand, daß er, mit den Irrungen des Reiches und der Kirche vollauf beschäftigt, die Herrschaft in der Mark nicht behaupten könne, und mit der Ausübung derselben einen Freund und Verwandten betraute, der ihn dagegen mit Geld unterstützte, und dem er auch sonst die größten Verpflichtungen hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Friedrich gehörte einem Hause an, dessen Ursprung sich vor dem Auge des Forschers in die zweifelhafte Ferne der Jahrhunderte zurückzieht, wo die übriggebliebenen Aufzeichnungen die Namen auch sehr angesehener Geschlechter noch nicht genau unterscheiden. Mit historischer Gewißheit finden wir seine Ahnherren zuerst im Besitze der Reichsfeste Nürnberg, von wo aus sie sich durch Erbe oder Kauf oder Lehen, glücklich und geschickt, in den fränkischen Kreisen oberhalb und unterhalb des Gebirges ausbreiten. An den allgemeinen Angelegenheiten des Reiches und der Christenheit nahmen sie auf das lebendigste Theil. Einer von ihnen hat die Wahl Rudolfs von Habsburg zum Kaiser vermittelt und denselben von den kleinen örtlichen Fehden, in denen er begriffen war, zu den Geschäften des Reiches abberufen, welche sein Haus groß machen sollten. Ein anderer hat in der Schlacht von Nikopolis mitgefochten und dem damaligen Heerführer der Christen, seinem Schwager Sigmund, das Leben gerettet.

chiam misere proh dolor bello aliisque calamitatibus afflictam et ruinae totali proximam.

Dies ist der Bruder Friedrichs, der demselben Sigmund durch ein entschlossenes Eingreifen bei der Wahl hauptsächlich die Krone verschafft hat[1] und jetzt zuerst als sein Verweser in der Mark erschien.

Es war schon etwas, daß einmal wieder nach so langer Zeit ein kräftiger und kluger Mann es wagte die Mark regieren zu wollen. Im offenen Felde konnte er nichts gegen die Gewalthaber ausrichten: er siegte dadurch, daß er die vierzehn Schuh dicken Mauern ihrer festen Schlösser, hinter denen sie bisher unangreifbar gewesen, mit dem ungefügen aber wirksamen Geschütz, das er sich verschafft hatte, niederlegte. In wenigen Jahren brachte er es dahin, daß er einen Landfrieden verkündigen konnte,[2] nach welchem ein Jeder, der sein oder der Seinen Feind sei, als der Feind Aller betrachtet und verfolgt werden sollte. Doch würde alles nur vorübergehend gewesen sein, hätte nicht der Kaiser, der selbst ohne Sohn war, nach so trefflichen Proben von Thatkraft und durch neue Dienstleistungen gewonnen, dem Burggrafen das Churfürstenthum erblich überlassen. Andere seiner Ansprüche und Rechte brachte Sigmunds Tochter an Östreich. Für die Mark und die Zollern ist der wichtigste Tag ihrer ältern Geschichte der 18 April 1417, wo Kaiser Sigmund auf dem Markt von Constanz den Burggrafen feierlich be-

1. Böhmer Regesta imperii 1246 — 1313 S. 59. Kopp, König Rudolf I, 813.
2. Urkunde bei Raumer Codex diplomaticus Brandenb. I 82.

lehnte, ihm die Fahne mit dem Wappen der Mark in die Hand gab und ſeine Huldigung als Churfürſt empfing.[1]

Dem Lande entſprang daher die Ausſicht, ſich wieder aufzunehmen und in Zukunft wieder einmal etwas zu bedeuten. Dem Hauſe der Zollern ward ein Schauplatz der Thätigkeit und des Ruhmes eröffnet, der ihrer Kräfte würdig war und dieſe ſelbſt hervorrufen mußte.

Churfürſt Friedrich I und ſeine beiden Söhne, Friedrich II und Albrecht, genannt Achilles, die ihm nach einander folgten, gemahnen an die ſagenhaften Heroen des Alterthums, welche, aus der Ferne kommend, autochthoniſchen Stämmen Ordnung und Zucht bringen und dadurch ihre Macht begründen.

Wie oft hat Friedrich I noch das Schwert ziehen müſſen, um den Frieden zu behaupten, den er geſtiftet; er hielt für erlaubt, zu dieſem Zwecke die Glocken der Kirchen in Kanonen umgießen zu laſſen. Die Mannhaftigkeit ſeines Weſens ſchloß eine liberale Beſchäftigung mit der Literatur nicht aus. Man weiß, daß er Petrarca kannte und liebte; ſeine deutſchen Leſebücher hat er werth genug gehalten, um ihrer in ſeinem Teſtamente zu gedenken. Die perſönlichen Berathungen der Reichsfürſten damaliger Zeit hatten das Gute, daß ſie im wiederholten Meinungsaustauſch mit Gleichſtehenden angeborne Geiſtesgaben weckten und zur Reife brachten. In den kirchlichen und

1. Eine ächte Schilderung der Ceremonie in dem Schreiben der Frankfurter Geſandten bei Aſchbach Kaiſer Sigmund II, 444.

rechtlichen Angelegenheiten bewies Niemand mehr Einsicht und Mäßigung als Friedrich I; in seinem Hause zu Basel ist den Hussiten der erste Friedensgruß geboten worden.

Friedrich II, weniger glücklich im Felde als durch die Unterhandlung, hat doch die Altmark von den Ansprüchen auf Lehnsherrlichkeit oder unmittelbare Herrschaft, welche die Erzbischöfe von Magdeburg bisher festgehalten hatten, befreit und die Neumark von dem deutschen Orden, dem sie so lange verpfändet gewesen, zurückerworben.[1] Man sollte sein Andenken bei dem Schlosse erneuern, das er nach unzähligen Widerwärtigkeiten endlich aufgerichtet hat zu Cöln an der Spree in der Mitte der wiedervereinigten Marken; oder vielmehr dieses Schloß ist sein Denkmal. In dem Eifer einer erwerbenden und herbeibringenden Thätigkeit, wie sie auch ihm eigen war, trug er doch Sorge, wie er in seinem letzten Willen sagt, seinen Nachkommen nicht etwa unrechtes Gut zu hinterlassen. Man kann diese Urkunde, die zugleich ein Glaubensbekenntniß ist, und vornehmlich die Statuten der Ritterbrüderschaft, die Friedrich II auf dem Berge bei Altbrandenburg errichtete, nicht lesen, ohne von dem stillen Wehen eines Geistes moralisch-religiöser Reinheit berührt zu werden, welchen er in sich nährte.[2] Der unmittelbare Zweck des

1. Chmel Regesten Friedrichs III, S. 178 gedenkt des Privilegiums Friedrichs III, nach welchem alles, was von der Mark Brandenburg unbillig abgekommen, nach Gebühr wiederherbeigebracht werden sollte.

2. Hie hebt sich an die Furrede in unser lieben Frauen Brüderschaft ꝛc. mit noch andern Urkunden, bei Joh. Dav. Köler Sacra et

Ordens war wohl, die noch oft hadernden Ritterschaften der märkischen und fränkischen Lande in dieser höhern Gesinnung zu vereinigen.

Und nimmt man dann ein Denkmal des Albrecht Achilles zur Hand, die Anordnungen, die er für seine Kriege gegen Pommern aufsetzen ließ, so bemerkt man, daß dieser Fürst mit dem persönlichen Heldenmuth, der ihm seinen Beinamen verschafft hat, den Geist, wir wollen nicht sagen eines Feldherrn, aber eines kundigen Heerführers von militärischer Einsicht und taktischem Verdienste verband.[1] Obgleich seine Thätigkeit sich größtentheils in andern Gegenden bewegte, so ist er doch auch für die Mark unvergeßlich. Er hat das Recht der Lehnsherrlichkeit über Pommern erneuert, das so unendlich wichtige Folgen nach sich gezogen. Wie er hier die streitigen Grenzen der Ukermark bestimmte, so behauptete er Crossen und Züllichau gegen eine an sich bei weitem überlegene Macht, die des Matthias Huniades; er hat den Umfang der Marken festgesetzt, wie derselbe, einige unbedeutende Erwerbungen abgerechnet, später geblieben ist.

Nach ihm schieden sich die beiden Linien des Geschlechtes auf länger als ein Jahrhundert.

Die jüngere, welcher die fränkischen Fürstenthümer ge-

illustris sodalitas b. Mariae virginis in monte ad vetus Brandeburgum; in den Scriptt. Rer. Brandenburgicarum I, 571.

1. Markgraf Albrechts Anschlag über die Randow zu ziehen und verwandte Stücke: mitgetheilt von Raumer in Lebeburs Archiv I, S. 271. Es scheint als ob er neue Verbindungen der verschiedenen Waffen versucht habe

hörten, reich mehr an unternehmenden Männern als an Schätzen oder Gebiet, bewegte sich hauptsächlich in den allgemeinen Geschäften des Reiches und der Welt, und es gelangen ihr noch mannichfaltige Erwerbungen.

Die ältere, welcher die Churwürde und der Besitz der Marken zugefallen, die nun erst wieder ein Land für sich wurden, widmete sich vornehmlich den innern Angelegenheiten derselben.

Man kann diese Churfürst-Markgrafen weder in großen Erfolgen, noch auch an persönlicher Fähigkeit mit den Stiftern der Macht vergleichen, aber es waren ehrenwerthe Männer, von Eifer und Bestreben, die sich den dringenden Aufgaben die sie fanden mit unermüdlicher Arbeit unterzogen.

Wir wollen hier nicht die Einzelnheiten ihres Lebens erörtern; hauptsächlich haben sie, getrieben und unterstützt von dem Geiste ihres Jahrhunderts, die großen Ideen, die dem menschlichen Leben in der Gesellschaft zu Grunde liegen, Recht, Religion und bürgerliche Verfassung, an ihrer Stelle zu verwirklichen gesucht.

Man darf wohl sagen, daß die deutschen Rechtsbücher, in den Zeiten einer unkräftigen höchsten Gewalt verzeichnet, sich an das Besondere anschließend, den Sinn der Absonderung und Autonomie nähren. In dem römischen Rechte dagegen, das die Elemente eines geordneten Zustandes, wie es in einem solchen entstanden ist, in sich trägt, sind die allgemeinen Ideen wissenschaftlich ausgear-

beitet; es setzt eine starke Staatsgewalt voraus, welche Allen gerecht wird.

Von dem größten Einfluß war es nun, daß im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nach dem Vorbilde von Kaiser und Reich, auch der Churfürst von Brandenburg Joachim I sich alle Mühe gab, dem römischen oder, wie man sich ausdrückte, dem geschriebenen kaiserlichen Rechte, das er allein als Recht anerkannte, das Übergewicht über die Landesgewohnheiten zu verschaffen. In einem seiner Edicte erhebt er sich zum Begriff des Prinzipates: er verfügt, wie die Kaiser pflegen, aus Vollkommenheit seiner Macht und rechtem Wissen.[1] Es geschah nicht deshalb allein, daß die Universität Frankfurt gestiftet wurde; sie sollte ganz im Allgemeinen den Eingebornen Gelegenheit geben, wie die Urkunde sagt, sich das Kleinod der Wissenschaft zu erwerben,[2] doch hatte ihre Errichtung einen unmittelbaren Bezug auf das Recht. Der erste Kanzler war Doctor der Rechte von Bologna; der erste Ordinarius der Juristenfacultät hatte, sowohl in Rom als am Reichskammergericht, den theoretischen Studien die Praxis hinzugefügt; bald finden wir einen namhaften Professor der Rechte, den seine von Bewunderung ergriffenen Zuhörer die Gasse erfüllend aus dem Hörsaal nach Hause begleiten. Ein neuer allgemeiner Gerichtshof ward gegründet, in welchem nach römischem Rechte gesprochen

1. Urkunde, mitgetheilt von Raumer in Lebeburs Archiv V, 329.
2. pro acquirenda scientiae margarita; ein Ausdruck, der ohne Zweifel aus dem brandenburgischen Antrage stammt.

werden ſollte; nicht als ob damit alle perſönlichen und corporativen Gerechtſame wären aufgehoben worden; es war ſchon genug, daß man in den allgemeinen Grundſätzen der Rechtspflege dazu überging.[1] Dieſem Gerichtshof unterwarfen ſich die mächtigen Edelleute, die dem Land- und Hofgerichte bisher Widerſtand geleiſtet. Der Fürſt, auf deſſen Gerichtszwang alles beruhte, behielt ſich vor, auch die Hinterſaſſen der bei der Zuſammenſetzung deſſelben zugezogenen Stände zu hören, denn keinem Menſchen könne er Recht verweigern. Wenn Fehde und Gewaltſamkeit aufhörten, ſo rührte das hauptſächlich von der Veränderung der Rechtsbegriffe her, welche dieſelben nicht mehr begünſtigten noch zuließen.

Dann aber trat die große Umwandlung der kirchlichen Zuſtände ein, welche man als die Reformation der Kirche bezeichnet.

Die Mark war, wie die ſpäter eingerichteten Landſchaften überhaupt mit geiſtlichen Stiftungen ſehr reichlich verſehen. Wenn die Berechnung, daß 10000 Geiſtliche in derſelben gelebt, nicht aller Wahrheit entbehrt, ſo iſt es klar, welch einen Werth es hatte, eine ſo große Anzahl von Eingebornen und Inſaſſen, die ſich hauptſächlich als Glieder einer allgemeinen Körperkraft fühlten, dem Lande

1. So möchte ich dieſe Sache faſſen, die eine der beſprochenſten Controverſen brandenburgiſcher Rechtsgelehrten und Hiſtoriker bildet Vgl. Riedel: Geſchichtliche Nachrichten vom märkiſchen Provinzialrechte in deſſen Magazin I, 32. Laspeyres: die Reception des Römiſchen Rechtes in der Mark Brandenburg in Reyſchers und Wildas Zeitſchrift VI, 1.

und dem bürgerlichen Leben zurückzugeben. Überdies aber wollte man nicht mehr an fremde Bisthümer steuern; der Ablaß sollte nicht mehr verkauft werden können, weder zum Bau der Peterskirche in Rom noch, wie wohl geschah, zum Behuf eines Krieges gegen die Russen als Feinde der lateinischen Christenheit. Die Geister waren der Benutzung religiöser Gefühle zu weltlichen Zwecken und der unzähligen Mißbräuche hier so gut müde, wie anderwärts.

Der Fürst, der die Neuerung wagte, ging dabei von dem Gedanken aus, daß, da keins von den beiden obersten Häuptern die Hand anlege, er durch die Pflicht, womit er Gott verwandt, sowohl gehalten als berechtigt sei, dazu zu schreiten. Er hob den Begriff des Fürstenthums so stark hervor wie sein Vater, doch würde er so wenig wie dieser etwas erreicht haben, wären nicht die Stände auf seiner Seite gewesen.

Überhaupt, wie stark sich auch immer die Hohenzollern auf die Berechtigung der höchsten Gewalt stützen, so ist ihnen doch das Wichtigste, was sie vornahmen, nur durch die Beistimmung ihrer Stände gelungen.

Mit ständischer Bewilligung ist jener erste Landfriede von 1414 ausgerufen worden; die versammelten Stände haben die Stadt Berlin genöthigt, sich dem Fürsten zu unterwerfen; als später ein anderer Widerstand in der Altmark auftauchte, hat sich die Mehrheit derselben als Gerichtshof constituirt und die Widerstrebenden zum Gehor-

ſam verurtheilt;[1] die Stände haben das Geld zur Erwerbung der Neumark aufgebracht und die Behauptung des Anrechts auf Pommern aus allen Kräften unterſtützt; mit Verwilligung von Herren, Rittern und Ständen iſt das Kammergericht gegründet worden; auf den Entſchluß Joachims II haben die Angeſehenſten unter den verſchiedenen Ständen eingewirkt und, als er ausgeſprochen war, ſind ſie ihm alle beigetreten. Auf ihren Rath wurden die Säculariſationen begonnen, welche zwar auch ihnen zu gute kamen, aber vor allem der fürſtlichen Gewalt eine breitere Grundlage verſchafften.

Bei dieſer lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten konnte es gar nicht anders ſein, als daß die Stände auch zu großem Einfluß auf dieſelben, zum Mitbeſitz der Macht gelangten. Da ſie die erforderlichen Steuern bewilligten, „aus Treue und gutem Willen", wie ſie ſagten, „nicht aus Pflicht", ſo ward ihnen auch die Verwaltung, ſowohl Einziehung als Verwendung derſelben größtentheils überlaſſen. Bei der Berathſchlagung der allgemeinen Geſchäfte wurden Landräthe von Adel den fürſtlichen Hofräthen zur Seite gegeben.[2] Es führte ſich jenes fürſtlich-ſtändiſche Regiment ein, wie es der Proteſtantismus überhaupt hervorbrachte. Unter Jo-

1. Raumer Codex diplomaticus II, 201.
2. Landtagsreceß mit denen Städten 2. October 1549 bei Mylius Corpus Cont. March. VI, p. 76. 78. Articul denen Landſtänden verſchrieben ibid. S. 88. 1550. 14. October.

hann Georg, den man den Ökonomen nennt, weil er die verfallene Haushaltung wiederherſtellte, waren Fürſt und Stände, Adel und Städte, die geiſtliche und die weltliche Seite in einem guten Gleichgewicht. Das Land war beſſer angebaut als jemals und reich durch einen blühenden Handel. Von allgemeiner politiſcher Bedeutung konnte noch nicht die Rede ſein, doch übte der Fürſt, namentlich in Verbindung mit ſeinem Nachbar in Sachſen, einen nicht geringen Einfluß auf das Reich aus.[1] Die ascaniſche Markgrafſchaft war nicht allein wiederhergeſtellt, ſondern ungemein gehoben und durchgebildet. Den hohenzollerſchen Fürſten war es gelungen, die titaniſchen Mächte zurückzudrängen, welche den öffentlichen Frieden ſtörten, ein großes, von allen Seiten geſchmälertes Gebiet wieder zu vereinen und zu behaupten, durch das Ergreifen neuer und fruchtbarer Gedanken das Land zur Gemeinſchaft an dem allgemeinen geiſtigen Leben der Welt herbeizuziehen, alles in Verbindung mit den Ständen, die eben darum zu einem großen friedlichen Gemeinweſen mit ihnen zuſammenwuchſen.

Wenn aber nun die Mark den im Ganzen zufriedenſtellenden Zuſtand des Gedeihens und der Blüthe theilte, in welchem ſich das proteſtantiſche Deutſchland befand, ſo ward ſie auch von denſelben Gefahren bedroht, die aus

1. Malaspina avertimenti al Pp. Sisto V 1586. Il duca di Sassonia e Marchese di Brandenburg saliti in tanta riputatione che erano assoluti arbitri della Germania nè facea S. M. cosa alcuna se da questi non fosse prima approbata.

jenem Vordringen der reſtaurirten katholiſchen Doctrin, die alles wieder rückgängig zu machen drohte, entſtanden.

Den Vorfechtern derſelben war in dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts kein andres Haus ſo widerwärtig und in der That ſo ſehr im Wege als gerade das brandenburgiſche.

Nicht als ob daſſelbe an ſich mehr zu bedeuten gehabt hätte als andere oder beſonders feindſeliger Geſinnung geweſen wäre: dies war vielmehr nicht der Fall; die Hohenzollern hatten bis dahin allezeit ein gutes Vernehmen mit dem von Alters her befreundeten Hauſe der Habsburger gepflogen; gemäßigte Fürſten wie Maximilian II und Joachim II ſtehen trotz des verſchiedenen Bekenntniſſes nicht ſehr weit auseinander; aber ſo eben wuchſen den Brandenburgern Rechte zu, welche ihr Anſehn gewaltig vermehren und dem Proteſtantismus in ihnen eine der vornehmſten Stützen verſchaffen mußten.

Die Markgrafen der fränkiſchen Linien hatten, wie berührt, während die Churfürſten in ihrem Lande beſchäftigt waren, einige anſehnliche Erwerbungen gemacht und andre vorbereitet. In Schleſien hatten ſie Jägerndorf und einige benachbarte Beſitzungen durch Kauf an ſich gebracht, werthvoll beſonders durch den Einfluß auf dieſe noch faſt als unabhängig betrachtete und ſich durch ſich ſelber regierende Provinz, den ſie gewährten. Noch bei weitem wichtiger war es, daß ein Glied dieſes Hauſes, Markgraf Albrecht der Ältere, Gelegenheit und dringen-

den Anlaß gefunden, jenen Ordensſtaat in Preußen, freilich erſt nachdem er die große Hälfte ſeiner Beſitzthümer verloren hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, unter dem Schutze des nahe befreundeten Jagelloniſchen Königs von Polen, der ſich ſonſt ohne Zweifel auch der andern Hälfte bemächtigt hätte, und mit Beiſtimmung der Stände. Beides in ihrem Urſprung, ihrer Cultur und Religion den Marken nahe verwandte Länder. Überdies aber hatte der Sohn Albrechts, durch ſeine Vermählung mit Maria Eleonore von Cleve, der ein auf beſonderen kaiſerlichen Verſicherungen beruhendes Erbrecht zuſtand, ſeinen Nachkommen und ſeinem Hauſe einen ſehr gegründeten Anſpruch an jenes Herzogthum verſchafft.

Nun geſchah im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, daß die verſchiedenen Linien der fränkiſchen Markgrafen bald nach einander ausſtarben und alle ihre Beſitzthümer und Anſprüche der churfürſtlichen anheimfielen.

Eine Combination, durch welche eine ganze Anzahl deutſcher Länder unter Ein Scepter kommen konnten, — Franken, Preußen, die Marken, Cleve und Jülich, und ein ſchleſiſches Fürſtenthum, — eine Ländermaſſe, wie ſie in Deutſchland ſeit Heinrich dem Löwen, deſſen Stellung jedoch einen ganz andern Charakter trug, nicht vereinigt geweſen war.

Sei es, daß Joachim Friedrich den Neid fürchtete, den eine Verbindung aller dieſer Länder erwecken mußte, oder daß es ihm an dem politiſchen Muthe fehlte,

um eine Sache von so großer Aussicht zu unternehmen; er faßte den Gedanken nicht, sie insgesammt in Eine Hand zu bringen und beisammen zu behaupten.[1] Er zog es vor, die Ansprüche, welche seine Halbbrüder machten, mit den fränkischen Fürstenthümern zu befriedigen; mit den schlesischen Besitzungen versorgte er seinen zweiten Sohn. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, daß sein ältester Sohn das östliche und das westliche Land, Cleve und Preußen mit den Marken vereinigen sollte.

Es war aber vergeblich, zu hoffen, daß die Mißgunst dadurch vermindert werden würde. Östreich konnte sich in die Bildung einer deutschen Macht nicht finden, die auch so der eigenen um ein gutes Theil näher kam als irgend eine andre. Daß diese aber eine protestantische war und dem bisher schwankenden Wesen der Evangelischen im Reich einen neuen Rückhalt darbot, erregte die ganze Aufmerksamkeit und Besorgniß der vordringenden katholischen Restauration.

Der damalige Reichsvicekanzler hat den Kaiser aufgefordert, sich besonders der Erwerbung von Jülich und Cleve zu widersetzen — nicht etwa, weil sich rechtlich etwas dagegen einwenden ließe, was er weit entfernt ist, zu behaupten, sondern weil die Macht der vom römischen Glauben Abtrünnigen dadurch unendlich wachsen müsse:

1. Eben „um dieser hoch angelegenen, beschwerlichen Sachen willen, der preußischen, jülichschen, jägerndorfschen," ward der Geheime Rath eingerichtet. Ordnung desselben nach dem corrigirten Exemplar vom $\frac{13}{23}$ Dez. 1604 in Klaproth und Cosmars Staatsrath p. 300.

ſchon richte ſich ihre ganze Hoffnung auf das brandenburgiſche Haus.[1] In jenen weſtlichen Ländern keine unabhängige oder widerwärtige Regierung aufkommen zu laſſen, war immer einer der vornehmſten Geſichtspuncte der ſpaniſch-öſtreichiſchen Politik geweſen: dieſen hielt ſie feſt; es kam darüber am Niederrhein zu nicht viel weniger als offener Fehde.

Da nun aber dergeſtalt der kaiſerliche Hof, im Widerſpruch mit der bisherigen gemäßigten Behandlung der Reichsgeſchäfte, ſich durch die Rückſichten der Religionspartei bewegen ließ, einem Erbanſpruch entgegenzutreten, an deſſen Rechtsbeſtändigkeit man ſonſt nicht zweifelte, ſo war an keine weitere Freundſchaft zu denken; Brandenburg mußte ſeine provinciellе und der lutheriſchen Weiſe gemäß friedfertige Haltung aufgeben; es ſchloß ſich dem Bunde deutſcher Fürſten an, welche ſich der katholiſirenden Richtung, die in den Reichsgeſchäften die Oberhand bekam, entgegenzuſetzen entſchloſſen war; Johann Sigismund, der älteſte Sohn Joachim Friedrichs, der ohnehin in der lutheriſchen Lehre und Ceremonie noch zu viel Annäherung an den Katholicismus erblickte, trug kein Bedenken, ſich dem entſchiedeneren Syſteme des Calvinismus beizugeſellen, deſſen Bekenner es hauptſächlich waren, welche jetzt den Krieg führten: nur noch mit Män-

1. Ein Aufſatz Lewins von Emden (in Lünigs Staatsconſilien) iſt wohl die Grundlage des bekannten ſtrahlendorfiſchen Gutachtens über dieſe Sache.

nern dieſer Geſinnung umgab er ſich; ſein geheimer Rath beſtand im Jahr 1615 faſt ausſchließlich aus eifrigen Reformirten.

In dem brach nun aber jener allgemeine Krieg aus, deſſen wir ſchon gedachten. Er entzündete ſich an den Irrungen in den öſtreichiſchen Erblanden, wo ein reformirter Fürſt ebenfalls ein anerkanntes Erbrecht und das bisherige Herkommen zwiſchen deutſchen Fürſten verletzt hatte; dann aber ergoß er ſich über Deutſchland: zuerſt über die, welche an den böhmiſchen Unruhen Antheil genommen, darauf über deren Verbündete und Freunde, dann über die, welche ſich erhoben, um dieſe nicht ganz zu Grunde richten zu laſſen, wenn ſie auch an den böhmiſchen Irrungen nicht den mindeſten Antheil genommen; von Oberdeutſchland wogte er nach Niederdeutſchland fort; der Katholicismus, einig in ſich ſelbſt und ſiegreich, faßte die Abſicht, die alten Formen der Kirche und die Hierarchie des Reiches wie ſie geweſen wiederherzuſtellen und zur ausſchließenden Herrſchaft zu erheben.

Wenn man den Urſachen dieſes plötzlichen Verderbens der Proteſtanten nachforſcht, ſo liegt die vornehmſte in ihrer beſchränkten Auffaſſung der Dinge, dem Nichterkennen ihrer gemeinſchaftlichen Gefahr.

Das Ständeweſen, das überall eingerichtet worden, beruhte auf der Vorausſetzung der Alle ſchützenden, Allen gerechten kaiſerlichen Gewalt. Man konnte ſich nicht zu der Anſicht ſo zu ſagen entſchließen, daß das Kaiſer-

thum einen andern Charakter annehme und eine andere Richtung verfolge. Die würtembergiſchen Stände haben aufgehört, die Beiträge, welche die Vertheidigung der Grenzen möglich gemacht hätten, zuſammenzubringen, eben in der Zeit, als die Gegner ſiegreich an denſelben erſchienen. Hie und da beſchäftigte ſich eine nie zum Ziel gelangende Berathung noch mit der Anordnung eines Defenſionswerkes, als der Feind ſchon in das Land eindrang. Oder man hatte die Vertheidigung ſo eingerichtet, daß dem Fürſten nur ein beſchränktes Directorium davon in den Händen blieb. Wie ganz anders die Autonomie des katholiſchen Fürſtenthums, wo man von den Päpſten und den italieniſchen Fürſten regieren gelernt, wo nur Ein Wille in jedem Lande gebot,[1] und lange Zeit alle in einem großen Bewußtſein ihres gemeinſchaftlichen Zweckes zu einander hielten.

In dieſen Ruin ward nun auch Brandenburg, und zwar aus demſelben Grunde verwickelt.

Die Verbindung der verſchiedenen Landſchaften war weit entfernt, eine Machtvermehrung hervorzubringen; eine jede war vollauf mit ſich ſelbſt beſchäftigt, in der wichtigſten aber, auf welche das Meiſte ankam, der Churmark, hatte die Veränderung der Religion und des politiſchen Syſtems eine Verſtimmung zur Folge, die alle Kräfte lähmte. Die Niederlage des böhmiſchen Königs, welche

1. Maximilian von Baiern regierte 39 Jahre ohne die Stände zu berufen. Rudhart, Geſchichte der Landſtände von Baiern II, 270.

das allgemeine Verderben begann, hat man in der Mark ſogar gern geſehn und ſich ihrer gefreut. Als aber der Krieg ſich den Landesgrenzen näherte, hielten es die Stände für hinreichend, wenn ſie die Feſtungen beſetzten, wohin die beſte Habe geflüchtet war; auch hiefür bewilligten ſie gleich von Anfang nur 3000, dann mit abnehmendem Eifer nicht mehr als 900 Mann; übrigens, meinten ſie, ſei es genug, nur in kaiſerlicher Devotion zu verharren. Von der Lage der Welt und dem Kampfe der großen geiſtigen und politiſchen Mächte kam keine Ahnung in ihren provinciellen Sinn.[1] Die Folge war, daß die wallenſteinſchen Regimenter, ohne weitere Rückſicht auf eine vermeinte Neutralität, ſich über die märkiſchen Städte und Kreiſe ergoſſen und die Geldkräfte, welche man nicht gegen ſie anwenden wollen, ſich nun als gute Beute anmaßten.

Nun erſt entwickelten ſich die umfaſſenden Entwürfe der ſiegreichen Gewalt auch für das blödeſte Auge.

Ein kaiſerlicher General ward mit einem der angeſehenſten Reichsfürſtenthümer belehnt. Wie ſehr ward dadurch die Selbſtſtändigkeit des erblichen Fürſtenthums, an das ſich bisher das Meiſte angeſchloſſen, was noch in Deutſchland geſchehen war, überhaupt gefährdet. Was Einem geſchah, davon waren Alle bedroht.

Wenn man ſich erinnert, wie viel die Einziehung der

1. Briefwechſel des Churfürſten Georg Wilhelm mit David von Lüderitz bei König, Hiſtoriſche Schilderung von Berlin I, 326.

geiſtlichen Güter zur Begründung der Territorialmacht beigetragen, ſo ſieht man wohl, was es zu ſagen hatte, daß jetzt die Rückgabe dieſer Stifter durch die kaiſerliche Gewalt geboten ward.

Aus den wiedergewonnenen Einkünften ſollte eine große Univerſität in Norddeutſchland errichtet werden, unter der Leitung der Jeſuiten, um auch die Doctrinen auszurotten, auf welchen die damals gebildeten Zuſtände beruhten.[1]

Eben in unmittelbarer Nähe der Marken traten Repräſentanten der veränderten Reichsgewalt, wie der kaiſerliche General in Meklenburg, ſo in dem bisher mit der Mark in Verbindung gehaltenen Hochſtift Magdeburg ein öſtreichiſcher Prinz als Inhaber des Erzbisthums auf. Aber ſchon forderte man auch die brandenburgiſchen Stifter zurück, nicht allein ſie ſelbſt, ſondern zugleich die davon ſeit einem halben Jahrhundert gezogenen Einkünfte. Unter dieſem Geſichtspuncte ſah man auch das Herzogthum Preußen an: man ſagte laut, es ſei ein Kirchengut und müſſe zurückgegeben werden.

Solchen Abſichten mit Erfolg und Nachdruck entgegenzutreten, war die damalige brandenburgiſche Regierung nicht fähig. In Zeiten, wo der für die Menſchen wirk-

1. Verzeichniß der Abteien, Stifter und Klöſter, welche im ober- und niederſächſiſchen Kreiſe durch die Commiſſarien renovirt worden (bei Maillath Geſchichte von Öſtreich III, 168), weiſt deren mehr als 120 nach, ohne der Bisthümer und Erzbisthümer zu gedenken. Dieſe Commiſſarien ſchlugen die Gründung der Univerſität vor, etwa in Goslar, Hameln oder Nordhauſen — ungefähr in den Bezirken von Göttingen und Halle. Ibid. 474.

ſamſte Antrieb in der Confeſſion lag, war hier der größere Theil des Geheimen Rathes calviniſtiſch, die Geſammtheit der Stände lutheriſch, der erſte Miniſter katholiſch. Jede Richtung, die in den allgemeinen Weltverhältniſſen die Oberhand gewann, fand bei einem oder dem andern Anklang und riß den Fürſten, der nicht ohne Verſtand, aber unkriegeriſch und ſeiner Ohnmacht mit Verdruß ſich bewußt war,[1] mit ſich fort, ſo lange ſie ihm Hoffnungen erregte, bis denn die Zeit kam, wo dieſe ſich in Beſorgniſſe verwandelten. Auch das geſammte übrige proteſtantiſche Deutſchland vermochte nicht einem Gange der Dinge wie dieſer Einhalt zu thun.

Und wollte doch Niemand meinen, daß auf ſolche Weiſe das Reich zu ſeiner alten Ordnung und Freiheit hätte wiederhergeſtellt werden können! Denn nur auf einer gegenſeitigen Anerkennung der verſchiedenen Elemente konnte Deutſchland beruhen. Hier wäre nur das mühſam entwickelte ächteſte Leben der Nation zerſtört worden. Die Gewalt wäre an einen Fürſten gekommen, den man überredet hatte, er gehe für ſein Gewiſſen am ſicherſten, wenn er in allen Dingen ſeinem Beichtvater folge. Den Geiſtlichen und den Soldaten wäre zuletzt alles zur Beute geworden.

1. Relatione di Germania 1628 bezeichnet ihn als di bell' aspetto, di buon ingegno, ma non troppo vivace ni belligero. — — — Er ſagt einmal: Hiobs Geduld werde geprieſen, weil er von Gott heimgeſucht worden, die ſich aber von Menſchen vexiren, bravüren und mit Stillſitzen das ihrige nehmen laſſen, die wird kein Hiſtorienſchreiber loben können. Nach einem Brief von Schwarzenberg bei Cosmar: Schwarzenberg S. 52.

Schon trat ein Zuſtand ein, in welchem die katholiſchen Reichsſtände — denn das Prinzip der Territorialmacht konnten auch ſie nicht fallen laſſen — in Aufregung geriethen: der Papſt fürchtete für ſeinen Sitz in Rom und rief die alte Eiferſucht des franzöſiſchen Hofes gegen das Haus Öſtreich zu Hülfe. Indeß mußten die nordiſchen Proteſtanten alle Tage beſorgen, von dem fortſchreitenden Bekehrungskriege erreicht zu werden.

Eine große politiſche Wahrnehmung erhob ſich im allgemeinen Zuſammentreffen der die europäiſche Welt bildenden Kräfte.

So wie die Fortdauer des Territorialfürſtenthums und des Proteſtantismus zweifelhaft wurde, ſo erwachte auch ein Gefühl davon, daß dieſelbe doch für das europäiſche Gleichgewicht oder die unabhängige Entwickelung der übrigen Nationen und Mächte unentbehrlich ſei. Die Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten forderte ein ſelbſtändiges proteſtantiſches Fürſtenthum vornehmlich im deutſchen Norden.

Wir müſſen aber bekennen, daß wir damals nicht im Stande waren, uns ſelber zu helfen und die alte Bedeutung wiederzugewinnen.

Es mußte ein fremder Fürſt ſein, der, im Intereſſe zugleich ſeines Landes und der Religion die Waffen ergreifend, die Kriegsgewalt brach, welche die evangeliſchen Fürſtenthümer zu erdrücken im Begriff ſtand.

Welch gefährliche Nothwendigkeit war es aber, dieſer

Hülfe zu bedürfen. Die Befreiung verschaffte der Macht, die sie vollzog, ein Übergewicht, das die Geschicke von Deutschland nun erst vollkommen verwickelte.

So lange ging es noch, als der geistreiche und wohlwollende König am Leben war, der diese Sache zuerst in Gedanken gefaßt und so durchgeführt; nach dessen Tode aber blieb nur der nackte schwedische Eigennutz übrig, vertreten von gewaltsamen Heerführern, die nur noch für sich selber fochten, und von einem gewandten Diplomaten, der ganz Europa herbeizog, um seinen Zweck zu erreichen.

Kaum von dem Verderben befreit, das ihnen ihr gesetzmäßiger Oberherr, der Kaiser, bereitet hatte, sahen sich die evangelischen Stände durch die Übermacht der Verbündeten, die ihnen zu Hülfe gekommen, zu einer andern Art von Unselbständigkeit verdammt.

Indem dann einige von ihnen sich wieder dem Kaiser zugesellten, der, durch das Unglück belehrt, zu der gemäßigten Stellung zurückzukehren suchte, welche er früher eingenommen, zogen sie den Ingrimm der krieggeübten Religionsgenossen auf sich, die sie auch mit jener Hülfe nicht zu bestehen vermochten.

Gerade in diesen Zeiten der Ohnmacht trat ein Fall ein, für den die brandenburgischen Fürsten seit Jahrhunderten Rechte erworben, die Erledigung des Herzogthums Pommern. Jetzt aber nahmen die Schweden, die sich schon in Besitz gesetzt hatten, dies ihnen wohlgelegene Land für immer in Anspruch. Nur vergebens verbündete sich

der Churfürſt mit dem Kaiſer, um es ihnen zu entreißen und die Reichsrechte, die zugleich ſeine eigenen waren, daran geltend zu machen. Statt eine neue Provinz zu erobern, bewirkte er, daß die vornehmſte der ältern zum Tummelplatz des wildeſten Krieges diente, welcher von allen deutſchen Landſchaften keine härter heimgeſucht hat als die Mark Brandenburg, die faſt in eine Einöde verwandelt wurde.

Mitten in dem Verderben der allgemeinen und der eigenen Angelegenheiten, ohne Troſt noch Ausſicht, ſtarb Georg Wilhelm, und ſein einziger Sohn, ein junger Mann von 20 Jahren, trat an ſeine Stelle.

Churfürſt Friedrich Wilhelm.

Den Vortheil hat das Unglück zuweilen, daß es Männer erzieht. Daß der junge Fürſt in ſeinem Knabenalter vor den herumſchwärmenden Kriegsſchaaren ſeine Zuflucht bald nach den Forſten von Letzlingen, bald hinter die Mauern von Cüſtrin nehmen müſſen, kam ſeiner perſönlichen Ausbildung vielleicht beſſer zu Statten, als wenn er in ruhigem Genuß, der nachgiebigen und überfüllenden Erziehungsweiſe eines Hofes aufgewachſen wäre. Dann hatte man ihn nach den Niederlanden gebracht, an die freien Werkſtätten univerſaler Gelehrſamkeit, zu den befreundeten Oraniern. Schon war er Mannes genug, die einmal gefaßten guten Grundſätze nicht in einer Stunde der Verführung zu vergeſſen. Vor allem aber, was er erlebte, iſt das wichtigſte, zugleich das einfachſte, daß er ein Land kennen lernte, welches, obgleich in den allgemeinen Krieg verwickelt, ſich dennoch eines unvergleichlichen innern Gedeihens erfreute: die Republik ſtand damals in ihrer höchſten Blüthe.

Sein angeſtammtes Erbe dagegen fand er, als er zu-

rückkam, ohne Zuſammenhang der verſchiedenen Beſtandtheile, bis zur Vernichtung aller Kräfte verwüſtet, den Gewaltſamkeiten der kriegführenden Mächte jeden Augenblick preisgegeben, ohne haltbare Politik.

„Auf der einen Seite," ſagt er in einem Aufſatz, der aus ſeinen erſten Regierungsjahren übrig iſt, „habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiſer; ich ſitze zwiſchen ihnen und erwarte, was ſie mit mir anfangen, ob ſie mir das meinige laſſen oder nehmen wollen." [1] Wenn er die bibliſchen Geſchichten lieſt, — die einzigen, welche ſich damals den Gemüthern recht einprägten, — ſo will ihn faſt bedünken, als ſei niemals ein Fürſt in einer ähnlichen Bedrängniß geweſen wie er, weder David noch Salomo habe es jemals ſo ſchwer gehabt zu finden, was zu thun.

Er hatte ein Gefühl dafür, daß er ſich vom Kaiſer nicht leichthin trennen dürfe; aber zu glauben, daß ihm von demſelben eine nachhaltige Hülfe kommen könne, wäre eine willkührliche Selbſttäuſchung geweſen; er erkannte ſeinen Zuſtand mit vollkommener Deutlichkeit. „Was wäre", ruft er aus, „dem Kaiſer mit Fürſten gedient, die ſich von Land und Leuten verjagen laſſen?"

Vor allem mußte er in der Mark erſt wieder Herr zu werden ſuchen, wo jener Miniſter ſeines Vaters, Graf

1. Bedenken, ob ich eine Partei jetzt oder ins künftige nehmen ſoll: O. D. eigenhändig, in dem Königlichen Kabinetsarchiv zu Berlin; das älteſte archivaliſche Actenſtück, das ich für dieſe Arbeit benutzt habe, und eins der merkwürdigſten von allen.

Schwarzenberg, eine beinahe unabhängige Stellung einnahm und, mit den Anführern des Heeres, welches zugleich unter kaiserlicher Autorität geworben war, verbunden, die alte Politik fortzusetzen gedachte. Man kann nicht ohne Erstaunen und Antheil lesen, wie Friedrich Wilhelm seine Fesseln brach, jene Anführer, welche zugleich in den Festungen befehligten, in seine Gewalt brachte und sich ihrer entledigte; man wird dabei an die kühnen und glücklichen Stratageme italienischer Parteigänger erinnert; nur daß hier das Talent dem guten Rechte diente; der von seinen Vätern erbauten Festen und des alten Erblandes mußte sich der Fürst durch eine Verbindung von List und Gewalt bemächtigen. Gegen den Minister bedurfte es weder eines Verfahrens noch vollends einer Gewaltthat, wie man so lange geglaubt hat. Sein Ende ist vielleicht auch anthropologisch merkwürdig. Schwarzenberg war in einem gereizten, zwischen dem Gefühl von Krankheit und Gesundheit schwankenden Zustande, als eines Tages die Hauptleute eines dem Kaiser verpflichteten Regiments mit Ungestüm rückständigen Sold von ihm forderten, so daß er ihnen eine Zahlung aus seiner eignen Casse leisten mußte, und gleich darauf ihm auf weitem Umwege, aber um so sicherer die Kunde zuging, daß sein neuer Fürst ihm ungnädig sei.[1] Wir dürften

1. Das ist wohl der Sinn der Nachricht, die er von Regensburg bekam, „welchergestalt ein Oberster berichtet, er hätte zu Königsberg einen Sr. Churfl. Durchlaucht vornehmen Diener verstanden, daß es übel um Sie (den Grafen Schwarzenberg) stünde — dar-

nicht ſagen, daß er ſchuldbewußt war: aber er mußte wiſſen, welch ſchwere Verſchuldung ihm dieſer beimaß. In dieſem Augenblicke ſah man ihn von einem Fieberſchauer ergriffen, der ihm in wenigen Tagen den Tod gab. Die Elemente, die er hatte zuſammenhalten wollen, gingen auf immer auseinander; er fühlte ſich von beiden Seiten her von ihrer Feindſeligkeit betroffen; die Vernichtung der Politik, wie er ſie befolgt, machte ſeinem Daſein ein Ende.

Nicht mehr ſo ganz an den Kaiſer gebunden, durfte Friedrich Wilhelm den Schweden einen Schritt näher treten. Es koſtete ihm noch eine ſchwere und langwierige Unterhandlung, aber er bewirkte doch, daß ſie endlich die märkiſchen Ortſchaften räumten, die ſie noch inne hatten; auch die Heſſen wichen aus dem weſtlichen Cleve, und er konnte wieder freier Athem holen. Hierauf war ihm möglich, worauf alles ankam und wozu man ihm faſt das Recht beſtreiten wollte, eine kleine bewaffnete Macht aufzuſtellen, die ihm in der Mitte der um ihn her fluthenden Heereszüge eine gewiſſe Sicherheit und ein eignes Anſehen verlieh. Er bedurfte ihrer für die Friedensunterhandlungen, die indeß begannen, aber bei jedem Schritt von Kriegsthaten unterbrochen und am meiſten durch Kriegsgefahren gefördert wurden.

über Sie zu beben anfingen. — Schreiben der Geh. Räthe 14. März 1641 bei Cosmar: Schwarzenberg. Beilagen 54. Der Churfürſt war bis an ſein Lebensende überzeugt, daß ihm der Graf nach dem Leben geſtanden. Er hat davon noch 1683 dem engliſchen Geſandten geſprochen.

Daran ließ ſich bei denſelben nun ſchon gar nicht denken, daß jene Erwerbungen hätten verhindert werden können, deren Ausſicht einſt die Gegner in ſo große Bewegung geſetzt hatte. Im Jahre 1647 ſchloß Friedrich Wilhelm einen Vertrag mit Pfalz Neuburg ab, durch den er die für die Auseinanderſetzung des cleveſchen Erbes getroffenen Grundlagen nach langem Bedenken anerkannte, dabei aber über einige Unbequemlichkeiten der früheren Verabredungen hinwegkam und ſich den Beſitz zweier Grafſchaften, von denen die eine, die Mark, beinahe als die vornehmſte im Reiche erſchien, und des alten Herzogthums Cleve an den weſtlichen Grenzen des Reiches ſicherte.[1] Beide Fürſten kamen überein, ihren Vertrag dem Kaiſer zur Beſtätigung vorzulegen, aber ihn auch alsdann zu beobachten, wenn dieſe nicht erfolge; in der Behauptung des Geſammtbeſitzes gegen Jedermann gemeinſchaftliche Sache zu machen. Ein nicht geringer Vortheil, daß darauf im Friedensinſtrument zu Osnabrück dieſe Anordnung ſtillſchweigend anerkannt, wenigſtens der vielfach rege gemachten anderweiten Anſprüche nicht namentlich gedacht wurde.

Und wo waren die Zeiten hin, wo der deutſche Or-

1. Düſſeldorf 8. April 1647. Bei Dumont VI, 1, 392. Vgl. Helwing, Geſchichte der brandenburgiſch-preußiſchen Staaten III, 425. Ein Vergleich von 1649 vervollſtändigte den Tractat in Bezug auf Ravensberg. Der Erbvergleich vom 9. September 1666 verwandelte auf dieſer Grundlage hauptſächlich den proviſoriſchen Zuſtand in einen definitiven.

den eine Wiedererwerbung des Herzogthums Preußen hatte hoffen dürfen?

Eben ſo wenig aber ließ ſich der innere Beſtand der Mark Brandenburg antaſten. Für die deutſche Hierarchie handelte es ſich jetzt um ganz andere Dinge, als die Herbeibringung der landſäſſig gewordenen Stifter.

Von den frühern Beſitzthümern des Hauſes fehlte nur noch eins, das Herzogthum Jägerndorf, das der Kaiſer eingezogen und weiter vergeben hatte, worüber ſich mit dieſem eine beſondere Discuſſion entſpann; in den allgemeinen Verhandlungen dagegen war beſonders von einem andern Lande die Rede, deſſen Abtretung für das Reich und für Brandenburg von gleicher Bedeutung war, dem Herzogthum Pommern.

Endlich erklärten Kaiſer und Reich, die das Recht des Hauſes Brandenburg anerkannten, es ſei ihnen doch unmöglich, daſſelbe dabei zu ſchützen.

Friedrich Wilhelm antwortete: Pommern ſei ein Land, das Gott ſeinen Vorfahren und ihm gegeben, er wollte wünſchen, man ließe ihn dabei;[1] zu Kaufe ſtehe es ihm nicht: ſolle er es aber verlieren, auch nur zum Theil, ſo müſſe man ihm eine Entſchädigung verſchaffen, die ihm genüge.

Doch fand er damit ungemeine Schwierigkeiten: er

1. In einer Berathung am 2. Mai 1647 ſagt er unter andern: die brandenburgiſchen Stände ſeien gehalten, ihn in dem Unternehmen auf Pommern zu unterſtützen, da ſie zum Prager Frieden gerathen.

klagt wohl: eben diejenigen von seinen Nachbarn, die am meisten auf die Abtretung gedrungen, seien die größten Widersacher seiner Entschädigung. Allein schon war er zu mächtig, als daß man es hätte darauf ankommen lassen dürfen, ihn ganz auf die Seite der Franzosen oder Schweden zu treiben[1]: man entschloß sich endlich zu dem in der Reichsgeschichte entscheidenden Schritte, für die Abtretung von Vorpommern — denn das übrige mit Camin ließ man ihm — die Stifter Halberstadt, Minden und Magdeburg zu seinen Gunsten zu säcularisiren. Späteren ist diese Entschädigung unverhältnißmäßig groß erschienen: das war jedoch damals nicht die Ansicht[2]: am wenigsten dürfte man glauben, daß Friedrich Wilhelm damit zufrieden gewesen wäre. Von allen Fürsten des brandenburgischen Hauses ist er der einzige, der je eine ernstliche Hinneigung zu Seewesen und Seemacht gezeigt hat. Wie oft hat er sich in seiner Jugend geträumt, von Cüstrin her, die Odermündungen hinaus, lauter gehorsame Gestade vorüber nach Preußen schiffen zu können. Der Aufenthalt in den Niederlanden hatte diese Vorliebe in ihm nicht erzeugt, aber verstärkt. Wie schwer es ihm wurde, in die Abtretung zu willigen, sieht man daraus, daß er bald nachher der Krone Schweden für die Rückgabe von Pom-

1. Ne Galli affectum Brandenburgicorum lucrarentur soli. Adami Relatio de pace Osnabr. p. 458.

2. Contarini Relatione della pace di Munster findet es eine ricompensa di maggior entrata se bene non di tanta consequenza, quanto quella della Pomerania ceduta, stanti i riguardi del Baltico.

mern nicht allein die drei Stifter, ſondern überdies noch 2 Millionen Thaler angeboten hat.[1]

Wie wir heute die Sache anſehen, darf man es für ein Glück halten, daß ihm ſein Wunſch nicht gewährt ward. Brandenburg gelangte in eine Verbindung mit dem mittleren und inneren Deutſchland, deren Vortheile jene maritime Stellung reichlich aufwogen.

Und ſo ging das Haus Brandenburg, ohne doch eine Eroberung gemacht zu haben, mit einem ohne Vergleich ausgedehnteren Beſitz aus dem Kriege hervor, als es in denſelben eingetreten.

Doch war mit der bloßen Erwerbung einer Anzahl von Provinzen noch nichts, was für die Entwickelung von Deutſchland oder von Europa von Werth geweſen wäre, ausgerichtet; es mußte ſich erſt zeigen, ob der Fürſt, dem die Behauptung ſeiner Rechte gelungen, nun auch die Politik ergreifen würde, welche die allgemeine Lage der Dinge von ihm forderte.

Ihm kam die geſicherte Autonomie der Territorial-

1. Schreiben an Salvius vom 28. Dez. 1648: Ganz wahr ſey, was der osnabrückiſche Canzler ihm geſagt, „daß ich gegen ihn gedacht hätte, wann es der Cron Schweden beliebig, ich allemal gerne und willig für das Pommeriſche Theil und Fürſtenthum Rügen, ſo der Cron vor ihre Satisfaction bewilligt worden, nicht allein die drei Stifter als Magdeburg, Halberſtadt und Minden, ſondern auch noch 2 Millionen jedoch auf leidliche Termine und Jahre aufzubringen und zu geben angeboten. Würde es für eine ſonderbare Freundſchaft von Ihrer kön. Würde und der Kron zu ſchätzen haben, wenn es der Herr, bevorab als ein vornehmer Miniſter dahin befördern und bringen könnte, und würde er mich hiedurch zum höchſten obligiren.“

macht, in ihrer Verbindung mit der protestantischen Kirchenform, die in dem Frieden festgestellt ward, unendlich zu Statten. Ohne Zweifel mußte man vor allen Dingen stark genug sein, um dieselbe zu behaupten. Die Erfahrung hatte gezeigt, was aus dem Mangel an kräftigen und widerstandsfähigen Staatsbildungen für Deutschland erfolgt war. Wenn es nun einmal zwei entgegengesetzte religiöse Prinzipien im Reiche geben sollte, so mußten sie einander auch das Gleichgewicht halten können, damit nicht immer der eine oder der andere Theil gegen jede ihm drohende Gefahr sich nach fremder Hülfe umzusehen brauchte.

Früher hatte man es mit Bündnissen versucht, aber sie waren immer zersprengt worden oder an innerem Zwiespalt gescheitert. Welch ein Vortheil für den deutschen Protestantismus, wenn nun eine Macht entstand, die aus eigener Kraft sich zu vertheidigen und gegen fremdartige Welteinwirkungen zur Wehre zu setzen vermochte.

Doch bestand nicht darin allein das Erforderliche; man konnte sogar sagen, daß Schweden das religiöse Prinzip allezeit in Schutz nehmen werde. Aber war dies alsdann auch der deutsche Gedanke des Protestantismus, der niemals von Kaiser und Reich abgelassen? Wurde dadurch nicht einer dem Wesen nach fremdartigen Staatsrücksicht ein überaus nachtheiliger Einfluß auf die innersten Beziehungen des deutschen Gemeinwesens gestattet? Im Kriege waren den beiden Mächten, die durch denselben

ins Reich geführt worden, ſchon anſehnliche Abtretungen zugefallen, in Folge unerträglicher Gewaltthaten; mußte man nicht darauf denken, das Verlorene wiederzugewinnen? Das Anſehen des deutſchen Namens mußte gegen ſie aufrecht erhalten oder vielmehr erſt hergeſtellt werden. So geſellte ſich dem Intereſſe des Landesfürſtenthums und der Religion ein gemeindeutſches hinzu, welches die Schärfe des erſteren milderte. Wie die Verfaſſung des deutſchen Reiches damals geworden, ſo geſtattete ſie ein ſelbſtändiges Ergreifen und Verfolgen beider Geſichtspuncte: man mußte nur im Stande ſein, es mit eigener Macht zu unternehmen.

Dazu aber gehörte für Brandenburg vor allem Andern, daß die vereinigten Landſchaften nicht mehr von fremden Gewalten abhingen, wie das in ſo hohem Grade der Fall war, ſo lange das Herzogthum Preußen eine Provinz von Polen ausmachte.

Als die noch nicht durch große Unfälle gezügelten Schweden im Jahre 1654 den nur unterbrochenen Krieg gegen die Krone Polen wieder aufnahmen, Anfangs mit unwiderſtehlichem Erfolg, gerieth Friedrich Wilhelm dort im Oſten in eine Lage, wie die, worin er ein Jahrzehend vorher in Deutſchland geweſen.

Es würde uns zu tief in entlegene Verwickelungen führen, wollten wir die Politik erörtern, die er in jedem Moment dieſer wechſelvollen Ereigniſſe einhielt; — wie er Anfangs eine neutrale Stellung behaupten zu können

gedachte, dann sich genöthigt sah, mit den Schweden sogar gemeinschaftliche Sache zu machen, hierauf wieder von dieser Bundesgenossenschaft abwich und mit dem Könige von Polen Vertrag einging. Das Wichtigste ist, daß er in diesen Kämpfen sich eine Armee bildete, die dem brandenburgischen Namen nach so langem Verfall der ursprünglichen Streitfertigkeit durch große Kriegsthaten wieder einmal Ansehen verschaffte, und daß er die drückende Unterordnung auflöste, in der er sich zur Krone Polen befand. Was die Schweden bewilligt, konnten auch die Polen nicht verweigern, als er zu ihnen zurücktrat. Bei einer feierlichen Zusammenkunft zu Bromberg, im November 1657, unter freiem Himmel beschworen König und Churfürst den Vertrag, durch welchen das Herzogthum Preußen seiner bisherigen Lehnsverbindung entlassen und für souverän erklärt wurde.[1] Die späteren Kriegserfolge und die Friedensschlüsse von 1660 gaben der neuerworbenen Unabhängigkeit Bestätigung und anerkannte Gewähr. Es ward möglich eine Politik zu verfolgen, die nicht mehr jeden Augenblick durch auferlegte fremdartige Rücksichten in Verwirrung gerieth.

Dann konnte man schon eher daran denken, ein Staatswesen auszubilden, wie es durch das allgemeine Verhältniß gefordert ward.

1. Pactis sub nudo aethere utrinque jurejurendo firmatis. Pufendorf, Carolus Gustavus IV, 31, ein Buch, das neben desselben Verfassers Fridericus Wilhelmus auch für die brandenburgischen Dinge nicht ganz zu vernachläßigen ist.

Die durch die Dynastie vereinten Völkerschaften boten in so fern eine gute Grundlage dazu dar, als sie fast durchaus norddeutschen Ursprungs und protestantischen Glaubens waren, Menschen von einfachem starken und bildsamen Geiste: allein geographisch hingen sie wenig zusammen, durch den Krieg waren sie in ihrem Wohlstand tief heruntergebracht; sie hatten Verfassungen und hielten darüber, durch welche sie der höchsten Gewalt Fesseln anlegten und ihre Trennung unter einander zu behaupten suchten; die drei vornehmsten Länder, Cleve, Preußen und die Mark, stießen eins das andere durch Indigenatsrechte ab, kraft deren nur die Eingebornen der Provinz zu den Ämtern in derselben gelangen sollten; sie lebten lediglich in provinciellen Ideen: ihre Verbindung unter Einer Regierung reichte noch lange nicht hin, sie zu einem Staate zu vereinigen.

Nun sind dies überhaupt die Zeiten, in welchen die ständischen Vorrechte in Europa in Nachtheil geriethen: wo die unumschränkte Monarchie in Dänemark durch feierlichen Landesbeschluß eingeführt, in Schweden durch einen König, der seine Thätigkeit einmal auch nach dem Innern wandte, befördert wurde, Ludwig XIV nach den Unruhen der Fronde ein von Parlamenten und Prinzen unabhängiges Regiment errichtete, in England das restaurirte Königthum lange Zeit in glücklichem Fortgang begriffen war. Friedrich Wilhelm ward durch seine Stellung genöthigt und durch die sich bildende öffentliche Meinung des Jahr-

hunderts angetrieben, einen ähnlichen Kampf zu unternehmen: das Fürstenthum nach dem Begriff, der ihm davon beiwohnte, zu entwickeln.[1]

Im Herzogthum Preußen war derselbe am unvermeidlichsten und von sehr ernster Natur.

Dort war die Beschränkung der fürstlichen Macht bisher am weitesten gegangen. Der Kanzler durfte den Verordnungen des Herzogs das Siegel verweigern; die Oberräthe verwalteten den Haushalt und die Domänen desselben; der Landtag, zu dem die Abgeordneten mit Anweisung von ihren Kreisen versehen wurden, entschied in allen wichtigen Angelegenheiten; man darf sagen, Preußen bildete nicht viel weniger eine Republik als Polen, nur mit dem Unterschied, daß dieser Krone selbst dabei der größte Einfluß gestattet war. Der König von Polen maßte sich das Recht an, mißbeliebige Verordnungen zu vernichten; trug der Fürst Bedenken, so befahl der König; er setzte eine Frist, innerhalb welcher derselbe die erledigten Stellen nach den ihm gemachten Vorschlägen wieder besetzt haben müsse.

Man beurtheilt wohl das Verfahren des Churfürsten nicht richtig, wenn man darin einen Angriff auf diese Verfassung erblickt, es entweder tadelt als wohlerworbenen Rechten entgegenlaufend, oder auch vertheidigt, weil

1. Als er die Privilegien von Magdeburg bestätigte, so geschah es mit dem Zusatz: inwiefern solche seiner erbfürstlichen Hoheit nicht entgegen sein würden. Diese hielt er für primitiv. Urkunde bei Dreihaupt: Saalkreis I, 473.

das allgemeine Wohl ſonſt nicht habe gedeihen können; die Sache iſt: dieſe alte Verfaſſung beſtand ſchon nicht mehr: ſie beruhte auf der Einwirkung des Königs von Polen, welche durch den Vertrag von Welau und den Schwur von Bromberg aufgehoben worden. — Die Frage betraf vielmehr die Errichtung einer neuen Verfaſſung auf den Trümmern der alten.

Und da ſuchten nun die Stände den Rückhalt, den ſie am König verloren, durch neue Bedingungen, die ſie dem Churfürſten auflegen wollten, zu erſetzen. Faſt wie jene Aragoneſen, und die Ungarn nach der Handfeſte des Königs Andreas, waren ſie der Meinung, er ſolle ſie regieren, ſo lange er dieſe Bedingungen halte, aber nicht, wenn nicht. Sie forderten: vor jedem Landtag ſolle die Verwaltung unterſucht werden; wenn ſich finde, daß ihre Privilegien verletzt worden, ſo wollten ſie ihres Eides entbunden ſein.

Friedrich Wilhelm hatte keinen Begriff von einer Regierung dieſer Art. Er ſchlug den Ständen eine Verfaſſung vor, bei der er ihnen ſehr bedeutende Rechte, unter andren Mitaufſicht auf die Steuern, bewilligte; aber dabei blieb er immer [1], daß er die Macht behalten müſſe

1. „Und weiß man wohl, daß ſie ſich Dinge gegen meine Vorfahren angemaßt und vorgenommen, welche in ihren Freiheiten nicht begriffen ſein; daß ich alles gern klärlich geſetzt haben will, iſt die Urſach, daß ich meinen Kindern keine Schwierigkeiten nach meinem Tode verlaſſen möchte.“ Hinterließe er unmündige Kinder, ſo würden ſie denen nicht huldigen wollen. Schreiben an Schwerin 1662. 27. Febr. —

zu thun, was einem löblichen Fürsten zu thun gebühre.[1] Er wollte es vor allem zu festen Formen bringen.

Es kam hierüber zu dem heftigsten Gegensatz. Die Stände suchten ihre alte Verbindung mit dem Hofe von Polen zu erneuern, und es scheint fast, als habe sich auch hier ein gewisses Gelüste danach geregt; der Schöppenmeister Rhode, der sich in Königsberg zu dem Ansehen eines herrschenden Volksführers erhoben, dem Niemand zu widersprechen wagte, schlug einen Bund vor zur Wiederherstellung des glücklichen Zustandes, in welchem Preußen unter Polen gewesen, und ward seinerseits der königlichen Gnade versichert.[2] Churfürstliche Kriegsmannschaften besetzten die Landstraßen, um die Verbindung zwischen Königsberg und Warschau zu unterbrechen: dagegen zog die Stadt ihre Kanonen auf die kneiphöfischen Wälle. Als der Churfürst den Entschluß faßte, sich selbst in die Mitte dieser Unruhen zu begeben, ward seiner Familie nicht wohl zu Muth: wir sehen aus ihren Briefen, daß sie ihn Gott

1. Das beliebteste Handbuch deutscher Politik war damals Seckendorfs Fürstenstaat, worin es zwar für die Pflicht des Fürsten erklärt wird, seine Unterthanen als freigeborne Leute zu behandeln, seine Stände zu hören, die mit ihnen geschlossenen Abschiede und Verträge zu beobachten, die landesfürstliche Hoheit aber doch schon überwiegend erscheint. Der Zweck der Regierung wird in die Behauptung des gemeinen Nutzens und Wohlstandes in geistlichen und weltlichen Sachen gesetzt; dem Fürsten wird die richterliche und selbst die gesetzgebende Gewalt beigelegt; er muß die Kräfte haben, seine Regierung über Land und Leute nutzbarlich spüren zu lassen; er hat die Mittel zu gebrauchen, wodurch ungehorsame Unterthanen, auswärtige Feinde und alle, die Gewalt üben, zurückgedrängt werden können. (II, §. 1. §. 4. Erste Ausgabe des Buches 1656.)

2. Urkunden bei Baczko Geschichte Preußens V, 682.

und ſeinen Engeln empfehlen, damit nichts Böſes über ihn beſchloſſen werde.[1] Auch fand er den hartnäckigſten Widerſtand; nur durch ein entſchloſſenes Ergreifen des günſtigen Augenblicks konnte er den Schöppenmeiſter in ſeine Hände bringen; man hat ihm wohl geſagt, wenn man hundert Beſchwerden habe, und er ſtelle deren neunundneunzig ab, ſo werde man ihm um der hundertſten willen den Eid verſagen. „Ich thue hier nichts," ruft er einmal aus, „als daß ich mich in mir ſelber ereifere: Gott helfe mir von den Leuten, die keine Gründe hören."[2]

Allmählig aber machten ſich dieſe doch geltend. Viel zu weit waren die Stände gegangen: ſie lehnten ſich nicht ſowohl gegen ihren Fürſten, als gegen ein hiſtoriſches Ereigniß auf, das ſich nun einmal im Conflicte der europäiſchen Kräfte vollzogen, und welches rückgängig zu machen ſie nicht im entfernteſten fähig waren. Endlich entſchloſſen ſie ſich doch, die wichtigſten Fragen zu erledigen, ohne Rückſicht auf Polen: es ward eine Abkunft getroffen, bei welcher fürſtliche und ſtändiſche Rechte in eine Art von Gleichgewicht kamen: Friedrich Wilhelm fand ſie jenen ſogar noch vortheilhafter, als ſein urſprünglicher Antrag geweſen.[3] Am 16. October 1663 leiſteten ihm die

1. Schreiben der Landgräfin Hedwig Sophie vom 10. Septbr. 1662 bei Orlich: Friedrich Wilhelm 1836. Anh. S. 93.

2. Vgl. die Schreiben des Statthalters bei Orlich: Geſchichte Preußens im ſiebzehnten Jahrhundert. 1838. I. S. 329 f.

3. 16. Mai: An Schwerin. Hätten die Stände bei der Regimentsverfaſſung (die er vorgeſchlagen) mehr erhalten als jetzo bei dem Landtagsabſchied. Ich danke dem Höchſten, daß es jetzo ſo weit damit gekommen: der wolle mir ferners beiſtehen.

Stände die Huldigung als ihrem einigen, wahren, unmittelbaren Oberherrn.

Ein für die brandenburgiſchen und für die deutſchen Angelegenheiten überhaupt unendlich wichtiger Tag. Die geſchloſſenen Verträge wurden nunmehr erſt eine Wahrheit; der polniſche Einfluß hörte auf; es war die entſcheidende Gegenwirkung gegen die im funfzehnten Jahrhundert an Polen erlittenen Verluſte.

Doch war damit noch nicht der preußiſche Staat geſtiftet. Ein bloßes Aneinanderfügen der verſchiedenen Landſchaften, auch mit einiger Lebensfähigkeit der fürſtlichen Gewalt, hätte ihn überhaupt nicht zu Stande gebracht. Der Antrieb, etwas Neues zu bilden, lag in Verhältniſſen, die den Provinzen in ihrer Beſonderheit unverſtändlich blieben, in dem unbedingten Gebote der Politik, etwas für ſich zu bedeuten, auf eigener Kraft zu beruhen. Wir ſahen, wie dringend dies für Religion und Staat, für das deutſche Reich und das Syſtem von Europa war, doch hatte eigentlich nur der Fürſt ein deutliches Bewußtſein davon, dem die allgemeine Sache zugleich als die eigene perſönliche erſchien.

Alles ging von dem militäriſchen Geſichtspunct aus. Zwiſchen den kriegsbereiten Mächten, die ſich auf allen Seiten wetteifernd erhoben, mußte auch Brandenburg gerüſtet ſein. Einſichtige Zeitgenoſſen rühmen das, wie ſie ſagen, heroiſche Unterfangen des Churfürſten, ein ſtehendes Heer zu errichten, als das einzige Mittel, das deutſche Reich vor der furchtbaren Gewalt der Benachbarten

zu schützen. Es war eine Sache nicht der Willkühr und des Ehrgeizes, sondern der Nothwendigkeit. Man mußte nur die Mittel finden, ein solches Heer aufzustellen und zu erhalten, ohne das Land zu erdrücken. [1]

Diese durch freiwilliges Einverständniß den verschiedenen Ständen abzugewinnen, ist ein Gedanke, der in jenen Zeiten noch nicht gefaßt werden konnte und bei dem Vorwalten der provinciellen Begriffe ganz unausführbar gewesen wäre. Man konnte zunächst nur daran denken, die vornehmste und noch immer ergebenste dieser Landschaften, die Churmark, zu einer entsprechenden Bewilligung zu vermögen.

Wir haben diesen Versuch, von dem so viel abhing, ein wenig näher zu betrachten.

Man muß den märkischen Ständen zugestehen, daß sie ihren Fürsten bisher nach Kräften unterstützt hatten, namentlich bei der Wiedereinlösung der verpfändeten Domänen; ein Antrag der angedeuteten Art aber, der ihnen in einem Augenblick geschah, als sie des geschlossenen Friedens froh zu werden gehofft, im Jahre 1661,

1. Ausschreiben vom 14. October 1661. Wie dann die bisher geübte collectandi ratio fast gehäßig und viele Leute durch den bloßen Namen der Contribution in unserm Lande sich zu setzen abgehalten werden, auch große Streitigkeiten wegen Prägravation — sonderlich zwischen den Städten vorgehn, und dagegen doch in andern Orten fast eben so viel ja mehr gesteuert wird, nur daß es nicht durch dergleichen Collecten, sondern durch andere Mittel geschieht und dieselben in gutem Stande nicht allein verbleiben, sondern von Tage zu Tage an Volk und Reichthum zunehmen. (Manuscr. der Königl. Bibliothek.)

war ihnen im tiefſten Herzen zuwider. Sie riefen das Beiſpiel von Schwediſch-Pommern an, wo die auswärtige Macht, der das Land habe überlaſſen werden müſſen, das harte Joch doch erleichtere. Sie forderten den Fürſten auf, ſeinen Kriegsſtaat aufzulöſen, alle Regimenter, auch die Stäbe und Primaplana's zu entlaſſen, an keine weitere Anſchaffung von Geſchütz zu denken, die Truppen, die etwa zur Bewachung der Landesbefeſtigungen erforderlich ſeien, wieder auf Compagnien zurückzuführen. [1]

Friedrich Wilhelm verſetzte: er habe nun einmal die Behauptung ſeines Landes und Staates in die Waffen geſetzt, er wolle und müſſe in Kriegsbereitſchaft bleiben, denn von allen Seiten drohe ihm Gefahr; ohne Sicherheit des Landes ſei an keine Wohlfahrt deſſelben zu denken.

Der entſchiedene Wille des Fürſten, ſeine Ungnade, die ſie durch die anzüglichen Ausdrücke ihrer Eingabe verſchuldet zu haben ſpäter ſich ſelbſt anklagten, die Erinnerung an die ihnen durch die Reichsabſchiede auferlegte Pflicht bewogen die Stände, die Summe zu bewilligen, bei welcher er zuletzt ſtehen geblieben, 20000 Thlr. des Monats, und ſie ſofort in der bisherigen Form der Contribution umzulegen.

1. Exceptionsſchrift vom 27. Novbr. In den Niederlanden habe man dieſe Mittel externis necessitatibus tempore belli ergriffen; hier aber wolle man ſie in statu pacato den Ständen gegen ihre Privilegien obtrudiren, jeder Stand verharre am beſten bei ſeinem jus quaesitum. — In den circulis des h. Reichs, auch bei den großen Reichs- und Anſaſtädten ſey ein ſolcher modus contribuendi unerhört: er werde von den Juriſten gemißbilligt. (Ibid.)

So gering diese Summe auch scheinen mag, so drückend war sie doch damals; sie ward es doppelt durch die Form ihrer Beitreibung in dem erschöpften Lande.

Einen überaus betrübenden Eindruck macht eine Tabelle aus dem siebzehnten Jahrhundert, in der die Häuserzahl welche die märkischen Städte bei guter alter Zeit gehabt, mit der zusammengestellt wird, die sich nach den Stürmen des dreißigjährigen Krieges noch fand. In vielen waren die Hälfte, in andern zwei Drittheile, in einigen fünf Sechstheile der Häuser zu Grunde gegangen. Berlin hatte keine Vorstädte mehr und innerhalb seiner Wälle wenigstens ein Viertheil der Häuser weniger; es zählte nur 300 Bürger.

Und diese Städte nun wurden von der Contribution betroffen, die auf die bürgerlichen Grundstücke, besonders auf die Häuser gelegt ward. Die Auflage war nicht allein drückend, sondern sie hinderte jede Verbesserung. Wer sollte sich anbauen bei noch mangelndem Erwerb, mit der Gewißheit, daß ihn eine Steuer dieser Art treffen werde. Unaufhörlich sah man den Executionswagen mit den den Säumigen abgepfändeten Habseligkeiten durch die Straßen fahren.

Als sich die Deputirten der Landstände im Januar 1667 wieder versammelten, stellte sich heraus, daß man einem völligen Ruin entgegengehe, wenn man hierin keinen Einhalt thue. Der Churfürst kann nicht genug ausdrücken, mit wie jammervollen Wehklagen er täglich und

stündlich überlaufen werde.[1] Allein, fügt er hinzu, nachlassen könne er von seiner Forderung nichts; glücklich genug, wenn er nur nicht mehr verlangen müsse; er sehe keinen Ausweg, als es mit einer andern Steuer zu versuchen.

Schon öfters hatte er dies angekündigt und nach dem Muster der vereinigten Niederlande eine Verbrauchssteuer in Vorschlag gebracht; auch war wohl ein und der andere Versuch, eine solche einzurichten, gemacht worden, jedoch nur in sehr beschränktem Sinn und Umfang, und daher ohne durchgreifenden Nutzen; jetzt aber erneuerte der Fürst den Vorschlag auf das ernstlichste. Sein Gesichtspunct war, daß die Grundstücke der ihnen unerträglich fallenden Bürden erledigt, und dagegen von jedem Einwohner, gleichviel ob er ein Haus besitze oder nicht, der Schutz, den er genieße, durch einen Beitrag zu den allgemeinen Lasten vergütet werden solle.

Es gelang ihm jedoch auch diesmal nicht, bei dem Adel des Landes durchzudringen.

Die erste Entschuldigung der Deputirten, daß sie über eine Sache nicht berathschlagen könnten, über die sie nicht instruirt seien, da derselben in dem Einberufungsschreiben keine Erwähnung geschehen, erwiederte er mit der Anweisung, in ihre Kreise zurückzukehren und sich die man-

1. „Winseln und jammerlichen Klagden“: Propositton vom 26. Jan. 1667. Eine Klage der Frankfurter beschwert sich z. B. über die 1150 Thlr. monatliche Contribution, die ihnen aufliegen; mancher zahle 20 bis 30 Thlr.; man lasse seinen Kindern nichts als baufällige beschwerte Häuser und eine unsägliche Menge eingelöster Contributionszettel.

gelnden Instructionen einzuholen.[1] Aber die Berathungen, die hierauf in den Kreisen gepflogen wurden, hatten auch diesmal kein günstiges Ergebniß. Prälaten, Grafen und Ritterschaft von diesseit und jenseit der Oder und der Elbe bestärkten sich bei ihren Zusammenkünften nur in ihrem Widerwillen gegen die Neuerung. Als die Deputirten zurückkamen, brachten sie die Erklärung mit, daß die allgemeine Einführung einer solchen Steuer dem Adel unthunlich scheine, der alsdann von seinen Vorrechten nichts als den bloßen Namen übrig behalten werde.[2] Sie erinnerten an die Verdienste, welche sie sich um das Fürstenthum und dessen Macht erworben; der Churfürst, meinten sie, werde einen Stand, aus dem ihm so viel hohe Minister und tapfere Generale entsprungen, nicht den Bürgern und Bauern gleich machen; eben darin bestehe der Ruhm seiner Regierung, daß er alte Rechte zu schonen wisse.

Dagegen waren die Städte, von denen die Mehrzahl schon immer auf Seiten des Churfürsten gewesen, jetzt sämmtlich für seinen Vorschlag. Wo die Magistrate zö-

1. 6. Februar 1667 an die Altmärkische und Priegnitzische — Mittelukermärkische und Ruppinsche — Neumärkische Ritterschaft und Städte. Die Altmärkischen und Priegnitzischen Städte waren auf Seiten des Adels.

2. In toga et sago. Sie behaupten, die Ritterschaft sei nicht so eximirt, wie es scheine; sie müsse den Bauern Remissionen zugestehen, sonst würden diese nicht auf ihrer Hufe bleiben; was von ihnen einkomme, gehe meistens zur Erbauung der Häuser, Beschaffung des nöthigen Viehes wieder auf; zuweilen habe man schon die Ritterhöfe selbst belegt, sie müssen den Roßdienst prästiren; kaum können sie sich erhalten und ihre Kinder in adligen Tugenden und guten Künsten aufziehen. 24. März 1667.

gerten, erklärten sich die Gilden, die Bürgerschaften selbst, nicht ohne tumultuarische Aufwallung, dafür und rissen endlich jene mit sich fort. Die städtischen Abgeordneten bezeichneten die Absicht des Fürsten als eine Eingebung Gottes; sie flehen ihn als ihren liebsten Landesvater an, so viel tausend nach Linderung seufzende Seelen in Städten und Dörfern zu erhören und die Verbrauchssteuer statt der Contribution ganz allgemein im Lande einzuführen.[1]

Einer der wichtigsten Momente für die gesammte Landesverfassung. An und für sich könnte man den Vorschlägen des Churfürsten nicht nachsagen, daß sie das Ansehen der Stände als solcher bedroht hätten. Sie waren sogar von dem Beispiel einer Republik hergenommen, von den Niederlanden, wo ebenfalls die Besoldung einer zahlreichen stehenden Armee auf den Ertrag der indirecten Abgabe, einer Consumtionsaccise, gegründet war. Hätte die Ritterschaft sich in das Nothwendige gefunden und die Veränderung der Steuer bewilligt, so würde sie auch auf die Verwaltung derselben großen Einfluß gewonnen und die Bewilligung für die Zukunft in ihren Händen behalten haben. Die ständische Verfassung hätte sich auch hier über das blos Locale zu einer in die allge-

1. Eingaben vom 23. und 28. März 1667. Christen sollten mit Hintansetzung des strengen Rechten den agonisirenden Nebenchristen zu Hülfe kommen: die Auflage sei sowohl Gottes Wort als der Natur gemäß, „als welche eine gemeine Last gemein und mit gesamter Hülfe zu tragen anweiset“; keine Befreiung könne das Gesetz der gemeinen Wohlfahrt überwägen. Übrigens erklärten wohl die Gilden, „sie würden den Executoribus die Hälse brechen“.

meinen Angelegenheiten eingreifenden Thätigkeit erheben können.

So groß nun war die Macht des Churfürsten mit nichten, daß er es hätte wagen dürfen, nach dem Wunsche der Städte die Steuer für Stadt und Land auszuschreiben ohne Bewilligung der Ritterschaft; es schien sogar einen Augenblick, als wolle er dieselbe ganz aufgeben, und schon war ein Edict entworfen, nach welchem das Heil der Städte durch eine bessere Vertheilung der Contribution herbeigeführt werden sollte; worüber sich sofort Mißvergnügen und böse Nachrede in dem Lande erhob, gleich als habe sich der Fürst von dem Adel gegen das allgemeine Beste einnehmen lassen.[1] In diesem Augenblick aber war Friedrich Wilhelm schon entschlossen: er schlug den einzigen Weg ein, welchen ihm die Landesverfassung offen ließ; er bewilligte den Städten allein die Einführung der Steuer, die sie forderten.

Das ward besonders dadurch möglich, daß Ritterschaft und Städte schon seit langer Zeit zwei von einander gesonderte finanzielle Körperschaften bildeten, mit fester Quotisation, die als die Grundfeste der ganzen Verfassung galt. Der Widerspruch der Ritterschaft, der nicht ausblieb, verlor dadurch seine Kraft. Von den beiden Körperschaften hatte keine das Recht, sich in die Art und

1. Städte am 11. April: er sei von seiner gleichsam inspirirten Intention unglücklicherweise divertirt. — Am 15. erklärt der Churfürst seinen Willen für die Accise.

Weiſe zu miſchen, wie die andere ihre Verpflichtung erfüllen wollte.

Im April 1667 ward nun den Städten freigeſtellt, die Acciſe einzuführen, oder die bisherige Steuer beizubehalten; wobei die Regierung ſich jedoch vorbehielt, wenn die Quote der Contribution nicht aufkomme, das Fehlende auf eine andere Weiſe einzubringen. Den erſten, noch zaghaften Verſuch machte man in Berlin; der Erfolg übertraf die Erwartung bei weitem. Im Spätjahr 1667 erklärten Bürgermeiſter, Rath und Bürgerſchaft der Reſidenzien, ſchon habe vielen armen Contributionspflichtigen geholfen werden können; mit ihrer Theilnahme ward die neue Steuer weiter ausgeführt und feſter eingerichtet. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgten zuerſt Frankfurt, Prenzlau, Brandenburg, ſpäter alle anderen nach.

Und niemals erwies ſich eine neue Steuer den Verhältniſſen angemeſſener, vortheilhafter.

Man konnte es wieder wagen, neue Häuſer zu bauen, da man die unerſchwingliche Auflage davon nicht mehr zu entrichten brauchte. Schon im Jahre 1671 meldet ein gelehrter Bürgermeiſter von Berlin, daß daſelbſt binnen zwei Jahren über anderthalbhundert Häuſer wieder hergeſtellt und viele andere neu aufgerichtet worden ſeien.[1]

1. Michael Zarlang: profligatus fuit axitialis ille hactenus observatus modus collectandi secundum aedium et mansionum annuum tributum, — unde consumptibilium vulgo accise modus magno civium — commodo introductus est. Inde hoc biennio praeterito et quod excurrit supra 150 aedificia ex ruinis reparata partim, pars etiam non contemnenda de novo exstructa — — Der

In ſpäteren Edicten rühmt der Churfürſt, wie ſehr dies überall der Fall geweſen ſei; binnen wenigen Jahren kamen die Städte in einen ganz anderen, gedeihlicheren Zuſtand, von dem man ſich wieder etwas verſprechen konnte. Die zur Erhaltung der Truppen angeſetzte Geldſumme ward nicht allein aufgebracht, ſondern übertroffen.

Dieſer glückliche Erfolg veranlaßte dann und erleichterte, daß die Steuer nach und nach in anderen Provinzen eingeführt werden konnte. Wenn man ſich den Druck des vorangegangenen Zuſtandes vergegenwärtigt, ſo begreift man, daß in der Einführung der Acciſe eine Erleichterung lag. Aus den benachbarten Gebieten, wo man ſich nicht ſo raſch zu der Veränderung entſchloß, zogen die Einwohner gern und in anſehnlicher Zahl in das Brandenburgiſche herüber.

Hieraus entſprang nun aber eine vollkommene Umwandlung der Verfaſſung.

Auf einem Convocationstag des Jahres 1683 ſind die Rechte der Stände nochmals zur Sprache gekommen. Merkwürdig: ſie haben damals nicht ein eigentliches Steuerbewilligungsrecht, ſondern nur eine berathende Stimme bei der Einführung neuer Steuern gefordert.[1] Die Regierung

Rath fügt hinzu: faſt alle wüſte Stellen, deren über 150 geweſen, ſeien bebaut, die alten Häuſer reparirt und ein Gedränge um Häuſer zu kaufen verſpüret worden. Nachrichten die man im Auguſt 1671 in dem Thurmknopf der Nicolaikirche niederlegte und die doch recht erwünſcht ſind. Küſter, A. und N. Berlin I, 275. 292.

1. In dem Memorial vom 29. Mai 1683 (Manuſcr. der Königl. Bibliothek) beziehen ſie ſich auf die per recessus et pacta conventa

war weit entfernt, es ihnen streitig zu machen; wenn sie zuletzt ein paar Mal keine Rücksicht darauf genommen habe, so entschuldigte sie das mit der dringenden Noth, vor der zu Zeiten Recesse und Rechte zurückweichen müssen; — allein eine andere Schwierigkeit lag in dem inneren Zustande der ständischen Körperschaft. Zu dem erwähnten Tage waren auch die Städte beschieden worden und erschienen. Allein schon fand sich ihr Interesse mit dem der Ritterschaft in vollem Widerspruch. Sie forderten z. B. vor allem die Ausführung der churfürstlichen Edicte, nach welchen das Brauen und Branntweinbrennen auf dem Lande abgeschafft und die Krüge in die Städte verlegt werden sollten. Wie sehr lief dies dem Vortheil der Ritterschaft entgegen, die bisher nicht allein Dörfer, sondern auch manche Städte mit ihrem Getränk versehen hatte. Ehe noch das Mindeste zur Schlichtung dieser oder anderer Streitigkeiten geschehen — denn noch mehrere kamen zur Sprache — reisten die ritterschaftlichen Deputirten ab, ohne den städtischen auch nur Nachricht davon gegeben zu haben.[1] — Wie wäre bei einer Spaltung solcher Art noch eine Berathung mit der Corporation der Stände möglich gewesen?

als Grundgesetze zwischen Haupt und Gliedern geschehenen vielfältigen Versicherungen, „daß Extraordinärauflagen sonder vorhergegangener Consultation mit den Ständen, ob solche zuträglich oder nicht, nicht sollten eingeführt werden“; sie würden dadurch ihres Characters als Stände gleichsam entsetzt, bitten, „daß man ihnen das Votum consultativum in Auflegung neuer und ungewöhnlicher Steuern nicht entziehe“.

1. Die Städte klagen, daß sie mit Versäumung des publici und privati aufgehalten worden: zuletzt haben sie mit Bestürzung erfahren, „wie die Herren Deputati der Ritterschaft nobis insciis davon gereist“. Auszug bei Orlich, Gesch. des pr. Staates I, 456.

Wir wollen über den Gang dieſer Dinge Niemand anklagen.

Wohl hätten ſich die Ritterſchaften entſchließen ſollen, das unbedingt Erforderliche zu bewilligen: aber man kann ſie damit entſchuldigen, daß die Einſicht in die Bedürfniſſe jenſeit ihres Geſichtskreiſes lag, da ſie mehr aus der allgemeinen Stellung des Fürſten in der Welt, als aus ihrer provinciellen Lage entſprangen.

Nothwendig aber geſchah nun auch, daß der Adel blos noch eine landſchaftliche Bedeutung, Gerechtſame hauptſächlich nur in Bezug auf ſeine eigenen Angelegenheiten behielt. Die Contribution vom platten Lande ward im Jahre 1686 beſtimmt, wie ſie im Allgemeinen geblieben: nur ſind von Zeit zu Zeit, namentlich unter der nächſten Regierung, noch einige Aufſchläge übernommen worden. Die Ritterſchaft war keineswegs machtlos, aber bewegte ſich doch nur in ſehr beſtimmt gezogenen Schranken, auf die Geſammtheit der Staatsverwaltung hatte ſie den alten geſetzlichen Einfluß nicht mehr.

Auch die Städte aber konnten auf einen ſolchen keinen Anſpruch machen. Die Veränderung der Steuer hatten ſie nicht etwa in ſtändiſchen Berathungen der Ritterſchaft abgewonnen: ſie verdankten ſie dem Worte des Fürſten, der ihnen nun auch die Möglichkeit einer fruchtbaren Durchführung verſchaffen mußte. Sein Entſchluß hatte die Sache feſtgeſetzt, ſein Arm hielt darüber. Zur Ausführung und Verwaltung bediente er ſich ſeiner Beamten,

die dann überall sehr tief eingriffen, und litt nicht, daß ihnen Widerstand geleistet wurde.[1]

Dagegen gelangte die fürstliche Gewalt in unmittelbaren Besitz der allgemeinen Regierung. Wer wollte ihre Bedürfnisse bemessen oder mit ihr Abrechnung halten?

Nicht als ob sie unumschränkt geworden wäre: durch das Ansehen, welches der Ritterstand behauptete, waren ihr für einen guten Theil ihrer Landsassen und Unterthanen die Hände gebunden: aber ein großes Gebiet behielt sie doch frei. Da setzte ihr eigentlich nur die Ertragsfähigkeit des Landes Schranken, und sie ward auf das Bestreben hingewiesen, dieselbe so viel möglich zu erhöhen. Sie bekam einen populären und administrativen, nationalökonomischen Character. Sie würde sich selbst vernichtet haben, hätte sie blos darauf denken wollen, Geld zusammenzubringen; sie mußte erfinderisch werden, das allgemeine Wohl zu befördern, nur um ihre eigensten Zwecke erreichen zu können.

Das entsprach nun auch ganz den Ideen, in denen Friedrich Wilhelm lebte. Er hielt dafür, daß es Regierungsrechte gäbe, die der Fürst nie in die Hände der Stände gerathen lassen müsse, von denen nur ihr eigener Vortheil gesucht werde. Er war sehr einverstanden damit, daß der Adel auf seine besonderen Angelegenheiten beschränkt wurde; aber auch die Magistrate der Städte

1. In der Resolution auf städtische Klagen im Jahr 1683 heißt es: „daß aller Orten, wo fremde Einnehmer, die Einnahme accurater respicirt werde als in denen, wo die Receptores eigne Güter haben.“

mußten zwischen eigentlich städtischen Gefällen und dem Regal unterscheiden lernen; selbst in Hinsicht der ersteren beabsichtigte er, ihre Verwaltung zu prüfen und ihre Vorrechte zu beschränken. Wenn er gern mit Ausländern oder mit Gelehrten, die er häufig in die ersten Stellen zog, regirt hat, so geschah dies ohne Zweifel auch darum, um keine besondere Standesrücksicht Einfluß auf seine Regierung gewinnen zu lassen.[1] Er wenigstens hatte allezeit das allgemeine Emporkommen im Auge. Er hat zwar gesagt, er habe die Behauptung seines Staates in die Waffen gesetzt; er hat die Regimenter gestiftet, welche die Grundlage der preußischen Armee geworden sind, und die Kriegsgesetze geschrieben, die alsdann nur weiter ausgebildet zu werden brauchten; aber er hat auch den Canal gegraben, der seinen Namen trägt: welch ein Vergnügen machte es ihm, nachdem er auf dem Boden desselben sein Mahl gehalten, die Schleusen öffnen und die Gewässer hineinströmen zu lassen, welche Oder und Elbe verbinden sollten; bald sah man Breslauer und Hamburger Fahrzeuge[2] einander in Berlin begegnen; —

1. Einen von ihnen, Paul von Fuchs, lassen die Todtengespräche 80. Entrevue 1724 S. 1174 sagen: „die Wohlfahrt meines großmächtigsten Oberhauptes urtheilete ich mit der Wohlfahrt seiner Unterthanen so unzertrennlich verbunden zu sein, daß ohne Nachtheil aller beider keine von der anderen abgesondert, noch weniger die eine mit Abbruch der anderen geschaffet werden könne. Jene sei nur der Mittelpunct, zu welchem alle Rathschläge, wie die Linien in einem Cirkel, sich strecken, — diese hingegen der Umkreis ꝛc. Wahrscheinlich Übersetzung eines lateinischen Originals, das ich nicht sah.

2 Sam. Grosser: gaudent Hamburgi commercia viarum, quibus navigia — merces Berolinum deferunt opportunis flexibus.

seine Hofpost verband Memel mit Cleve, und nachdem er sie einmal seinem Bedürfniß gemäß in Stand gesetzt, ließ er sich durch keine Einsprüche der Taxis in ihrer Handhabung stören; — für sein Spinn- und Linnenland, wie er die Grafschaft Mark nannte, hat er die Legge zu Bielefeld gegründet, zur Aufsicht über die Arbeit und Beförderung des Vertriebes; — für den Landbau wurden unter dem Einfluß seiner allseitigen Bemühungen neue Aussichten gefaßt.[1] — Vor allem trug er Sorge für die Erhaltung der Bauerschaften und führte zu weiterem Anbau fleißige Colonisten herbei; jene Oldenländer nach der Wische, Holländer nach den Brüchen der Havel und der Warthe, so wie Franzosen in die wiederaufkommenden Städte.

Der allgemeinen Bildung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, scheinen ihn seine Kriegsgeschäfte mehr angetrieben als abgehalten zu haben: in Mitten der preußischen Gefahren hat er für seine westlichen Länder die Universität Duisburg gestiftet,[1] von seinem Feldlager in Jüt-

1. Joan Scarlet, Agricultura Borussico-Brandenburgica, sucht für Ostpreußen nachzuweisen, „wie die Agricultur könne also eingerichtet werden, daß es den Commercien und der Navigatio höchst dienlich sein kann, und dadurch können auch nicht allein Sr. Churf. Durchl. Zollintraden, sondern auch ihre Intraden aus ihren Domänen und zwar nicht allein gedoppelt, sondern auch bald in infinitum vermehrt werden.“ Er fordert die Anwendung der Chemie auf den Landbau.

2. In seiner Abwesenheit vertrat ihn Johann Moritz von Nassau-Siegen, der alle Culturbestrebungen im Lande sehr wesentlich gefördert hat. Seyler: Leben und Thaten Friedrich Wilhelms S. 39.

land her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt. [1]

Ein Mann von natürlichster Einfachheit, der, wenn er über den Markt geht, wohl ein Paar Nachtigallen kauft, die man feilbietet, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberg lesen, die jungen Karpfen im Teich fischen hilft, — bei dem Allen aber hält er auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, schmückt sich gern mit dem Orden, der ihn von allen seinen Unterthanen unterscheidet [2], verschreibt für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus den Niederlanden oder aus Paris; er nimmt es beinahe übel, wenn ihn jemand an die Kosten erinnert, welche eine seiner Liebhabereien verursachen könne, denn er lebe nunmehr so, daß ihn Niemand nach seinem Aufwand fragen dürfe: hat er einmal herausgesagt, daß er etwas zu kaufen wünsche, so läßt er sich durch die Forderung nicht mehr davon zurückschrecken.

Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an seinen vertrautesten Rath Otto von Schwerin sind mir zu Gesichte gekommen. Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert; der Fürst wünscht z. B.

1. Wilken, Geschichte der berliner Bibliothek S. 13.
2. Man sieht aus den Rechnungen, wie oft er erneuert werden müssen. Riedel.

seinem Minister einen glückseligen guten Morgen oder Gottes Beistand bei der bevorstehenden Entbindung seiner Frau Liebsten. Darum durfte dieser aber keine persönlichen Interessen in die Verhandlungen mischen: einmal wenigstens wird er ernstlich bedeutet, keine Affecten blicken zu lassen, wo er nur seine Meinung zu sagen habe.

Aus Friedrich Wilhelms starken, durch die Stimmung des Gemüthes in einem langen Leben ausgeprägten Gesichtszügen, wie seine Bildnisse zeigen, und die welche ihn kannten versichern, leuchtete eine seltene Verbinduug von Ernst und Wohlwollen hervor, Güte und Majestät.[1] Man dürfte nicht meinen, daß ihm diese Eigenschaften gleichsam angeboren gewesen wären. Er war vielmehr von Natur jähzornig, und Mancher hat seine aufbrausende Hitze empfinden müssen; wogegen ihm auch wieder eine gewisse Weichheit des Gemüths inne wohnte, die ihn für fremde Einflüsse zugänglich machte. Allein wie in der Jugend das Unglück, so hat ihn in den späteren Jahren die Schwierigkeit der Umstände, in welchen er sich befand, gebildet: der ununterbrochene Kampf mit überlegenen Weltkräften, die stete Gefahr der unabläßig hin und wieder wogenden europäischen Bewegungen. In deren Behandlung einer vorübergehenden Stimmung zu folgen, hätte in augenscheinliches Verderben geführt; hier war vielmehr

1. Pufendorf S. 1652. majestas venerationem provocare apta sed quam luculentae bonitatis stricturae temperabant, ut non minus amoris conciperes.

Ertragen und Warten, behutſame Vorſicht, Zurückdrängen der aufwallenden Gefühle vonnöthen; man mußte auf das ſorgfältigſte erwägen, nicht ſowohl was man thun wolle, als was man thun könne. Schon Oxenſtierna lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Churfürſt in ſeiner Jugend den Sitzungen ſeines geheimen Raths beigewohnt, wie er ſich ſogar die Mühe gegeben habe, die verſchiedenen Abſtimmungen aufzuzeichnen. So fuhr er auch noch in den ſpäteſten Lebensjahren in unverdroſſener Arbeitſamkeit fort. Unter den empfindlichſten Gichtſchmerzen hat man ihn ſtundenlang ſitzen und die eingegangenen Briefe mit ſeinen Secretären durcharbeiten ſehen, um ſich von allem ſelbſt zu unterrichten.[1] Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er ſich allein vorbehielt, aber das Meiſte ward doch in eigentliche Berathung gezogen: Friedrich Wilhelm galt für einen der beſten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken, reifer Erfahrung, doch iſt es vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im verſammelten Rathe wieder fallen ließ, wenn er ſich überzeugte, daß eine andere beſſer ſei.[2] Man verglich ſein Urtheil mit dem Neigen der Zunge in der Waage: nach der Seite hin, wohin das Übergewicht der Gründe fällt, faſt ohne Willkühr. „Und was ich dann", ſagt er,

1. Nec ullus recreationum illecebris nec acerrimis morbi articularis doloribus, quibus ingravescente aetate saepius infestabatur, inde avelli (potuit) Pufendorf 1633.

2. Ein Beiſpiel hat der von Raumer (Europa ſeit 1763 I, 466) excerpirte Bericht.

„im geheimen Rathe einmal beſchloſſen, das will ich auch vollzogen haben.“ [1] Wir ſahen ſchon, wie wenig er auf hergebrachte Vorrechte Rückſicht nahm. Seine Grundſätze waren: wohl überlegen, raſch ausführen; wo die Noth vorhanden, da gilt kein Privilegium: ſobald eine Sache einmal eingeleitet worden, ſo würde er ſein Anſehen zu gefährden beſorgt haben, wenn er ſie nicht durchſetzte. Gegen einzelne Widerſtrebende kannte er keine Rückſicht, auch nicht, wenn ſie ein unleugbares Verdienſt hatten, wie das Beiſpiel Paul Gerhards beweiſt. Sehr bequem und beliebt war ſein Regiment nicht: wir finden die Klage, daß man Worte faſt ſo hoch anrechne wie Thaten, daß manchmal Einer büßen müſſe, was Alle geſündigt. [2] Was dem Fürſten eine geiſtige Überlegenheit gab, war das ihm jeden Augenblick gegenwärtige Bewußtſein ſeiner Stellung, die ihre Nothwendigkeit in ſich ſelber trug, von der alles ausging, was er vornahm, und ein reiner Wille. In ſeinem Geiſte war etwas Weitausgreifendes, man möchte ſagen allzuweit, wenn man ſich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küſten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wiſſenſchaft eine von aller Rückſicht auf die chriſtlichen Confeſſionen unabhän-

1. Schreiben an Schwerin 8. Febr. 1671.
2. Zarlang. Non ea temporum felicitas, qua sentire quae velis, et dicere quae sentias audeas; non enim ut quondam dicta impune manent.

gige Universität zu stiften; er verzweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wissenschaften, er liebte von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören; aber dabei war er doch durch und durch praktisch; auf der wohlerwogenen und zum Ziele treffenden Anwendung dessen, was er in der Fremde wahrgenommen und nun mit dem Heimathlichen combinirte, beruht grösstentheils seine Machtentwickelung. Diese Verbindung einer ausführenden Thätigkeit mit einer Phantasie, die vor dem Unausführbaren nicht auf den ersten Blick zurückweicht, giebt seinem Wesen um so mehr etwas Großartiges und Heroisches. Wo sich alles berechnen läßt, da verlohnt es nicht der Mühe, zu beobachten. Wir fühlen um ihn her die geistige Luft, in welcher der Genius athmet; die Handlungen erheben sich auf einem unendlichen Hintergrunde. Der innerste Kern dieses thatkräftigen, geistig umfassenden Lebens ist Religion. Noch in späten Jahren hat er verzeichnet, wie einst seine Mutter ihm die Lehre gegeben, Gott vor allem und seine Unterthanen zu lieben, das Laster zu hassen, dann werde Gott seinen Stuhl bestätigen. Er hatte sich dies für alle Tage seines Lebens zur Richtschnur genommen. Zweimal hat er die polnische Krone ausgeschlagen, denn er wolle von dem Bekenntniß nicht weichen, darin er seiner Seligkeit versichert sei.[1] Wie

1. 1661, wo seine Gemahlin schon deshalb dagegen war, weil, wenn man auch in Polen ihm Religionsfreiheit verspreche, man dies doch nicht halten werde, und 1668, wo ihn viele Senatoren wissen lassen, daß sie ihm gern die Krone gönnen, wenn er sie an-

feſt er aber auch darüber hielt, wie bündig er z. B. von den ſtreitigen Lehren Beſcheid zu geben wußte, ſo lag es doch nicht in ſeinem Sinn, an ſeinem Hofe etwa die Reformirten den Lutheriſchen vorzuziehen: ſeine Religion ging mit nichten in dem Bekenntniß auf. Von den Formen unbenommen fühlt er ſich in einem freien und tiefen perſönlichen Verhältniß zur Gottheit. Er hat immer geglaubt, unter Gottes unmittelbarer Führung zu ſtehen, der ihn oft ſchon wunderbar errettet habe, und dieſe Überzeugung mitten in die Geſchäfte gezogen. In den geſicherten Zuſtänden unſerer Tage entgeht uns leicht das rechte Verſtändniß von den Augenblicken der Noth und Gefahr, in die Friedrich Wilhelm zu ſeiner Zeit oft gerieth. In dieſen Momenten, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr hinreichen, in den ſchlafloſen Nächten, die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu laſſen, was das beſte ſei; daran, was ihm alsdann eingeleuchtet hat, hält er feſt. Ein gediegener, ſtrenger, die Welt bemeiſternder Geiſt, der aber zugleich beugſam iſt, wohlwollend und dem Unendlichen zugewandt: einem König von Frankreich wie dem Kaiſer gegenüber voll von Stolz, vor Gott ohne Selbſt; die Regierung iſt ihm nicht ein Geſchäft, ſondern das eigene Leben; er

nehmen will: er antwortet, „er halte das einmal für unmöglich, indem es eine Staatsurſache, ſolche zwei Mächte als die polniſche und meine nicht zuſammenkommen zu laſſen“; ſodann aber: „meine Religion, da ich meiner Seligkeit in verſichert bin, umb eine Crone zu verlaſſen, ſolches werde ich in Ewigkeit nicht thun.“

bringt ſie mit der geheimnißvollen Tiefe des ewigen Grundes des Daſeins in Berührung.

Und wie ihm die Dinge in ihren Idealen vorſchweben, ſo bewegte ſich ſein Thun und Laſſen allezeit in großen Richtungen.

Nachdem wir die Grundſätze ſeiner inneren Regierung angedeutet, — haben wir, wiewohl ebenfalls nur im Allgemeinen, zu betrachten, welche Haltung er in Bezug auf die europäiſchen Angelegenheiten nahm, in die er ſchon ſelbſtändig einzugreifen anfing; wie er hiebei ſeine eigenen und die allgemeinen deutſchen Verhältniſſe verſtand und behandelte.

Alles iſt davon ausgegangen, daß Churfürſt Friedrich Wilhelm in den Verwickelungen des polniſch-preußiſchen Krieges es weniger rathſam fand, mit Schweden, Frankreich und dem Protector von England, die in einem gemeinſchaftlichen Angriff auf Spanien, Kaiſer und Reich, und Polen begriffen waren, verbunden zu ſein, als mit eben dieſen bedrohten Mächten des alten Europa. An der Wahl Leopolds I. hatte er den größten Antheil, ſeine Stimme hat dabei ohne Zweifel den Ausſchlag gegeben[1]; wie er ſich ſelbſt, ſo haben auch Andere ihm das größte Verdienſt dabei zugeſchrieben. Dieſer Bund, in welchem

1. Nach einer italieniſchen Relation über die Kaiſerwahl von 1657 (Ms) machte dort Trier ſeinen Collegen von Mainz und Cöln Vorwürfe, che un elettore giovane e secolare mostrasse maggior zelo degli arcivescovi i più riguardevoli d'Alemagna.

man den Frieden von Oliva erkämpft hat, ward im Jahre 1666, ohne Beziehung auf die Umſtände, welche damals obgewaltet, erneuert; es iſt das erſte allgemeine Bündniß zwiſchen Öſtreich und Brandenburg.[1] Friedrich Wilhelm war geſonnen, ſich auch ferner an Kaiſer und Reich zu halten und mit ihnen im Verein den beiden in Deutſchland eingedrungenen Mächten, den Franzoſen und Schweden, zu widerſtehen.

Nun wollen wir nicht wiederholen, was unzählige Mal erzählt worden, wie er im Jahr 1672, als ſich die Überwältigungspolitik Ludwigs XIV. gegen Holland entwickelte, faſt zuerſt von allen europäiſchen Fürſten derſelben entgegentrat; bedeutend für ihn ſelbſt wurden die Ereigniſſe erſt, als Ludwig ſeine Gewaltſamkeit auch gegen das Reich richtete, und die Schweden, obgleich ſie diesmal ſchwankten, endlich dennoch bewog, mit ihm gemeine Sache zu machen.

Im October 1674 finden wir Friedrich Wilhelm jenſeit des Rheins; er wünſchte mit Türenne zu ſchlagen,

1. 10. Mai 1666; bei Pufendorf IX, 26, jedoch nur flüchtig erwähnt, ſo daß es leicht hat überſehen werden können. Der Unterſchied iſt, daß in dem Vertrag von 1658, der bei Puf. VI, § 17 vorkommt, die beiden Theile ſich gegenſeitige Hülfe für ihre alten und neuen Beſitzungen verſprechen, wenn ſie vom König von Schweden angegriffen werden, in dem zweiten Vertrag von 1666 aber gegen Jedermann, wenn ſie angegriffen werden: quocunque tilulo vel praetextu a quocunque. Der erſte war auf 10 Jahr geſchloſſen, der zweite fügt die nach dem Ablauf der erſten noch folgenden 10 Jahre hinzu; durabit hoc foedus non solum pendente termino praedicti prioris decennii, sed post ejus termini lapsum ad alios decem annos. Im Jahre 1672 wurden neue 10 Jahre hinzugefügt. Pufendorf XI, 50.

der ſich in ungünſtiger Stellung antreffen ließ; man ſagt, er habe ſich geſchmeichelt nach Paris vorzudringen.

Aber in dem brachen auch die Schweden los, überzogen gerade die brandenburgiſchen Länder und erneuerten nach kurzer Mäßigung daſelbſt die Scenen des dreißigjährigen Krieges.

Auch von Hannover, von dem polniſchen König Sobieski ward er bedroht:[1] er fühlte ganz die ihn von allen Seiten umgebenden Gefahren, aber zugleich den Muth, ſie zu beſtehen. Das Reich erklärte die Schweden für öffentliche Feinde und verſprach, dem Churfürſten Genugthuung gegen ſie zu verſchaffen;[2] daſſelbe ſagte auch die Republik der vereinigten Niederlande zu; um ſo herzhafter ging er den Eingedrungenen zu Leibe.

Es war ohne Zweifel der größte Tag ſeines Lebens, als er mit ſeinem wohlgeübten, aber an Zahl bei weitem geringern Kriegsheer die ſchon auf allen Seiten weichenden Schweden bei Fehrbellin erreichte. Seine beſten Kriegsanführer widerriethen ihm den Angriff; aber er wollte den wilden Feind, der ſein Land ſieben Monate bedrängt, nicht ungeſtraft davonziehen laſſen; unter dem Feldgeſchrei

1. Die Kenntniß von dem Bündniß zwiſchen Ludwig XIV. und Sobieski zur Eroberung Preußens verdanken wir Stenzel: Pr. Geſch. II, 347.

2. Nach dem Reichsgutachten vom 16. Juli 1675 ſollen ſolche Mittel ergriffen werden, daß der Churfürſt von Brandenburg nicht allein von den eingefallenen Feinden befreit werde, ſondern „daß er wegen des erlittenen Schadens behörige Satisfaction erlangen möge“; Pachner Reichsſchlüſſe I CCCCLXXVIII. 18. Jan. 1676 ward der Reichsmarſchall erinnert, die Krone Schweden, die von Kaiſer und Reich für Feind erklärt worden, ferner nicht aufzurufen noch zu geſtatten, daß jemand in ihrem Namen votire. Pachner II, 2.

„mit Gott" griff er ihn an und ſchlug ihn, wie man weiß, vollkommen. Die erſte große Schlacht, welche die Brandenburger allein gewannen, in gerechter Vertheidigung begriffen. Der Churfürſt ſchreibt alles dem Willen Gottes zu, deſſen Obhut er in dem gefährlichſten Augenblick, wie ein Wunder, mit Augen zu ſehen geglaubt hatte.[1]

Und nun war er entſchloſſen, ſich dieſer widerwärtigen Nachbarſchaft völlig zu entledigen, Pommern zu erobern und dort ſeine Genugthuung zu nehmen. Mochte indeß der Kaiſer ſein Glück gegen die Franzoſen verſuchen, „damit endlich," ſagt der Churfürſt, „das Römiſche Reich, von der Gewalt aller fremden Völker befreit, in ſteter Ruhe und Sicherheit leben möge."

Ihm ſeinerſeits, der ſich in einem Kampfe auf Leben und Tod fühlte, gelang es vortrefflich.

Noch im Jahr 1675 nahm er das feſte Schloß von Wolgaſt ein. Er erzählt mit Freuden, von vielen Granaten, die er habe werfen laſſen, ſei derjenige Theil des Schloſſes, worin das Pulver geſtanden, in Feuer geſetzt worden, mit glühenden Kugeln habe er dann den andern in Brand gebracht, und ſo habe die zahlreiche Beſatzung ausziehen müſſen. „Man ſieht", ruft er aus, „daß Gottes Hand mit uns iſt."

1. Auf jener Medaille (Ölrichs Medaillenkabinet 43, 44, 45, 46), wo man Frohen vor ihm fallen ſieht, iſt die Umſchrift: a domino hoc factum est mirabile in oculis nostris. — Die That Eman. Frohens war, daß er, ohne eigentlich im Kriegsdienſt zu ſein, ſeinem Herrn folgte und vor ihm herreitend von einer Kugel niedergeſtreckt wurde, die ſonſt den Fürſten ſelber getroffen hätte.

Im Jahr 1676 kam ihm ein kleines Geschwader, unter brandenburgischer Flagge, zum Theil gemiethet, das er an den vornehmsten Puncten der Küste aufstellte, für seine Unternehmungen zu Lande wohl zu Statten. Er bemächtigte sich der beiden Städte Anclam und Demmin, so wie der Inseln am Ausfluß der Oder.

Im Jahr 1677 schickte er sich dann an, die nunmehr bereits in die Mitte genommene für ihn wichtigste Feste Stettin, denn nicht so ganz ohne Strategik war seine Kriegführung, in seine Hand zu bringen. Die schwedische Besatzung, im Einverständniß mit der Bürgerschaft, die von der schwedischen Kriegsmacht noch einen hohen Begriff hegte und nicht zweifelte, daß sie zur rechten Zeit Entsatz bekommen werde, leistete einen verzweifelten Widerstand.[1] Friedrich Wilhelm dagegen vermaß sich, er wolle die Stadt nehmen oder sich davor begraben lassen. Endlich erklärte der Commandant, er möge sich dem Glücke, das den Churfürsten allenthalben begleite, nicht länger in den Weg stellen; sehr wohl, sagten die Bürger: ihr pflichtmäßiges Betragen gegen die Krone Schweden mache sie erst würdig, in des tugendeifrigen Churfürsten Huld und Schutz aufgenommen zu werden. Sie leisteten die Huldigung, von der sie nicht zweifelten, daß sie auf immer geschehe.

Im November 1678 waren die Schweden von dem pommerschen Boden allenthalben vertrieben. Noch hatten

1. Tageregister, was sich in der Belagerung der weitberühmten pommerischen Hauptstadt Stettin zugetragen, 14. Oct.

sie damals von Liefland her einen Einfall in Preußen gemacht. In der Hoffnung, ihnen noch eine Feldschlacht zu liefern, eilte der Churfürst unverzüglich — bespannte Schlitten förderten das Heer im Januar 1679 über das Eis des Haffs — nach den gefährdeten Landschaften, aber die Feinde wichen überall in wilder Unordnung vor ihm aus; zurückgelassene Todte und zerstreutes Gepäck bezeichneten der Verfolgung ihren Weg. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler, aus seinem Neste aufgescheucht, auf den im Raub begriffenen nordischen Löwen sich stürzen.

So war es nun freilich inzwischen nicht auch an den westlichen Grenzen gegangen. Die Franzosen hatten am Oberrhein Freiburg, in den Niederlanden eine ganze Anzahl fester Plätze erobert.

Der Churfürst forderte den Kaiser auf, den Krieg demohnerachtet fortzusetzen. Jetzt könne man die nicht mehr durch schwedische Diversion getrennten Kräfte ganz gegen die Franzosen wenden, auch diese vom Boden des Reiches verjagen, oder doch zu einem Frieden nöthigen [1], der einmal wieder dem Reiche Vortheil bringe, und vor allen

1. Pufendorf XVI, § 79. Meinders sagt in einem Aufsatz, statum Serenissimi belangend, 1679: der Churfürst habe gehofft, es würden des gesammten Reichs Kräfte, so wegen der Schweden dieses Ends gethanen Invasionen fast mehr als zur Hälfte divertiret und von Frankreich abgezogen worden, wider dieselben allein gewandt und dadurch ein sicherer und reputirlicher Friede gesucht werden. An den Prinzen von Oranien schreibt der Churfürst 1678 o. D.: wenn man mit dem Frieden nicht zu sehr eile, so hoffe er bald mit Pommern fertig zu sein „und alsdann E. L. mit einer guten Anzahl Volkes beizustehen und wirklich zu assistiren.“

Dingen Strasburg ſichere, das ſonſt ohne Zweifel verloren gehen werde. Er entwarf den Plan zu einem neuen Feldzuge, an dem er ſelbſt an der Spitze von 20000 Mann Theil nehmem wollte.

So wenig es verkannt werden darf, daß Friedrich Wilhelm hiebei ſeine eigene Sache führte, ſo iſt doch auch gewiß, daß aus dem deutſchen Reiche nie wieder etwas werden konnte, wenn man ſich nicht der fremden Mächte und ihres Einfluſſes entledigte.

Aber ſchon waren die Verbündeten, nachdem ihre beſondere Gefahr vorübergegangen, Holland wie Spanien, des Krieges müde geworden; der Kaiſer erklärte, nur dieſen zu Liebe habe er die Waffen ergriffen, und zeigte ſich zum Frieden geneigt.

Ein ſolcher mußte nicht allein die Übermacht von Frankreich im Weſten feſtſtellen, ſondern auch über den Norden entſcheiden. Ludwig XIV. bezeichnete die Herſtellung der Schweden in die ihnen entriſſenen Landſchaften als eine Bedingung, ohne welche er den Frieden nicht ſchließen werde. Der Churfürſt erinnerte den Kaiſer, daß das dieſelben Feinde ſeien, deren Waffen man ſo oft von den Thürmen und Thoren in Wien geſehen; mit Aufopferung ſeiner Geſundheit, des Gutes und Blutes ſeiner Unterthanen habe er ſie jetzt vom Reichsboden glücklich vertrieben; er könne nicht glauben, daß man den „inplacablen Feind“ wieder zurückführen und an ſeine Seite ſetzen wolle. Er ſtellte dies auch dem Reichstag vor, aber es war alles ver-

gebens; der ihm versprochenen Satisfaction ward nicht weiter gedacht, der Friede geschlossen, und zwar unter jener Bedingung; der Churfürst mußte seine Eroberungen herausgeben; es blieb ihm nichts als ein geringer, bei der früheren Auseinandersetzung abgedrungener Landstrich, eben genug, wie ein Venezianer sagt, um ihm das Übrige im Gedächtniß zu halten. Er mußte erleben, daß sein politisches Verhalten in seinem Hause und Hofe sogar getadelt wurde. Denn er hätte den Franzosen, als sie ihm, was in der That geschehen war, in der Mitte des Krieges einst Stettin angeboten, Gehör geben und nicht an einer Allianz festhalten sollen, die sich jetzt so unzuverlässig erweise; der sei nun einmal unglücklich, der seine Kräfte für die Wohlfahrt des deutschen Reiches anstrenge.

Der Churfürst gerieth in eine Stimmung, wo er lieber gesehen hätte, Ludwig XIV. wäre selber römischer Kaiser gewesen: dann würde Strasburg wenigstens nicht vom Reiche losgerissen worden sein, was jetzt Niemand zu verhindern vermochte. Sein Ehrgeiz nahm eine Richtung gegen die bisher mit ihm verbündeten Mächte, namentlich gegen Östreich, an das er Ansprüche der weitaussehendsten Art erheben durfte. Die große schlesische Frage tauchte auf, welche dereinst noch zu einer ganz andern Entscheidung führen sollte. Am besten sagen wir wohl hier sogleich ein Wort davon.

Im Jahr 1537 hat Churfürst Joachim II eine Erbverbrüderung mit den nahe befreundeten piastischen Her-

zogen von Liegnitz getroffen, nach der beim Abgang des Churhauſes die Lehen, welche dieſes von der Krone Böhmen hatte, an die Herzoge, dagegen beim Abgang des herzoglichen Hauſes deſſen ſchleſiſche Fürſtenthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg an Brandenburg fallen ſollten. Die Urkunde gedenkt des Zweifels, den man hegte, ob Brandenburg ohne Beſtätigung des Königs von Böhmen zu einer ſolchen Zuſage das Recht habe; darüber aber waltete kein Zweifel ob, daß die Herzoge von Liegnitz ihrerſeits zu dieſer Abkunft vollkommen berechtigt ſeien. Man darf die Macht eines oberſten Herzogs in Schleſien nicht im Lichte einer deutſchen Territorialgewalt betrachten; ſie war erſt ſpät auf eine mehr oder minder freiwillige Unterwerfung der einzelnen Herzogthümer gegründet worden: dieſe behielten ſich fortwährend eine in deutſchen Gebieten ſonſt nicht herkömmliche Unabhängigkeit vor. Sie betrachteten ſich beſonders als freie Erbherren, veräußerten ihre Beſitzungen durch Kauf oder Pfandſchaft oder ſonſtige Verfügung, wie ihnen gefiel [1]: die Herzoge von Liegnitz hatten darüber noch beſonders ein in unzweifelhaften Ausdrücken abgefaßtes Privilegium der jagelloniſchen Könige vorzuweiſen. [2]

Man wird ſich aber nicht wundern, wenn der damalige König und oberſte Herzog Ferdinand I. von Öſtreich an einem Vertrage Anſtoß nahm, der ein ſo anſehnliches

1. Gebhardi: Geſchichte von Schleſien S. 432.
2. Urkunde in der Schrift: Rechtsgegründetes Eigenthum B. C. D.

Gebiet an ein benachbartes mächtiges Haus bringen konnte; durch die Siege seines Bruders Carls V. über die schmalkaldischen Bundesgenossen, mit denen die Schlesier in naher Beziehung gestanden, unterstützt, nöthigte er die Herzoge von Liegnitz, auf den Erbvertrag zu verzichten, und die Stände des Landes, der Krone Böhmen die Erbhuldigungen zu leisten.

Aber eben so erklärlich ist es, wenn darum Brandenburg die schon früher erworbenen Rechte nicht aufgab, die Maaßnahmen des Königs für ein Werk weniger der Gerechtigkeit als der Gewalt erklärte und dagegen protestirte. Dabei blieb man, wenn man gleich der mißbeliebigen Sache nicht eben gern gedachte, da der Fall in der Ferne lag.

Sehr unerwartet aber trat derselbe durch den Tod des jungen Herzogs Georg Wilhelm im Jahre 1675 ein.

Das Haus Östreich setzte sich unverzüglich in Besitz des Landes, und der Churfürst, in seine pommerische Unternehmung vertieft, fand rathsam, fürs erste zu schweigen. Nach den neuen Erfahrungen aber, die er beim Nimweger Frieden gemacht, als alle alten Streitigkeiten erwachten, die Ansprüche auf Jägerndorf wieder rege wurden, hielt er für nothwendig, auch dieser Sache zu gedenken. Er forderte den Kaiser auf, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die ihm angestammten schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg zu Lehen empfangen sollte.

Wie hätte ſich aber denken laſſen, daß der kaiſerliche Hof, der ebenfalls in ſeinem Rechte zu ſein glaubte, hierauf eingegangen wäre? Der ſpaniſche Geſandte ſagte dem brandenburgiſchen, das Haus Öſtreich werde niemals ein proteſtantiſches Haus in der Mitte ſeiner Erbländer Fuß faſſen laſſen, auch ſchon deshalb nicht, weil alle Überreſte der Evangeliſchen ſich an daſſelbe anſchließen würden.

Um ſo umfaſſender aber war das Intereſſe von Brandenburg; die größte Ausſicht eröffnete ſich demſelben auf eine Erweiterung nicht allein ſeines Gebietes, ſondern auch ſeines Einfluſſes auf Deutſchland und Europa.

Wie dann, wenn Friedrich Wilhelm, gereizt und beleidigt wie er war, es unternahm, ſeinen Anſpruch mit Hülfe von Frankreich durchzuſetzen, mit dem er ſeitdem in ein ſehr vertrauliches Vernehmen getreten war? Von ſeinen jägerndorfſchen Rechten hatte er dem König von Frankreich bereits Mittheilung gemacht und von ihm eine Zuſage der Unterſtützung erhalten. Ein ſolcher Verbündeter fehlte dem Könige eben noch, um das allgemeine Übergewicht in Europa davon zu tragen. Nichts erſchien in Wien gefährlicher als dieſe Allianz. Der Hof lehnte eine Hülfsmacht ab, die der Churfürſt gegen die Türken anbot, ſo dringend auch die Gefahr dieſes Krieges ſein mochte; er meinte, die Brandenburger könnten ſich bei dem Durchzug in Beſitz der ſchleſiſchen Fürſtenthümer ſetzen: er beſorgte ganz ernſtlich, der Chur-

fürſt wolle ſich im Bunde mit Ludwig XIV. vom Reiche losreißen.

Daran iſt jedoch ſo wenig gedacht worden, daß Brandenburg vielmehr ſchon wieder inne wurde, auch der Bund mit Frankreich könne nicht beſtehen.

Durch die Gewaltſamkeiten, welche Ludwig XIV. damals beging, mußte alles aufgeregt werden, was in Europa noch ein Gefühl für Unabhängigkeit hatte, durch die religiöſen zunächſt die proteſtantiſchen Fürſten; von Allen, die ſich dem Widerruf des Edictes von Nantes entgegengeſetzt haben, iſt Friedrich Wilhelm der erſte geweſen.

Diesmal war es nicht allein Beſorgniß für die Zukunft von Deutſchland, ſondern ſogar die allgemeine Sache des Proteſtantismus, was Brandenburg zu Öſtreich zurücktrieb; beide ſahen von ihren verſchiedenen Standpuncten aus ein, daß ſie gegen Frankreich zuſammenhalten mußten; bald kam es nur noch darauf an, einen Austrag in den zuletzt entſtandenen Irrungen zu bewirken.

Doch hatte das eine ungemeine Schwierigkeit, da die brandenburgiſchen Miniſter jeden Vergleich durch eine geringfügige Entſchädigung verwarfen, weil dagegen allzugroße Rechte aufgegeben werden müßten, die kaiſerlichen aber von einer Entſchädigung an Land und Leuten nichts hören wollten.

Da fand nun ein gewandter kaiſerlicher Miniſter, Baron Freitag von Göbens, einen Ausweg, der für den

Augenblick alles ausglich, aber für die ſpäteren Ereigniſſe verhängnißvoll geworden iſt.

Er brachte einen Vertrag zu Stande, in welchem Öſtreich wirklich einen, wenn auch nur kleinen Landſtrich abtrat, und Brandenburg dagegen das engſte Bündniß mit dem kaiſerlichen Hauſe einging.

In dem geheimen Allianztractat, der am 22. März 1686 zu Berlin abgeſchloſſen wurde, verſpricht Brandenburg, in allen deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten mit Öſtreich gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſich zunächſt den franzöſiſchen Übergriffen, die damals gegen die Pfalz gerichtet waren, zu widerſetzen, ferner bei einer neuen Kaiſerwahl ſeine Stimme einem Erzherzog zu geben, vornehmlich bei der Erledigung der ſpaniſchen Erbſchaft, unter alsdann näher feſtzuſetzenden Bedingungen, die Rechte der deutſchen Linie verfechten zu helfen. Öſtreich ſagte dagegen einige Subſidien zu, die jedoch nicht ſehr ſtark ſind: im Frieden 100000 Gulden, im Kriege 100000 Thaler; hauptſächlich aber ließ es ſich auch in der ſchleſiſchen Sache zu einem Zugeſtändniß herbei. „Um allen aus demſelben zu beſorgenden Mißverſtändniſſen vorzubeugen, zur Bezeigung ſeiner Freundſchaft gegen das churfürſtliche Haus, beſonders zur Stiftung dieſer genauen Allianz“ erklärt der Kaiſer, daß er dem Churfürſten und deſſen Nachkommen männlichen Geſchlechts den ſchwiebuſiſchen Kreis in Schleſien und die lichtenſteiniſche Erbforderung an Oſtfriesland abtrete; und der Chur-

fürſt leiſtet, wenn es damit zu völliger Richtigkeit komme, auf alle jene Anſprüche Verzicht.

Wenn man dies lieſt, ſo erhebt ſich die Frage, wie ſo die brandenburgiſchen Miniſter nun doch ihren oft wiederholten Erklärungen untreu wurden und gegen wenigbedeutende Zugeſtändniſſe nicht allein umfaſſende Anſprüche und Rechte aufgaben, ſondern auch Verpflichtungen übernahmen, welche ihre Politik auf unabſehliche Zeiten feſſelten. Hatten ſie nicht immer geſagt, es ſei beſſer, lieber nichts anzunehmen und die Anſprüche in ihrer ganzen Integrität der Zukunft vorzubehalten?

Die Erklärung hievon liegt nach einem Aufſatz des ſchon damals wirkſamen, ſpäter zu der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten aufgeſtiegenen Ilgen darin, daß den vornehmſten und in dieſer Sache entſchloſſenſten Miniſtern dieſer Vertrag gar nicht mitgetheilt worden iſt. Es wurden ihnen nur die Nebenverträge vorgelegt, eine Abkunft über Hülfstruppen gegen die Türken, auch ein Receß über die Abtretung von Schwiebus, in welchem aber ſorgfältig weggelaſſen war, was über die ſpaniſche Erbfolge verabredet worden [1]; von dem geheimen Ver-

1. Die Tractate ſind: 1) ein allein auf den Türkenkrieg bezüglicher 25. Dez. 1685, bei Pufendorf excerpirt, nur daß dieſer die Hülfe auf 8000 Mann beſtimmt, die ſich nur auf 7000 belaufen ſollte; 2) ein oſtenſibler über Schwiebus, vom 7. Mai 1686 unterzeichnet von Freitag, andererſeits von Grumbkow, Meinders, Fuchs, Rhetz; 3) der bei Förſter gedruckte Defenſionsvertrag vom 7. Mai, ein Auszug aus dem gleich zu erwähnenden, mit ſehr wichtigen Weglaſſungen, jedoch auch einem Zuſatz; 4) die eigentlich geheime Allianz vom 22. März 1686 in 24 Artikeln, unterzeichnet von Freitag, und brandenburgiſcher Seits nur von Fuchs, ratificirt zu Wien 8. April.

trag wußten nur zwei von ihnen, Paul von Fuchs und der Fürst Georg von Anhalt.

Wohlmeinende Männer, die ohne Zweifel ein für das brandenburgische Haus, das doch wieder einen Zuwachs erhielt, und für die allgemeinen Interessen sehr nützliches Werk zu Stande gebracht zu haben glaubten; allein auch sie waren getäuscht.

Denn wenn man nun die zweite Frage aufwirft, wie sich Östreich doch zuletzt zu einer Abtretung von Land und Leuten bestimmen ließ, so sieht man bald, daß es sein Ernst nicht war. Freitag pflog indessen eine Unterhandlung mit dem Churprinzen, durch welche diese Abtretung wieder zurückgenommen ward. Er stellte vor, die ganze Forderung werde nur von den Französisch-gesinnten, und zwar in der Absicht betrieben, die Allianz scheitern zu machen. Der Churprinz, der in den Anhängern von Frankreich persönliche Feinde sah und von dem Einfluß seiner Stiefmutter auf den Vater testamentarische Bestimmungen fürchtete, die ihm nachtheilig seien, gegen die er einen Rückhalt am Kaiser zu haben wünschte, ging willig auf diese Eröffnungen ein. Über die Gerechtigkeit seiner Ansprüche schlecht unterrichtet, wie er später selber erzählt,[1] ohne irgend eines Menschen Beirath, denn das tiefste Geheimniß war ihm zur Pflicht gemacht, ließ er sich erst zu dem mündlichen, dann zu dem schriftlichen

1. Schreiben Friedrichs, im Lager zu Bonn $\frac{8}{18}$ Sept. 1689.

Verſprechen bewegen, den genannten Kreis dem Kaiſer zurückgeben zu wollen, ſobald er zur Regierung gelange.

Dem alten Churfürſten kam keine Ahnung davon. Er dachte nicht anders als daß er die Verhältniſſe ſeines Hauſes mit dem kaiſerlichen auf immer feſtgeſetzt habe. Der wettererfahrne Steuermann, wie ein engliſcher Geſandter ihn nennt, glaubte noch die rechte Straße eingeſchlagen zu haben. Mit jener Imagination, die immer allgemeine Entwürfe brütet, bildete er den Gedanken aus, daß nunmehr, da auch Schweden ſich der deutſchen Sache geneigt zeige, der entſcheidende Schlag gegen die Übermacht von Frankreich geführt werden könne: man müſſe nur in das innere Frankreich dringen, gerade auf Paris los gehen. Er hielt für wahrſcheinlich, daß alsdann die bei Seite gedrängten Prinzen ſich noch einmal erheben, die Parlamente nach der ihnen entriſſenen Macht greifen, die unterdrückten Evangeliſchen in ihre Rechte wieder eingeſetzt werden dürften.[1] Eine Herſtellung des alten ſtändiſchen und zum Theil evangeliſchen Frankreich faßte er in ſeinen Sinn.

1. Nach einem Entwurfe, der von ihm übrig iſt, aus dem Jahre 1688, ſollte das Reich 154000 Mann ins Feld bringen, Holland 35000, Spanien 10000. Eine große kaiſerliche Armee ſollte ſich am Oberrhein aufſtellen, in Burgund und Lothringen eindringen: die Armee von Oranien und von Churbrandenburg, beſtehend aus 57000 Mann, müßte den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen; in ſcharfer Mannszucht, um Niemand zu irritiren. „Ich will wohl verſichern, daß ſowohl die Prinzen von Geblüt als auch Andere ſolches gerne ſehen: das Parlament, welchem ſeine Autorität ganz benommen, würde ſich zu uns ſchlagen — ſowohl die Catholiſchen als die unterdrückten Evangeliſchen würden concurriren, ſich des tyranniſchen Jochs zu entledigen.“

Wäre das möglich gewesen, so wäre die Weltgeschichte eine andere geworden. Er hatte gleichsam ein Gefühl davon, daß zur ruhigen Fortentwickelung der deutschen Dinge eine gleichartige der mächtigen westlichen Nachbarn nothwendig sei.

Ihm war jedoch nicht beschieden, auch nur die Hand an dies Werk zu legen; die Sanduhr seines Lebens, wie er sich ausdrückt — er hatte ein Gemälde mit diesem Sinnbilde in seinem Wohnzimmer — war abgelaufen; er starb, April 1688, noch ehe der Krieg begonnen war.

Man wird Friedrich Wilhelm nicht den wenigen großen Männern gleichstellen wollen, welche neue Grundlagen für die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes geschaffen: aber den berühmtesten Fürsten einzelner Reiche, denen diese ihre Rettung in höchster Gefahr und die Erneuerung der Ordnung verdanken, einem Alfred, einem Carl VII, einem Gustav Wasa, ist er unbedenklich zur Seite zu stellen. Er schritt auf der Bahn der alten deutschen Territorialfürsten einher, doch ist unter diesen keiner, der sein Land zugleich in so beklagenswürdigem Zustand gefunden und es daraus so glücklich bis zu eigener Bedeutung erhoben hätte. Er pflanzte diesen Landschaften einen lebengebenden Geist, die Triebe eines Staates ein. Er hat die Einrichtungen getroffen, welche den Fortgang zugleich der Macht und der allgemeinen Wohlfahrt begründeten. Was die Welt am meisten bewunderte, und er doch selber auch am höchsten schätzte, war der Zustand

des Kriegsheeres. Es hatte damals 175 Compagnien zu Fuß, 76 zu Pferde, eine eben in eine gewiſſe Gleichmäßigkeit gebrachte Artillerie, für deren Verbeſſerung er ſelber oft Verſuche angeſtellt hat, zuſammen etwa 28000 Mann. Nichts empfahl er ſeinem Nachfolger ſo dringend als die Erhaltung dieſer eiſernen Hand. Eben mit der hatte er ſich zwiſchen den Nachbarn Raum gemacht und dem norddeutſchen proteſtantiſchen Namen wieder die Rückſicht erworben, die ihm gebührte.

Daran fehlte jedoch noch viel, daß ſein Staat ſeinen Ideen entſprochen hätte.

Für das Innere hatte er noch unendlich viel vor; eine neue Cataſtrirung des Landes, um die Ungleichheit der Grundſteuer zu heben, Verwandlung der Lehndienſte in eine verhältnißmäßige Geldanlage, Trennung des Rechnungsweſens und der allgemeinen Leitung der Finanzen von der eigentlichen Adminiſtration derſelben; der Gedanke ſtieg in ihm auf, daß von den zahlreichen Domänen nur ſo viel, als der Hofhalt erfordert, in unmittelbarer Verwaltung oder Pacht zu behalten, alles übrige unter Einzelne auszutheilen ſei. Er dachte auf eine Juſtizreform nach den Hauptgeſichtspuncten, welche ſpäter immer ergriffen worden: deutliche Aufſtellung der Rechte, ſo daß Jedermann wiſſen könne, was Rechtens, Beſchleunigung der Proceſſe, Ermäßigung des Sportulirens. Er ſann auf Mittel, dem Wucher der Geldbeſitzer, der Übertheuerung der Reiſenden durch die Wirthe, aller Übervortheilung ein Ende zu

machen. Er verfolgte in jeder Beziehung den Gedanken, der ihn bei seinem Streite mit den Ständen belebt hatte, das öffentliche Wohl von den Übergriffen privater Gewinnsucht loszureißen. Alle öffentlichen und gemeinschaftlichen Dinge hielt er für den Gegenstand der landesherrlichen Thätigkeit, von deren Berufe er einen erhabenen Begriff in sich trug. Nur gehörte dazu, daß sie auch Organe fände, die sich nicht wieder von dieser Seite unbefugte Eingriffe zu Schulden kommen ließen. Schon er selbst hatte viel mit einem factiosen Wesen zu kämpfen: gründlich konnte es nur dann abgestellt werden, wenn man stark genug wurde, das eigene Prinzip über jede fremdartige Einwirkung zu erheben. Aber in wie weiter Ferne lag dieses Ziel! Wir sahen, wie er auch da seine An-

1. Kurzer Bericht der besonderen Vorschläge, so der hochseligste Churfürst angenommen und erwählet gehabt, seinen Estat und Land in gute Ordnung und bessere Verfassung zu setzen (Archiv zu Dresden). Unter andern ist von einer Vindicirung der landesherrlichen Rechte die Rede: von Behauptung und Demonstration des Unterschieds, so zwischen dem Landesfürsten und der Landschaft, in jure pacis, belli et consiliorum, wie sich bisher die Bedienten und Stände derselben zu ihrem Vortheil bedient haben. — Ferner: Im Kammerwesen sollte das „Gangbare von dem Caduken gesondert, das Caduke wieder gangbar gemacht werden: alles könnte auf Pächte holländischer und französischer Art gebracht werden, die liegenden Gründe, so nicht zur Hofstatt gehörig, durch manierliche Vererbung ausgethan oder zu gewissen Aufwendungen gebraucht.“ Er habe in Willens gehabt, die bisherige Rentcammer abzuändern, nach gänzlicher Reduction der Räthe es zu einer Generalpacht zu bringen und also die Revenües in lauter baarem Geld aus den Händen einiger vermögenden Kaufleute und Interessenten zu heben: dagegen eine geheime Finanzcommission von 4 oder 5 Personen zu errichten, so mit keinem Einkommen sollten zu thun haben, sondern blos stetig sollten occupirt sein, auf allerhand Mittel und Vorschläge zu sinnen, Einkünfte und Vermögen zu vermehren.

ſprüche nicht durchführen konnte, wo ſie mit allgemeindeutſchen zuſammenfielen, geſchweige da, wo er gegen die mächtigen Reichsſtände oder den Kaiſer anzugehen hatte. Er täuſchte ſich, wenn er glaubte, auch nur der ſehr geringfügige Erſatz, mit dem er ſich zufrieden gab, ſei ihm ernſtlich zugeſtanden; und wie wenig genügte dieſer ſeinem Ehrgeiz. Friedrich Wilhelm hatte ohne Zweifel die Abſicht, einen Platz unter den nordiſchen Königen zu erwerben: hätte er Pommern behauptet, ſo würde er auch die Krone angenommen haben. Ein eigenthümlich ausgebildetes Innere und ein ſelbſtändiges politiſches Anſehen entwickeln ſich mit einander.

Die Gewalt, die er hinterließ, enthielt für ſeine Nachkommen zugleich eine unbeſchreibliche Aufforderung zu Anſtrengung und Arbeit.

Friedrich I.

So wenig der nächste Erbe und Nachfolger, Friedrich, dem Vater an eingeborner Energie zu vergleichen war, so kann man ihm doch nicht Schuld geben, daß er sich dieser Arbeit entzogen hätte.

Vor allem ist der Ruhm des brandenburgischen Kriegsheeres unter seiner Regierung mit nichten zurückgegangen. An den wichtigsten Ereignissen der damaligen Zeit hat es einen sehr wirksamen Antheil genommen.

Prinz Wilhelm von Oranien dürfte wohl Bedenken getragen haben, zu der Unternehmung zu schreiten, durch die er König von England wurde, wären nicht die holländischen Truppen, die er hiebei aus dem Gebiete der vereinigten Niederlande wegführen mußte, durch brandenburgische ersetzt worden.[1] Man hat es bestritten, doch unterliegt es bei näherer Untersuchung keinem Zweifel, daß andere Brandenburger in seinen und seiner Republik Diensten mit ihm nach England hinübergegan-

1. Burnet History o. h. o. t. III, 1326. And this gave the prince of Orange great quiet.

gen sind, wo sie zu seinem Erfolge unendlich beigetragen haben.[1]

Als hierauf der Krieg am Rhein ausbrach, erschien der junge Churfürst Friedrich, von Religionseifer, Patriotismus und persönlichem Ehrgeiz entflammt, selber im Felde. Bei der Belagerung von Bonn hat er einst, als er für den Ausgang fürchten mußte, an das Fenster tretend gebetet, daß ihn Gott bei dieser seiner ersten Unternehmung keinen Schimpf erleben lassen möge. Glücklich eroberte er Bonn und reinigte das ganze niedere Rheingebiet von dem Feinde; er erwarb sich den Ruf persönlicher Furchtlosigkeit.

So hat später, im Anfang des spanischen Erbfolgekrieges, die Anwesenheit des Fürsten nicht wenig dazu beigetragen, daß die erste wichtige Belagerung — von Kaiserswerth — von wo aus die Franzosen zugleich Holland und Westphalen bedrohten, in Zeiten zu Ende gebracht wurde.

Aber nicht allein wo der Fürst zugegen war, haben seine Truppen Ruhm davon getragen. In der Schlacht von Höchstädt haben sie auf das tapferste mitgefochten. Prinz Eugen, unter dessen Befehl sie standen, weiß die

1. Ich glaube Pufendorf (III, 46) und Dalrymple, Autoren, die zu den bestunterrichteten gehören. Das Regiment Brandenburg, das in den Berichten von dem Zuge nach England und bei der Schlacht von Limerik namentlich erwähnt wird, gehörte dem Markgrafen Albrecht Friedrich. Um die Verhältnisse Brandenburgs zu dem Prinzen zu erforschen, müßte man nicht in den Staatsarchiven von Holland und England, sondern in den oranischen im Haag Untersuchungen anstellen.

unerſchrockene Standhaftigkeit[1], mit der ſie die Gewalt des Feindes zuerſt aushielten und dann durch ihr ſtarkes Feuer brechen halfen, nicht genug zu rühmen. Wie zur Entſcheidung über die deutſchen, ſo trugen ſie zwei Jahr darauf — bei Turin — zur Entſcheidung über die italieniſchen Angelegenheiten weſentlich bei: an ihrer Spitze überſtieg Fürſt Leopold von Anhalt, unter dem Feuer der Geſchütze, die feindlichen Verſchanzungen; die Brandenburger riefen einander ein älteres Vorwärts zu, das Wort: Gah to! (Geh zu!). Niemals iſt ihre kriegeriſche Thätigkeit weiter ausgebreitet geweſen als unter Friedrich I. Da ſind ſie den Türken in gefährlichen Feldſchlachten bekannt geworden; man ſah ſie bei dem Unternehmen von Toulon in dem ſüdlichen Frankreich erſcheinen; auf dem Gebiet des Papſtes ward der proteſtantiſche Feldgottesdienſt zuerſt in ihrer Mitte gehalten, die Einwohner kamen herbei, ihn zu ſehen, und ließen eine gewiſſe Genug-

1. Denn das iſt ſein Ausdruck: nicht Herzhaftigkeit, was eine Tautologie ſein würde. Der Brief, wie er ſich im Theatrum europäum XVII, 106 findet, iſt wohl aus einer franzöſiſchen Überſetzung zurückübersetzt. In dem Original (im Deſſauer Archiv) Lager bei Wittislingen 16. Aug. 1704 lauten die Worte: „maaſſen ich denn mit Augen geſehen, wie beforderiſt von der Infanterie, welche auf dem rechten Flügel geweſen, ſo hoch als niedere Offiziere und Gemeine mit einer unerſchrockenen Standhaftigkeit wider den Feind gefochten, deſſen Gewalt etliche Stunden lang ausgehalten und endlichen geſambter Hand durch ihr ſtarkes Feuer denſelben in eine ſolche Confuſion haben ſetzen helfen, daß er ihrer Tapferkeit mit großer Präcipitanz entfliehen und uns das Veld, anmit dieſe ſo herrliche Victori überlaſſen müſſen.“ Von dem Fürſten Leopold von Anhalt heißt es: „er habe mit großem Valor keine Gefahr geſcheuet und ſeine Untergebenen ganz herzhaft angeführet; daß dahero des erhaltenen Siegs zu ſeinem unſterblichen Ruhm ihm ein großer Antheil gebühre.“

473064

thuung darüber bemerken.[1] Aber der vornehmste Schauplatz ihrer Thaten waren allezeit die Niederlande; zugleich unter dem holländischen Vauban, Coehorn, für die Belagerung und unter Marlborough, einem der größten Feldherrn aller Zeiten, für die Feldschlacht eine vortreffliche Schule, auf der ihre fernere Kriegsübung beruhte.

Unerschütterlich, alle die Jahre seiner Regierung hindurch, hielt sich Friedrich an den großen Bund, den sein Vater hatte stiften helfen, so lange derselbe überhaupt bestand; auch ist die Theilnahme, die er den allgemeinen Angelegenheiten von Europa widmete, nicht ohne besondern Vortheil für ihn und sein Haus geblieben. Eben aus dieser Verbindnng ist die Erwerbung der Krone, das alte preußische Königthum hervorgegangen.

Wie gering man auch von Äußerlichkeiten des Titels und Ranges denken möge, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß die Erreichung einer höheren Stufe in der europäischen Hierarchie, wie sie damals bestand, eine Sache war, um die man sich bemühen konnte.

Noch bildeten die abendländischen Fürstenthümer und

1. Buchholz, Geschichte der Kurmark IV, 281 aus dem Munde des Feldpredigers.

2. Relatione di Cornaro 1690. Brandenburg si considera il più potente per la ampiezza di stati e per la forza di mantener numero considerabile d'eserciti, onde dal partito ch'egli s'appigli prende in gran parte il muovimento e regola il volere degli altri. Lo coltiva la M. S. con ogni finezza di studio et egli si fa conoscere più interessato per casa d'Austria di quello sieno stimati li altri elettori.

Republiken eine große Körperschaft, an deren Spitze der römische Kaiser stand. Wie mannigfaltige und langwierige Unterhandlungen hat es selbst der Krone Frankreich gekostet, das Prädicat Majestät zu erlangen, das sonst nur dem Kaiser gebührte. Dem König von Frankreich wollten die übrigen Könige gleich sein: diesen wegen der Königreiche, die sie einst besessen, die Republik Venedig; wohl haben die churfürstlichen Gesandten in Wien unbedeckt stehen müssen, während der venezianische sich bedeckte, aber nur schlecht waren Churfürsten und souveräne Herzoge mit diesem Vorrang zufrieden: auch sie nahmen die Bezeichnung Serenissimus, den Titel Bruder, für ihre Gesandten das Prädicat Excellenz in Anspruch. Selbst den mächtigsten Churfürsten aber fiel es schwer, hierin einen Schritt weiter zu kommen, weil was man ihnen zugestand, dann auch von den übrigen, die doch zum Theil bloße Reichsbarone waren, gefordert wurde. Gewiß ein Interesse für Brandenburg, aller Unterhandlungen dieser Art, welche nur die wesentlichen Geschäfte erschwerten, auf einmal erledigt zu werden. Wir finden die bestimmte Versicherung eines höheren Beamten, daß der königliche Titel schon dem Churfürsten Friedrich Wilhelm versprochen worden sei; der Sohn desselben warf seinen ganzen Ehrgeiz darauf, ihn zu erwerben.

1. Ein Beispiel der Schwierigkeiten, in die Churfürst Friedrich Wilhelm dabei in England gerieth, bietet Pufendorf dar: XIV, 72. XV, 31. Man gab es dem Herzog von York Schuld, der den Protestanten diese Ehre mißgönne.

Friedrich, als Churfürſt der dritte, iſt einer der beliebteſten Fürſten geweſen, die je in Brandenburg regiert haben. Die Zeitgenoſſen rühmen ihn, daß er ſich von aller Ausſchweifung fern halte und nur ſeinen Pflichten lebe; während die Unterthanen noch ſchlafen, beſorge er ſchon ihre Geſchäfte — denn ſehr früh pflegte er aufzuſtehen: bei einem Dichter beklagt ſich Phosphorus, daß ihm der König von Preußen zuvorkomme. Er war perſönlich milde, vertraulich, wahrhaft, gelaſſen. In ſeinen Geſprächen bemerkte man „billige und fürſtliche“ Gedanken: in den ſchriftlichen Aufſätzen, die wir von ihm ſahen, zeigt ſich eine umſichtige und ſcharfſinnige Behandlung der Dinge. Eine dem Jahrhundert überhaupt noch eigene Vorliebe für Pracht und äußern Glanz theilte er in hohem Grade, doch nahm ſie in ihm zugleich eine Richtung auf das jenſeit des bloßen Scheines Liegende. Die Werke der Baukunſt und Bildnerei, welche unter ſeiner Regierung emporſtiegen, ſind Denkmale eines reinen Geſchmacks: ſchönere hat die Hauptſtadt niemals geſehen. Er wiegte ſich gern in dem Gefühl der Größe, die ſein Vater gegründet, daß er viermal ſo viel Länder beſitze, als zu einem Churfürſtenthum gehören würden, eine Kriegsmacht aufſtellen könne, die ihn Königen gleich mache; aber er wollte nun auch, daß das äußerlich anerkannt werde, an Schätzen und Reichthümern fehle es ihm nicht, um den Glanz einer Krone aufrecht zu erhalten. In

dem Vater war dieſer Gedanke mit Eroberungsabſichten verbunden geweſen; in dem Sohn war es mehr ein perſönlich dynaſtiſcher Ehrgeiz. Iſt es nicht ſo, daß ohne die Aufeinanderfolge ſo vieler ruhmwürdiger Fürſten die Entſtehung eines Staats wie dieſer gar nicht zu denken wäre? In ihrer Reihe wollte auch er mit einem ausgezeichneten Verdienſt erſcheinen: da Friedrich I, ſagt er, in mein Haus die Churwürde gebracht, ſo wollte ich gern als Friedrich III. die königliche hineinbringen, wie es heißt: alles Dreifache iſt vollkommen.

Mit Beſtimmtheit ergriff er den Gedanken zuerſt im Jahre 1693.[1] Er hatte damals einige Truppen nach Croſſen geführt, um dem Kaiſer gegen die Türken zu dienen; die kaiſerlichen Miniſter waren jedoch weder zur rechten Zeit gekommen, ſolche in Empfang zu nehmen, noch hatten ſie, als ſie endlich erſchienen, gewiſſe Zuſagen und Anwartſchaften, die Friedrich erwartete, mitgebracht; ziemlich verſtimmt, daß er Mißachtung erfahre, in einem Augenblicke, wo er erhebliche Dienſte leiſte, begab er ſich nach Carlsbad. Hier traf ſein Geſandter aus Wien bei ihm ein, den die dortigen Miniſter erſucht hatten, ihr Verſehen zu entſchuldigen; im Einverſtändniß mit dieſem und deſſen Bruder, ſeinem erſten Miniſter Dankelmann, entſchloß ſich Friedrich, mit dem Wunſch, den er bisher im Stillen gehegt und nur im Geſpräch

1. Über dieſe Kontractaten habe ich in einer akademiſchen Abhandlung ausführlicher gehandelt.

geäußert, deutlich hervorzutreten; der Gesandte erhielt Befehl, einen förmlichen Antrag zu stellen.

Indessen konnte man damals nichts erreichen. Am Wiener Hofe kam der Graf von Öttingen wieder empor, der ein Gegner der protestantischen Fürsten war; die Gefahren zeigten sich nicht mehr dringend, die Coalition löste sich allmählig auf: das Resultat der Unterhandlung bestand in einem sehr allgemeinen Versprechen.

Friedrich III. ließ jedoch darum seinen Gedanken nicht fahren. Die Erhebung des sächsischen Hauses auf den polnischen Thron, die Aussichten des naheverwandten hannoverschen auf den englischen, vielleicht die Schwierigkeiten selbst, auf die er stieß, schärften eher seine Begierde danach; in der Verwickelung, welche die nahe Erledigung des spanischen Thrones zwischen den großen europäischen Mächten hervorrief, zeigte sich bald eine vortreffliche Gelegenheit darauf zurückzukommen. Nicht die Erinnerung an schon geleistete Dienste, aber wohl die Aussicht auf noch zu erhaltende konnte den Wiener Hof gewinnen.

Es ist hier nicht der Ort, die Verhandlungen ausführlich mitzutheilen, welche darüber gepflogen worden sind: bemerken wir nur, daß der Fürst immer mit seinem ganzen Eifer dabei war und die Gesammtheit seiner Stellung nicht aus den Augen verlor.

Man hat ihm Vorschläge der weitaussehendsten Art gemacht, z. B. sich an den Papst zu wenden [1], dem die

1. Reflexions sur la couronne et la Majesté royale due à S.

Befugniß, die königliche Würde zu ertheilen, im höherem Grade zustehe als dem Kaiser: wogegen eifrig protestantische Minister schon die Verbindung mit dem katholischen Elemente vermieden zu sehen wünschten, die in einer Annäherung an den Kaiser lag, und die Erhöhung des Ranges nur von einer großen neuen Erwerbung, etwa der des polnischen Preußens, die ihnen nicht so fern zu liegen schien, abhängig machen wollten. Friederich dagegen blieb dabei, daß er die königlichen Würde schon auf das ihm zugehörige souveräne Herzogthum Preußen gründen könne, und ihm dazu die Anerkennung des Kaisers wichtiger sei als alles Andere. Er urtheilte, wenn der Kaiser die spanische Erbschaft an sich gebracht oder Verträge darüber geschlossen habe, werde sich nichts mehr von ihm erwarten lassen; jetzt aber, wo man ihm so viel Hülfe leisten könne als irgend eine Macht der Welt, dürfe man sich auch von ihm etwas Gutes ausbedingen. [1]

A. E. Monseigneur l'electeur de Brandenbourg et à sa ser^me^ et très puissante maison. (Scheint von P. Vota zu sein.)

Vos richesses eclatent dans vos nombreuses trouppes parfaitement reglées et disciplinées, dans les bâtiments etonnants que vous erigez partout, dans la pompe et la splendeur de la table, des meubles, des habits, des festins, des theatres, des chasses et de toutes les fonctions d'un véritable monarque: mais particulièrement dans les liberalités plus que royales de votre maison inépuisable.

Der Hauptnachdruck liegt auf dem Verhältniß zum Papst. Friedrich werde das Beispiel Heinrichs IV nicht nachahmen wollen;

je dis seulement que sans choquer sa conscience qui est très tendre en fait de religion on pourrait trouver quelque temperament recevable des deux partis pour réunir l'église sous le seul et véritable pasteur —

1. Gutachten von Fuchs, mit eigenhändigen ausführlichen Bemerkungen oder vielmehr Resolutionen Friedrichs; wohl das wichtigste Actenstück in der ganzen Angelegenheit.

Und so entschloß er sich ein Anerbieten zu machen, das durch die Umstände, unter denen es geschah, eine ungemeine Bedeutung erhielt.

So eben, im März des Jahres 1700, hatten England, Holland und Frankreich unter einander einen Vertrag über die Theilung der spanischen Monarchie geschlossen, bei welchem das Erbrecht von Östreich dem europäischen Gleichgewichte tief untergeordnet wurde. Spanien und Indien sollten zwar dem jungen Erzherzog Carl zufallen, aber weder Neapel und Sicilien, noch auch Mailand; würde der Erzherzog jemals römischer Kaiser werden, so sollte auch Spanien und Indien einem andern Fürsten von entfernteren Ansprüchen übergeben werden. Ein Vertrag, welchen man in Wien mit Abscheu aufnahm; man rief die Hülfe des Himmels an, der sich in diese Angelegenheit mischen werde.

In diesem Augenblick erbot sich Brandenburg, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, im Gegensatz nicht allein gegen Frankreich, sondern gegen England und Holland, die sonst seine Verbündeten waren: für die einzige Gunst einer Anerkennung der königlichen Würde.

Die vornehmste Einwendung dagegen entsprang aus der Verschiedenheit des Bekenntnisses. Es ist sehr wahr, daß der Beichtvater des Kaisers, Pater Wolf[1], an den der Chur-

1. Daß man sich nur durch eine Verwechselung der Chiffer an den Pater gewandt habe, ist zwar von angesehenen Männern überliefert worden, aber schwerlich gegründet. In den Depeschen wenigstens liegen die richtigen Chiffern ganz deutlich zu Tage. Am Ber-

fürſt ſelber ſchrieb, dazu beitrug, ſie zu heben; er nahm einigen Theil an der Unterhandlung: die Hauptſache aber that ohne Zweifel die politiſche Lage der Dinge. Ein Zugeſtändniß, bei dem man nichts verlor, konnte kein allzuhoher Preis ſcheinen für die Hülfe der kriegfertigſten deutſchen Macht in einer ſo wichtigen Angelegenheit. Im Juli 1700 faßte die große Conferenz der kaiſerlichen Miniſter den Beſchluß, daß dem Wunſche des Churfürſten gewillfahrt werden könne; nachdem die Bedingungen feſtgeſetzt worden, die dann die engſte Verbindung in ſich ſchließen, ſowohl für den Krieg, als für die Reichsangelegenheiten, ward der Vertrag am 16. November 1700 unterzeichnet. Brandenburgiſcher Seits trug man nur Sorge, kein Wort einfließen zu laſſen, das mehr als eine Beiſtimmung und Einwilligung des Kaiſers angedeutet hätte. Die Befugniß, ſich die Krone aufzuſetzen, leitete der Churfürſt nur von ſeiner eigenen Macht her.

Er würde jedoch von andern Seiten noch gar manchen unangenehmen Widerſpruch erfahren haben, wäre ihm nicht zu Statten gekommen, was indeß in Spanien und in Frankreich geſchah.

Man eröffnete das Teſtament des indeß verſtorbenen letzten Habsburgers in Spanien: es lautete ganz zu Gunſten des Königs von Frankreich, deſſen Enkel darin zum Er-

liner Hofe war Pater Wolf vorlängſt bekannt und demſelben nützlich geweſen. Später freilich kamen Zeiten, wo man hier nicht begreifen konnte, daß Jemand anders in wichtigen Angelegenheiten geſucht werden könne als die Inhaber der großen Stellen.

ben der gesammten Monarchie eingesetzt war. Hierauf ließ Ludwig XIV. den Theilungsvertrag fallen, der vor kurzem unter seinem Einfluß getroffen worden, und entschloß sich den größern Vortheil zu ergreifen und die Erbschaft anzunehmen. Nothwendig erweckte dies alle Antipathien, die sich jemals gegen Frankreich geregt: England und Holland traten zurück auf die Seite von Östreich.

Jetzt schwiegen die Einwendungen, welche diese beiden Mächte bisher gegen die neue Krone erhoben; sie sahen in der Erhebung von Brandenburg ein gemeinschaftliches Interesse.

Auch mit dem König von Polen, wiewohl noch nicht mit der Republik, war Friedrich einverstanden, und er konnte in Übereinstimmung mit allen alten Verbündeten zu dem prächtigen Königsthrone schreiten, nach welchem sein Herz Verlangen trug.

Wir wollen die Ceremonien des 18. Januar 1701 nicht schildern: sie haben für unser Gefühl, wenn wir davon lesen, etwas Überladenes. Doch ist das Selbstergreifen der Krone nicht ohne Würde; daß die Salbung nicht vorangeht, sondern nachfolgt, und zwar durch zwei eben hiezu zu Bischöfen erhobene Geistliche, drückt eine Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen aus, wie sie vielleicht bei keiner andern Krönung weder früher noch auch später hervorgetreten ist.

Das geistliche Element erschien in der einzigen Selbständigkeit, welche ihm in protestantischen Staaten geblie-

ben, der Lehre und Ermahnung. Der Propſt zu Berlin legte aus dem Beiſpiel Chriſti und Davids dar, daß die Regierung eines Königs zur Ehre Gottes und zum Beſten der Unterthanen geführt werden müſſe. Er bezeichnet als das vornehmſte Prinzip, das Regenten wiſſen ſollen, dieſes, daß ſie um der Unterthanen, nicht die Unterthanen um ihretwillen in der Welt ſind. Er ermahnt zum Gebet, daß Gott dieſen Grundſatz allen Regenten tief ins Herz drücken möge.

Auch die Stiftung des ſchwarzen Adlerordens, der der Krönung unmittelbar voranging, hat einen Bezug auf die Pflichten des Königthums. Jenes „Suum cuique“ in den Inſignien deſſelben bezieht ſich, wie Lamberty verſichert, der es ſelber angegeben hat, auf die Definition einer guten Regierung, in der den Guten ſowohl wie den Böſen nach ihrem Verdienſt geſchehe; Lorbeer und Blitz bedeuten Belohnung und Strafe. Der Gedanke wenigſtens iſt ſehr königlich.

Leibnitz, der damals dem Hofe nahe ſtand und ſich viel mit dieſer Sache beſchäftigte, bemerkt ſehr wohl, daß allezeit zur Erfüllung des Weſens auch der Name gehöre; der Churfürſt von Brandenburg habe alles gehabt, was königlich ſei; König aber ſei er erſt dadurch, daß er König heiße.

Obgleich die neue Würde nur auf Preußen gegründet war, ſo umfaßten doch Titel und Rang alle Provinzen. Die dem deutſchen Reiche angehörigen wurden aus

der Reihe der anderen deutschen Länder gleichsam hervorgehoben und zu einer besondern Einheit zusammengefaßt, wie sorgfältig man auch sonst noch das Verhältniß zu dem Reiche aufrecht erhielt. Insofern war die Erwerbung der königlichen Würde für den Fortgang der preußischen Dinge ein wesentliches und selbst nothwendiges Moment, das aus dem Zusammenhang der Ereignisse nicht wegzudenken wäre.

Mit dem Namen Preußen durchdrang sich der Begriff von Kriegsmacht, von deren durch herrliche Thaten wachsendem Rühm wir schon eine Andeutung gaben.

Aber auch auf einem andern Gebiete schien sich an die neuentstehende Macht eine Entwickelung der merkwürdigsten Art zu knüpfen.

In Berlin, das Friedrich Wilhelm den durch Ludwig XIV. verjagten Franzosen geöffnet, und wo ihnen nun Friedrich, unter dem sie erst zahlreicher anlangten, eine Aufnahme gewährte, die seine alten Unterthanen beinahe eifersüchtig machte, siedelten sich auch einige Gelehrte an, die von hier aus die literarischen Kämpfe fortführten, in denen sie durch die Gewaltsamkeiten der mit ihren Feinden einverstandenen französischen Regierung unterbrochen worden waren.

Es entsprach der Weltstellung des aufkommenden Staates, der sich der Übermacht des damals im vorzüglichen Sinne katholischen Reiches mit allen Kräften widersetzte, recht gut, daß man von dessen Hauptstadt her auch auf

dem Gebiete der Literatur die Angriffe abzuwehren ſuchte, welche die dort nunmehr allein herrſchende Meinung gegen die Ideen des Proteſtantismus unternahm. Die Schriftſteller der anglicaniſchen Kirche, die Gelehrten der holländiſchen Univerſitäten und die in Berlin angeſiedelten Flüchtlinge bildeten gleichſam eine Coalition wie die Staaten, denen ſie angehörten. Was dieſe mit den Waffen verfochten, ſuchten ſie in den Gebieten des forſchenden Geiſtes aufrecht zu erhalten.

In Berlin war Jacob Lenfant, von dem man ſagt, daß er nach jedem Beiſammenſein mit ſeinen Freunden, die ſich gern bei ihm einfanden, ſtatt Abſpannung vielmehr neuen Trieb zu literariſchen Arbeiten fühlte, was ohne Zweifel daher kam, weil die Gleichgeſinnten ſich in ihren Meinungen beſtärkten und die ſchwachen Seiten der Gegner wetteifernd entdeckten. Mit den Behauptungen und Doctrinen der Jeſuiten befanden ſie ſich im unaufhörlichen Kampfe. Lenfant beſchäftigte ſich beſonders mit den Verhandlungen der großen Kirchenverſammlungen des funfzehnten Jahrhunderts. Die Geſchichte des coſtnitzer Concils ſchrieb er zum erſten Mal aus den ächten Actenſtücken, welche damals zuſammengebracht worden waren: Biſchof Burnet ſetzt ſeine Arbeit dem Werke Paolo Sarpi's über das Tridentinum zur Seite.

Noch höher hinauf ſtieg Iſaac von Beauſobre. Sein Buch über die Manichäer gehört zu den belehrendſten und

sinnreichsten, die je über eine ketzerische Secte geschrieben worden.

Beide waren beliebte Prediger, Lenfant durch Lebhaftigkeit, Beausobre durch Schwung und Adel des Ausdrucks. Von unendlicher Wirksamkeit ist die von ihnen gemeinschaftlich verfaßte Übersetzung des Neuen Testaments in das Französische geworden, ein Werk zugleich von gelehrtem und von kirchlichem Werth, das von allen Reformirten, auch den englischen, mit großem Beifall begrüßt ward.

Mit ihnen arbeiteten Vignoles und Lacroze.

Der erste hat sich noch in Frankreich durch die Behauptung Richard Simons, es sei unmöglich, eine Chronologie des alten Testaments zu verfassen, veranlaßt gefühlt, einen solchen Versuch zu wagen; mit umfassendem Fleiße brachte er endlich in Berlin ein Werk dieser Art zu Stande, das immer in gutem Ansehen geblieben ist. Doch besaß der andere wohl eine entschiedenere Gabe für fernliegende Gelehrsamkeit. Vortrefflich begegnete er den Paradoxien Harduins, denn auch die Ausschweifungen der französischen Schulen hielt man für nothwendig zu bestreiten; seine koptischen Studien haben nach langer Zeit eine Beziehung zu der Erkenntniß der ältesten Weltgeschichte gewonnen, die er selber nicht geahnet hat.

Es war gewiß von dem größten Werth, daß in der neuaufkommenden Hauptstadt des nördlichen Deutschlands, wo man in Folge der Einwanderung mit jedem Zweige der französischen Literatur, welche die allgemeine europäische

war, in innige Beziehung gerieth, das protestantische Prinzip zu einer so gründlichen literarischen Darstellung gelangte.

Daneben hatten aber innerhalb des deutschen Protestantismus schon wieder eigene Bewegungen begonnen, die ihm, unter Widerstreit und Kampf, eine neue Entwickelung ankündigten. Aus der Tiefe der lutherischen Theologie und der damit zusammenhangenden Weltansicht erhoben sich neue Tendenzen, zwar im Widerspruch mit den gerade vorwaltenden Systemen, aber auf ihrem Grunde beruhend.

Der äußerlichen Orthodoxie setzte sich die Forderung thätigen Glaubens und sittlichen Wandels in Philipp Spener und dessen Freunden entgegen, die sich zur Aufgabe machten, in den jungen Lehrern des Volkes einen praktisch lebendigeren Geist zu erwecken.

Dann erhob sich eine juridische Schule, welche nicht mehr das gesammte Leben des Staats von dem geistlichen Prinzip beherrschen lassen wollte, sondern diesem sein besonderes Gebiet in Erhaltung der äußeren Ordnung und Friedlichkeit vindicirte.

Ansichten, die man übertreiben und wieder verfälschen konnte, dennoch in sich selbst nicht ohne gute Berechtigung und durch und durch protestantisch. Eben tiefere Religion und sittlicher Abscheu vor den Unordnungen eines bloßen Fürwahrhaltens und Werkdienstes, und dann das Hervorheben der dem Staate unabhängig inwohnenden

Rechte und Pflichten hatte die Reformation möglich gemacht und begründet. In Brandenburg faßte man den Entschluß, beiden eine freie Wirksamkeit nicht allein zu gestatten, sondern zu verschaffen.

Ein Grund lag auch darin, daß das vorwaltende System allezeit eine große Feindseligkeit gegen das dem reformirten Bekenntniß angehörige Haus von Brandenburg gezeigt und seine Jünger damit erfüllt hatte. Das strenge Lutherthum war seiner ursprünglichen Ausbildung nach ständischer, und zwar provinzialständischer Natur. Eine aus ihrer eigenen Macht emporsteigende Staatsgewalt konnte sich unmöglich zur Pflege desselben berufen fühlen.

Genug, als Spener und seine Freunde aus Sachsen entfernt wurden, wo die bisherige Meinung den Platz behielt, öffnete sich ihnen in den brandenburgischen Gebieten ein bei weitem größerer Wirkungskreis. Die Universität Halle ward gestiftet, vor allem in der Absicht, die Candidaten für die 6000 Pfarren, die man im Lande zählte, nicht mehr einem feindseligen und überdies geistig beschränkten Einfluß zu überlassen. Hier entwickelten die Schüler gar bald eine sowohl theoretisch als praktisch energische, durchgreifende Thätigkeit: in der Nähe des Hofes in der Hauptstadt übte der Meister selbst, milder und feiner als jene, aber nicht weniger unerschütterlich, seinen segensreichen Beruf aus.

Schon hatte Friedrich den Mann, der zuerst das Recht der Natur von den Fesseln des theologischen Systems be-

freit und, ohne die Offenbarung zu bekämpfen, die wohlbegründeten Ansprüche der Vernunft gerettet, Samuel Pufendorf, mit dem würdigsten Auftrag betraut, den er ihm geben konnte, die Geschichte seines Vaters mit furchtloser Wahrheitsliebe zu schreiben.

In der literarischen Bewegung der Zeit, in der sich die allgemeinen Überzeugungen umgestalteten, griff noch um vieles mehr Christian Thomasius ein. Jene Grundsätze des Staatsrechts wandte er auch auf das Kirchenrecht an. Ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, wenn man früher die Kirchengewalt als die Vollzieherin der reinen Lehre nach der von den Theologen gegebenen Entscheidung betrachtet hatte, und er dagegen ihr Amt nur darin sah, daß keine Streitigkeit zwischen ihnen den äußeren Frieden störe. Er kam damit den Toleranzbestrebungen zu Hülfe, die hier zunächst zwischen den beiden protestantischen Parteien eine Nothwendigkeit waren, und in deren Durchführung Friedrich I. seinen Ruhm setzte.[1] Überhaupt ist Thomasius einer der wirksamsten Professoren gewesen, die je auf einer deutschen Universität gelehrt haben, nicht sowohl allemal durch den Sachinhalt seiner Vorträge, als durch die Methode, das Wesentliche, Wissenswürdige zu ergreifen. Man begegnet in den Vorreden und Dedicationen von Büchern der mannichfaltigsten Art dank-

1. Bericht des Pater Vota: il regnante si persuadeva e gloriava d'aver uniti di fede e di cuore i Calvinisti e i Luterani, che compongono i suoi vasti dominii.

barer Erinnerung an ihn oder die von seinem Geiste erfüllten Schüler.[1] Und wie vieles Andere mag ungesagt geblieben sein.

Die Universität war überhaupt nach Grundsätzen, die sich allezeit bewährt haben, eingerichtet worden. Man stellte nur so viel Professoren an, als unbedingt nothwendig waren, wählte aber solche, von denen man wußte, daß sie fleißig seien, keine Freunde allzuhäufiger Unterbrechungen, und besoldete sie nach den Verhältnissen der Zeit hinreichend; sie brauchten nicht durch verwerfliche Mittel die Gunst ihrer Zuhörer zu gewinnen. Man befolgte hiebei besonders die Rathschläge des erfahrenen Samuel Stryck, der selbst eine der ersten Stellen in der juristischen Facultät bekleidete; eine große Anzahl Schüler folgte ihm von Wittenberg.

Auch die dritte Facultät zeigte sich von wissenschaftlichem Leben erfüllt. Es war nicht ein zufälliger, auf Antipathien der Persönlichkeit, sondern in der Natur dieser Wissenschaft gegründeter Gegensatz, der hier eintrat zwischen dem nüchternen, auf dem einmal eingeschlagenen Wege rationell fortschreitenden Hofmann und dem kühnen Theoretiker Stahl; auch der erste erwarb sich viel Verdienst um die Praxis; dem zweiten entsprang auf seinem Wege eine neue Wissenschaft und eine neue Heilart.

1. Noch in der Schrift über die deutsche Literatur 1780 und anderwärts verweist Friedrich II. „in historischen Kenntschaften“ auf die Hefte des Thomasius.

In der merkwürdigen Rede, mit der Paul von Fuchs die Universität eröffnete, hebt er besonders den Zusammenhang hervor, welchen auch die allgemeine Wissenschaft mit dem Leben und dem Staate habe; z. B. Mathematik und Geschichte mit der Kriegskunst. Und wo sei überhaupt eine Nation, welche Macht erworben ohne Wissenschaft? Als das rechte Symbol des preußischen Königthums erscheint ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorsteht. [1]

Man darf die Frage aufwerfen, ob eben alles Wissen auf den Universitäten gepflegt werden kann, und ob es nicht andere Werkstätten der nur auf das Object gerichteten Forschung, ohne Beziehung auf den Unterricht der Jugend, geben muß. Friedrich I. machte, auf Anregung von Leibnitz, wenigstens den Versuch, eine solche zu gründen.

Der Gedanke von Leibnitz ging zunächst auf die Förderung der mathematisch-physikalischen Wissenschaften. Er wollte eine Gesellschaft, wie die englische und französische, bei der aber das blos Zufällige, die Neugier Reizende vermieden würde; für diese sollte eine Sternwarte erbaut, ein Laboratorium mit großem Apparat angelegt werden, woran es ohnehin dem Hoflager eines großen Fürsten nicht fehlen dürfe.

1. So sagt Cellarius in dem panegyricus, Friderico I dictus (Bogen 2.) bei Gelegenheit der Krönung: ubi jam literae quam maxime coluntur, in Brandenburgicis putate regionibus, ibi quam plurima victoriarum monumenta sunt.

Er bemerkte den Nutzen, den die Pflege der Naturwissenschaften für das gemeine Wohl haben werde, ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ackerbau, dem Berg- und Hüttenwesen: er bezeichnete die Entwickelung dieser Kenntnisse zugleich als das beste Mittel, die evangelische Wahrheit den heidnischen Völkern näher zu bringen. Es war auf einem Ausflug nach Oranienburg, im März 1700, daß dieser Entwurf vorgelegt und von Friedrich in Berathung gezogen ward. Die eben gelingenden Kronunterhandlungen erfüllten seine Seele mit mannichfaltigen Hoffnungen und Absichten, und mit Freuden ging er darauf ein. Er dehnte den Entwurf sogar noch über eine andere Seite wissenschaftlicher Studien aus. Wahrscheinlich angeregt durch das kurz vorher erschienene akademische Wörterbuch der französischen Sprache, gab er den Wunsch zu erkennen, daß die neue Gesellschaft einen ähnlichen Fleiß der deutschen widmen, wie er sagt, zur Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache beitragen möge. Überhaupt war die Idee königlich und zugleich national: die Deutschen auch in den Wissenschaften auf den Weg zu bringen, daß sie sich einmal mit andern Völkern würden vergleichen können.[1] Wie reich und glänzend ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Einen besseren Bund konnte der preußische Staat nicht schlie-

1. Vorschläge und Denkschriften in Leibnitz's deutschen Schriften, herausgegeben von Guhrauer II, 267 f. Der erste Act in Sachen der Akademie ist die Zuschrift des Requetenmeisters Wedel, der den Vortrag gehalten, an Jablonsky 19. März 1700. Ebendas. S. 148.

ßen als mit dem auf richtigem Wege ſich fortentwickelnden Geiſte der deutſchen Nation.

Friedrich I. hatte ſowohl Einſicht und Bildung als Ehrgeiz genug, um Gedanken dieſer Art zu verſtehen: das allgemeine Wohlwollen, das ihn belebte, das aber einen Kern von Energie in ſich trug, wandte er auch dieſem Zweige zu.

Noch auf eine ganz andere Weiſe aber nahm ſeine Gemahlin, Sophie Charlotte, die von dem allgemeinen Geiſt europäiſcher Bildung berührt war, an Literatur und Wiſſenſchaften Theil. Sie beſaß nicht allein eine ſehr gute äußerliche Kenntniß, ſo daß ſie wohl manchen Fachgelehrten in Verlegenheit ſetzen konnte: ſondern ſie widmete den Studien das lebendige Intereſſe, das aus einem noch unbefriedigten Suchen der Wahrheit entſpringt: ſie kannte die Probleme, die noch nicht gelöſt waren.

Unter ihren Augen ſind die theologiſchen Controverſen, welche, wenn ſie auch nicht mehr die Welt bewegten, doch die Gemüther zu beſchäftigen fortfuhren, vielfach und keineswegs ungründlich verhandelt worden.

Zuweilen erſchien der Beichtvater des Königs Auguſt von Polen, Pater Moritz Vota, ein vielverſuchter geiſtlicher Diplomat, an dem Berliner Hofe, wie ſeine Erinnerungen zeigen, nicht ohne die Hoffnung, den König und die Königin zu bekehren. Er war ein Jeſuit von Welt, mit den mannichfaltigſten Kenntniſſen, nunmehr ein alter Mann, aber von einer Lebhaftigkeit der Auf-

faſſung, welche die Jugend beſchämte; die Königin fand großes Gefallen an ihm. Sie lud ihn wohl mit einem oder dem andern proteſtantiſchen Prediger zu ſich ein, — jedesmal nur mit einem, um nicht Verwirrung zu veranlaſſen, — und verfolgte mit großer Aufmerkſamkeit die Argumente, welche ſie gegen einander vorbrachten. Man hat davon angefangen, ob Petrus in Rom geweſen, dann den Primat des römiſchen Stuhles, die Immunität und Befugniſſe des geiſtlichen Standes durchgeſprochen, bis man auch auf die ſchwebenden Streitigkeiten in der katholiſchen Kirche, z. B. das Verhalten des Papſtes in der janſeniſtiſchen Sache, gekommen iſt. Einer der vornehmſten Gedanken Vota's war, daß ſich eine Wiedervereinigung der Kirche auf den Grund der Lehre der Kirchenväter und der alten Concilien hoffen laſſe. Wenn ihm Beauſobre oder Lenfant einwandten, daß auch von den griechiſchen Kirchenvätern die Sprache der Schrift nicht immer verſtanden und manches Fremdartige, Neuplatoniſche eingemiſcht worden ſei, gerieth er in einen heiligen Eifer, der ihm unendlich gut ſtand. Man beſitzt einen merkwürdigen Brief der Königin darüber, zu dem ihr ihre Gelehrten ohne Zweifel die Materialien gegeben haben [1]; die letzte Redaction würde einer denkenden Fürſtin nicht ungemäß ſein: ſie iſt bei eingehendem Ernſt doch leicht und angenehm.

1. Abgedruckt bei Erman: Memoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte 247. Wenn Vota zu verſtehen gab, daß er nahe daran geweſen ſei, die Königin zu bekehren, ſo muß er wohl dieſen Brief vergeſſen haben.

Eben so vergeblich bestürmte sie der Freidenker Toland mit seinen dunkeln und verwegenen Lehrmeinungen.

Dagegen machten ihr die Schriften von Bayle, besonders das Dictionnaire, das man in Charlottenburg trotz seines Folioformats und seiner gelehrten Ausstattung auf das eifrigste studirte, einen nicht geringen Eindruck. In den Regionen des Zweifels, der Gegensätze zwischen Vernunft und Glauben, in welche dieser Autor führt, knüpfte sich das Verhältniß der Königin zu Leibnitz an, der keine leichte Aufgabe bei ihr hatte. Sie war dafür bekannt, daß sie das Unzureichende eines Beweises auf der Stelle fühle, die treffendsten Einwürfe vorbringe; es schien, als stelle sich ihrem Geiste bei jeder Behauptung die ganze Reihe der daraus fließenden Folgerungen dar, und zwar auf einmal, in voller Deutlichkeit; da sie dachte, so verstand sie zu fragen; sie forschte, wie man gesagt hat, dem Grunde des Grundes nach; Leibnitz sah sich auf Untersuchungen geführt, auf die er sonst schwerlich gekommen wäre; bei diesem Anlaß hat er die Grundlinien seiner Theodicee entworfen. Von der eigenen Hand der Königin haben wir zu wenig übrig, um die Überzeugungen anzugeben, die sie in sich ausbildete; sie gehörte zu den Naturen, welche der Widerwille gegen alles äußerliche Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite treibt[1]; aber sie war wohlthätig und leutselig, theilnehmend

1. Doch sagt Vita Sophiae Carolae (Ms.): „sacrificium piarum precum in Spiritu et veritate obtulit.“

an fremdem Unglück, gefaßt im eigenen: sie durfte glauben, sie stehe gut mit ihrem Gott: oft hat sie von dem Frieden Gottes geredet. Zu ihrer Zufriedenheit war ihr genug, in dem Garten zu Lietzenburg, das seitdem ihren Namen trägt, zu lustwandeln, in der Umgegend der Stadt spazieren zu fahren, zuweilen die Heimath wieder zu sehen; sie bedurfte nur Luft und Sonne und hauptsächlich geistige Beschäftigung. Wenn sie sich, was sie nicht verschmähte, mit ihren Damen zu weiblichen Arbeiten niedergelassen, ward etwas vorgelesen: noch sind die Musikalien übrig, an denen sie eine natürliche Gabe dafür übte. Ihr eigenthümlichstes Talent aber, — vielleicht das dem weiblichen Geiste, wenn er zu seiner Reife gelangt, entsprechendste — war das der Conversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am frühesten Morgen erhob und sein Tagwerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwangloſe Hoheit, freies Gespräch. Keine Schmeichelei, viel weniger etwas Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; sie wußte das Ächte von dem Falschen zu unterscheiden und zeigte ein Urtheil, das man wohl der Literatur in weiteren Kreisen gewünscht hätte. Die Gelehrten [1], die sie umgaben, haben der Verbindung von Schön-

1. Leibnitz gedenkt ihrer unwillkührlich bei dem Verse auf Hildegard, Gemahlin Carls des Großen „Attamen hanc speciem — die schönste der Welt — superabant lumina mentis.“ Annales imperii I., 108. Larrey, ihr Vorleser, in der Geschichte Ludwigs XIV., II., 417. Lenfant in der Einleitung zu jener Correspondenz mit Bota: bei Erman 244. Die schönste Reliquie aus ihren Papieren ist ein Brief an die Pöllnitz (Erm. 71), den auch Varnhagen aufgenommen hat.

heit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch, und schonte ihrer Eigenschaften in ihren vertrauten Gesprächen mit nichten; Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz, unverstellt und voll Anmuth. In Geschäfte hat sie sich wohl nie gemischt, nur zuweilen in persönlichen Dingen, die sie durchschaut, spricht sie eine Meinung aus, zieht sich aber sogleich wieder in ihre Sphäre zurück. In dieser nahm der Hof etwas von ihren Bestrebungen an; er theilte, wie Toland erzählt, seine Zeit zwischen Studien und Ergötzungen. Eben darin lag das Verdienst der Königin, daß sie die geistigen Interessen in den höheren Kreisen anregte, die auch sehr empfänglich dafür waren.

Und so schienen äußere und innere Angelegenheiten von Preußen in dem besten Fortgang begriffen zu sein.

Dohna pries einst den König glücklich, daß er alles habe, was ihm rühmlich und angenehm sei, treffliche Truppen, Geld in seinen Cassen, schöne Landhäuser darin zu wohnen, eine unvergleichliche Gemahlin. Der König antwortete: er schlafe doch nicht so ruhig, wie man glaube; es sei nicht leicht, die mannichfaltigen Staatsinteressen zu vereinigen, die gierigen Hofleute zu befriedigen.

Es gab aber noch ganz andere Schwierigkeiten als die hier bezeichneten, und immer mehr traten sie an den Tag.

König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornates auf seinem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette, vorn und hinten überhängend, getragen wurde, seinen Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Officiere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Überfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel: die Jägerei und vor allem die Capelle waren zahlreich besetzt. Der Fürst ließ sich den kurzweiligen Rath nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdecke, was ihm von andern verschwiegen werde; er sah gern ein paar Mohren, einen und den andern getauften Türken in seinem Dienst. Die blaue Livree der Dienerschaft war bedeckt mit goldenen Galonen, so daß von den rothsammetnen Borten, mit denen sie versehen war, nur die äußersten Ränder erschienen. An der genauen Bestimmung dieser Dinge, der Anordnung prächtiger Feste, nahm er selber Antheil, und man sagte ihm, Niemand habe ein

größeres Talent dafür. Anderen aber, die den Fortgang der brandenburgischen Dinge in dem Wesentlichen wünschten, war nicht sowohl dabei. Es schien nun doch wahr zu werden, was man von Anfang an befürchtete, daß der Glanz der Königskrone den Staatshaushalt gefährde. Man hielt einst für nothwendig, dem König vorzustellen, daß die Kosten seines Hofstaates gegen die ersten Jahre, wo doch viele außerordentliche Aufwendungen nöthig gewesen, um das Doppelte gestiegen seien, ohne daß sich eine neue Quelle der Einnahme eröffnet habe.

An dem Hofe herrschte ein factioses Wesen, das zugleich den Staat ergriff, die Collegien durchdrang, rasches Emporkommen und plötzlichen Fall der Häupter und ihrer Anhänger hervorrief.

Die vornehmsten Stürme knüpfen sich an die Namen Dankelmann und Wartenberg.

Absehend von dem Zufälligen und Wenigbewährten können wir so viel sagen, daß Dankelmann mit der Autorität eines alten Lehrers die vorwaltende Neigung des Fürsten mäßigte, auf eine gewisse Sparsamkeit sah, einen geordneten Staatshaushalt möglichst festhielt, Wartenberg dagegen [1], ein liebenswürdiger gewandter Hofmann,

1. Besser führt seine Ämter auf: Obercämmerer, oberster Staatsminister, Oberstallmeister, General-Ökonomiedirector, Oberhauptmann aller Schatullämter, Generalerbpostmeister, Marschall von Preußen, Canzler und Ritter des Ordens vom schwarzen Adler, wie auch Protector von allen königlichen Academien. Große Herren, sagt er, haben zweierlei Diener, einige für die Geschäfte und einige für ihre Personen, hier aber ist in dem Herrn Grafen beides beisammen. Besser's Schriften p. 167.

in persönlichem Dienst emporgekommen, jenen Neigungen vielmehr Vorschub that und jede Art von Aufwand begünstigte.

Daher kam es, daß alles rühmliche Bestreben, dem zuweilen selbst großartige Gedanken innewohnten, doch von einem Gefühl der Unsicherheit begleitet war: unaufhörlich fühlte man den Boden, auf dem man stand, unter seinen Füßen schwanken.

Wie die Dinge gingen, wie weitreichende Absichten man faßte, mit welcher Rücksichtslosigkeit man sie durchzuführen suchte, bis doch zuletzt alles wieder an der inneren Unordnung scheiterte, in der man begriffen war, davon giebt der Versuch einer Vererbpachtung der Domänen ein merkwürdiges Beispiel, dessen ich, denn diese administrativen Bewegungen gehören zu dem eigentlichsten Wesen des aufkommenden Staats, mit einem Worte gedenken muß.

Neben der Einführung der Consumtionssteuern hatte sich der große Churfürst mit nicht geringem Eifer auch der Bewirthschaftung der Domänen gewidmet und war nach mancherlei entgegengesetzten Versuchen doch wieder auf den Pacht zurückgekommen, den man damals in der eigenthümlichen Form, den er hatte, als Arende bezeichnete. Dabei blieb man auch unter dessen Nachfolger stehen, und zwar mit dem besten Erfolg; der Ertrag der Domänen im Magdeburgischen ist von 1683 bis 1702 um mehr als das Doppelte gestiegen.

Indessen war schon Friedrich Wilhelm mit der Me-

thode nicht ganz zufrieden gewesen: der einmal erwachte Geist staatswirthschaftlicher Verbesserungen begnügte sich jetzt mit dem gewonnenen Ergebniß um so weniger, als die Bedürfnisse täglich wuchsen.

Da erhob sich nun aus der Mitte der Administration ein Mann, der sich erbot, von den Domänen, wenn man sie nur anders verwalten wolle, einen viel größeren Ertrag herauszuschaffen.

Es war ein früherer Beamter der kurmärkischen Kammer, der in dem Archive derselben auf ältere anderswo ausgeführte, in das sechszehnte Jahrhundert zurückreichende Plane gestoßen war, Christian Friedrich Luben von Wulffen, ein Mann von emporstrebendem Ehrgeiz, nicht ohne Bezug zu dem inneren Krieg entgegengesetzter Intrigue dieses Hofes, aber zugleich von einer ächten Ader des Talentes für Auffassung umfassender Ideen und Durchführung neuer Einrichtungen.[1]

Im Jahr 1700, wo alles Neue Anklang fand, trat dieser Mann mit dem Plane auf, die Domänen zu vererbpachten, zunächst die großen Vorwerke, die man jetzt auf Zeitpacht ausgethan, an Bauern und Cossäthen um einen jährlichen Erbzins zu eigener Bewirthschaftung zu überlassen. Er meint, das sei vielleicht einem Edelmann

1. Vgl. König: Berlin III., 184, 267. Bei weitem besser aber unterrichtete mich eine Zusammenstellung aus den Acten, die Hr. Ghr. Riedel unter dem Titel: Generelle Darstellung des Erbverpachtungswesens in den Domänen und dessen Wiederaufhebung unter Friedrich I., verfaßt und mit seltener Bereitwilligkeit mir mitgetheilt hat. Ich wünschte sehr, daß diese Arbeit dem Publikum vorgelegt würde.

nicht zu rathen, der alles selbst in Obacht nehmen könne, aber wohl einem Fürsten, der viele und weit entlegene Ämter habe. Er berechnete, daß ein Vorwerk, das jetzt auf 500 Thaler Pacht angesetzt sei, nach den Abzügen, die der Fürst übernehmen müsse, noch nicht die Hälfte davon einbringe, wenn es aber an Verschiedene ausgetheilt werde, mehr als 600 Thaler reinen Ertrags abwerfen könne. Doch waren seine Gedanken nicht allein fiscalischer Art, sie erinnerten bereits an eine Agriculturgesetzgebung, die später aus ganz anderen Rücksichten angenommen worden ist. Er wollte die von den Vorwerken und Ämtern abhängigen Bauern der harten Dienste entledigen, zu denen sie den Pächtern verpflichtet waren, und ihre persönlichen Leistungen in ein Dienstgeld verwandeln; er hegte die Ansicht, in Folge der Begründung neuer Bauerstellen werde sich das Land bevölkern, die Jugend sich dem Ackerbau widmen, vielleicht eine große Anzahl von Fremden anziehen; in der Menge der Unterthanen bestehe die Glorie des Herrn, sowie die Sicherheit des Landes, denn in ein Gebiet, das überall mit Eigenthümern besetzt sei, werde sich kein Feind mehr wagen.

Vorschläge, die dem wohlmeinenden und vorstrebenden Sinne des Fürsten entsprachen. Dahin eben ging seine Absicht, auf das Emporkommen aller lebendigen Kräfte ein starkes und glänzendes Königthum zu gründen. Der geheime Staatsrath war nicht dagegen, denn gute Wirthe und bemittelte Leute ins Land zu ziehen hatte er immer

gerathen; mit großem Eifer nahm Graf Wartenberg die Sache vor die Hand. Nachdem er sich noch anderweit bei kundigen Männern Raths erholt, ward der Beschluß gefaßt, eine von jeder andern Behörde unabhängige Commission, zu der auch Luben gehörte, aufzustellen, welche den Plan ausführen sollte; sie verpflichtete sich, ein bestimmtes Mehreinkommen auszubringen. Am 2. April 1701 erschien eine Verordnung, welche die Ämter der Altmark bestimmte, wo der erste Versuch in der neuen Bewirthschaftung gemacht werden sollte; sie verkündigte den Unterthanen Erledigung von der Last des Scharwerkes und forderte die, welche Caution zu stellen im Stande seien, auf, sich zur Übernahme der Erbpacht zu melden.

Und der Anfang nun, den man in sieben Ämtern der Altmark machte, gewährte den besten Erfolg. Gebäude und Inventarien wurden um gute Preise verkauft, die festgesetzte Erbpacht überstieg noch den versprochenen Mehrertrag; nachdem der König im Herbst 1701 die neue Einrichtung persönlich in Augenschein genommen und sie gebilligt, suchte man sie nach andern Provinzen fortzupflanzen; im Jahr 1702 zunächst nach der Mittelmark und dem Magdeburgischen. — Hier aber erhob sich ein Widerstand, den man in diesem Staate kaum erwarten sollte.

Die beiden Amtskammern zu Halle und zu Berlin, in der Überzeugung, daß sie ihre Pflicht bisher erfüllt und das Mögliche geleistet, waren entrüstet, daß neben ihnen, in ihrem Wirkungskreise, eine von ihnen unabhän-

gige Thätigkeit sich regte, die ihren Begriffen schnurstracks entgegenlief. Mit der größten Mühe hatten sie die Wirthschaftsgebäude unter Dach und Fach gebracht, die Luben jetzt zu veräußern eilte. Sie waren noch mit besondern Schulden belastet, die sie durch neue auf dem bisherigen Wege allmählig zu erzielende Ertragserhöhungen zu decken gedacht, und mußten nun sehen, daß diese künstlich auf einmal hervorgebracht und zu anderen Zwecken verwendet wurden. Die hallische Kammer wollte die Unterbeamten, welche Luben angestellt, nicht als königliche Diener gelten lassen, wies ihre Vorstellungen zurück, erließ keine Verfügungen an sie. Luben, der immer fortschritt, wies die Erbpächter an, zur Landrentei der Kammern nichts weiter einzuliefern, als was diese in den letzten Jahren der Arende empfangen: die Kammer dagegen forderte auch das Mehr, das die Erbpächter versprachen, und ließ es durch Execution eintreiben.

Man würde die Natur preußischer Beamten verkennen, wenn man in ihnen blos willenlose Werkzeuge sehen wollte. Allgemeine Überzeugungen praktischer Art werden von ihnen, auf den Grund ihrer Erfahrung, ausgebildet und eifrig festgehalten. Hier brach gleichsam ein Krieg zwischen zwei Behörden aus, von denen sich die eine im Besitz der regelmäßigen Befugniß befand, die andere einen außerordentlichen Auftrag vollzog. Ein lebhafter Schriftwechsel entspann sich; eine Untersuchungscommission ward niedergesetzt, ausführliche Informationen wurden aus den

bereits eingerichteten Bezirken eingeholt; das Resultat war, daß das neue Verfahren bestätigt und die Absicht, die Erbpacht einzuführen, auch auf alle anderen Provinzen ausgedehnt wurde.

Man war damals nicht gewohnt, Leute zu schonen, welche sich in der Opposition befanden. Alle Mitglieder der Amtskammern, wie von Halle und Berlin, so auch von Halberstadt, welche sich den Lubenschen Plänen widersetzt hatten, wurden aus dem Dienst entlassen und nur solche geduldet, die sich dem Verfahren anschlossen. Die Hofkammer, in der Luben jetzt selbst eine Stelle erhielt, übernahm die Durchführung des ganzen Vorhabens. Was bisher mehr ein außerordentlicher Versuch gewesen, ward im Jahr 1704 zum System erhoben.

Hierauf nahm die Sache fürs erste einen ungehinderten Fortgang.

In den Jahren 1704 bis 1706 wurden in der Kurmark zwölf große Ämter und eine Anzahl Vorwerke der Erbpacht unterworfen. Im Magdeburgischen wurden die zu vererbpachtenden Domänen unter die Commissarien vertheilt, und man kam im Jahr 1706 bis auf wenige Pertinenzien damit vollkommen zu Stande. Hier und im Halberstädtischen, in der Nähe von Ackerstädten und großen Bauerndörfern hatte es keine Schwierigkeit, angesessene Leute zu finden, welche, was sie in Erbpacht nahmen, auch mit ihrem eigenen Geschirr zu bewirthschaften vermochten. In der Neumark begann man 1706, weil da

viele Ämter aus der Zeitpacht kamen; nach drei Jahren waren 12 Ämter und eine große Anzahl Vorwerke vererbpachtet. In Pommern schritt man 1707 an das Werk. Und da die Erbpacht ein Anſehnliches mehr eintrug, als die Zeitpacht (in der Kurmark 20000, in der Neumark 12000, in dem Magdeburgiſchen 16000 Thlr.), ſo wuchs der Eifer des Hofes. Im Anfang des Jahres 1710 wurden die königlichen Beamten vom höchſten bis zum niedrigſten ausdrücklich aufgefordert, ſich bei der Erbpacht zu betheiligen, wo man ihnen Bedingungen zu machen gedenke, mit denen ſie zufrieden ſein würden. Es war, als ſollte der ganze Patrimonialbeſitz der Fürſten unter diejenigen ausgetheilt werden, die jetzt ſeinen Staat bildeten oder bei Gelde waren. Den Mitgliedern der Hofkammer ſagt man nach, daß ſie ſich über die günſtigen, einem Jeden zu gewährenden Erbpachtscontracte unter einander verſtanden hätten.

Nothwendig erhob ſich, als die Sache ſo weit gekommen, der Widerſpruch, der früher nicht ohne Gewaltſamkeit beſeitigt worden, mit verdoppelter Stärke.

Schon immer hatte man gegen das ganze Syſtem eingewendet, daß ein großer Verluſt für den Staat darin liege, wenn man die Ländereien nach dem eben geltenden Preiſe erblich und alſo auf immer abtrete; denn nichts ſei wahrſcheinlicher, als daß ſich der Werth im Laufe der Zeit noch ſehr erhöhe.[1] Luden zeigte wenig Voraus-

1. Unter andern ſchrieb der Profeſſor Ludewig in Halle eine Abhandlung „de conductione perpetuaria in regno et provinciis regni

ſicht, wenn er erwiderte, ſeitdem die Schifffahrt nach den beiden Indien eröffnet und der ganze Weltkreis in Verbindung gebracht worden, habe ſich der Preis der Dinge ſchon auf eine unveränderliche Art feſtgeſtellt. Eben kam ein junger Mann empor, in dieſen Angelegenheiten mitzureden mehr als irgend Jemand befugt, der Kronprinz, der vom Verhältniß des Geldes eine andere Vorſtellung hegte; er war überzeugt, daß ſich der Werth der Domänengüter unverzüglich noch weit höher ſteigern laſſe, und ſah in jenem Verfahren eine Veräußerung, die er nicht dulden dürfe.

Ein zweiter Einwand war, daß das Geld, welches von den Cautionen und Erbſtandsgeldern einkomme, von dem Hofe aufgewendet und daher der Domänenverwaltung entzogen werde, die darüber in die größte Verwirrung gerathe.

Wenn man näher nachfragt, wozu jene anſehnlichen Summen verwandt worden ſind, welche aus der Erbpachtsoperation aufkamen, ſo findet ſich, daß ein guter Theil davon zu Gütererwerbungen gedient hat. Unter andern hat man die Grafſchaft Hohenſtein für mehr als 330000 Thaler eingelöſt. Anderes hat man erkauft, in

Borussiae," um zu beweiſen, „daß wie von hundert Jahren her der Preis der Sachen wohl funfzig Mal höher geſtiegen, folglich eben dadurch der Werth des Geldes, des vielen aus Amerika und andern Bergwerken genommenen Silbers halber, gefallen ſei, alſo auch dergleichen noch künftig zu beſorgen ꝛc.", (er ſelbſt macht dieſen Auszug). Es iſt der Haupteinwurf, mit welchem noch heute die Erbpacht beſtritten wird.

der Ukermark Brachwitz, in der Neumark den Marwitzischen Antheil von Tornow, Belgard ward für 33333 Thlr. reluirt. Auch zum öffentlichen Nutzen, der Instandsetzung von Salzwerken, der Austrocknung eines und des andern Bruches, ist Einiges geschehen; nicht geringe Auslagen hat die erste Einrichtung gekostet. Auf diese Weise können mehr als 600000 Thaler nachgewiesen werden.

So viel ungefähr hatte allein der Mehrertrag der Domänen in den 10 Jahren betragen; aber außerdem war wenigstens eine gleiche Summe aus den Erbstands-, Inventarien- und Cautionsgeldern eingekommen. Untersucht man, wohin diese gerathen ist, so lassen die Rechnungen keinen Zweifel übrig: sie dienten großentheils, die Schulden des Hofstaats zu tilgen; ich finde ein Jahr, 1707 bis 1708, wo für diesen Zweck mehr als 100000 Thaler aus den Erbpachtverträgen geflossen sind.

Alles beruht darauf, daß der Generaldomänendirector, Graf Wittgenstein, der im Jahr 1704 den Sieg der Erbpacht hauptsächlich entschieden hatte, zugleich Obermarschall war und die Hofstaatscasse dirigirte. Was er brauchte als Hofmarschall, das verschaffte er sich als Domänendirector. Die Beamten klagen, daß er weder die Hofstaatscasse noch die Provinzialetats gehörig habe revidiren lassen.

Nun mußte aber das Vorwalten eines fiscalischen Gesichtspunctes, wie dieser, den verderblichsten Einfluß auf das ganze Geschäft ausüben. Die Forderungen wurden

zu hoch getrieben: die Zuverläſſigkeit der Unternehmer ward nicht, wie ſich gebührt hätte, in Betracht gezogen.

Im Magdeburgiſchen, wo es noch am beſten und leichteſten gegangen, zeigten ſich viele Erbpächter zahlungsunfähig und mußten durch Zwangsmaßregeln an ihre Verpflichtung erinnert werden. In der Kurmark war die Kammer gar bald genöthigt, auf den verſprochenen Mehrertrag Verzicht zu leiſten. In der Neumark wollten die Pächter nicht zahlen, weil man ſie zu hoch angeſetzt habe: die Kammer war unfähig, den Hof zu befriedigen. In Pommern kam ſogar zum Vorſchein, daß die Commiſſarien, um nur Pächter zu bekommen, Befreiungen von Acciſe oder Contribution, einmal ſelbſt von ordentlichen und außerordentlichen Laſten gewährt hatten; und da man es dabei nicht laſſen konnte, ſo weigerten ſich auch die Pächter, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Im Cleviſchen, wo Luben ſein Verfahren 1709 mit großen Hoffnungen begann, fand er einen ſolchen Widerſtand an den Droſten, die ihre Bannrechte, den Schlüttern und Rentmeiſtern, die ihre Beamtungen gefährdet ſahen, an Allen, die bei der bisherigen Landesverwaltung betheiligt waren, den Dienſtpflichtigen ſelbſt, welche die Eigenbehörigkeit der Geldabgabe vorzogen, wenigſtens an dem Tage, wo dieſe zu leiſten war, daß die Sache gar nicht ins Werk geſetzt werden konnte.

Wie weit blieben dieſe Reſultate hinter den Erwartungen zurück, die man ſich einſt von dieſem Unterneh-

der Ukermark Brachwitz, in der Neumark den Marwitzischen Antheil von Tornow, Belgard ward für 33333 Thlr. reluirt. Auch zum öffentlichen Nutzen, der Instandsetzung von Salzwerken, der Austrocknung eines und des andern Bruches, ist Einiges geschehen; nicht geringe Auslagen hat die erste Einrichtung gekostet. Auf diese Weise können mehr als 600000 Thaler nachgewiesen werden.

So viel ungefähr hatte allein der Mehrertrag der Domänen in den 10 Jahren betragen; aber außerdem war wenigstens eine gleiche Summe aus den Erbstands-, Inventarien- und Cautionsgeldern eingekommen. Untersucht man, wohin diese gerathen ist, so lassen die Rechnungen keinen Zweifel übrig: sie dienten großentheils, die Schulden des Hofstaats zu tilgen; ich finde ein Jahr, 1707 bis 1708, wo für diesen Zweck mehr als 100000 Thaler aus den Erbpachtverträgen geflossen sind.

Alles beruht darauf, daß der Generaldomänendirector, Graf Wittgenstein, der im Jahr 1704 den Sieg der Erbpacht hauptsächlich entschieden hatte, zugleich Obermarschall war und die Hofstaatscasse dirigirte. Was er brauchte als Hofmarschall, das verschaffte er sich als Domänendirector. Die Beamten klagen, daß er weder die Hofstaatscasse noch die Provinzialetats gehörig habe revidiren lassen.

Nun mußte aber das Vorwalten eines fiscalischen Gesichtspunctes, wie dieser, den verderblichsten Einfluß auf das ganze Geschäft ausüben. Die Forderungen wurden

zu hoch getrieben: die Zuverläſſigkeit der Unternehmer ward nicht, wie ſich gebührt hätte, in Betracht gezogen.

Im Magdeburgiſchen, wo es noch am beſten und leichteſten gegangen, zeigten ſich viele Erbpächter zahlungsunfähig und mußten durch Zwangsmaßregeln an ihre Verpflichtung erinnert werden. In der Kurmark war die Kammer gar bald genöthigt, auf den verſprochenen Mehrertrag Verzicht zu leiſten. In der Neumark wollten die Pächter nicht zahlen, weil man ſie zu hoch angeſetzt habe: die Kammer war unfähig, den Hof zu befriedigen. In Pommern kam ſogar zum Vorſchein, daß die Commiſſarien, um nur Pächter zu bekommen, Befreiungen von Acciſe oder Contribution, einmal ſelbſt von ordentlichen und außerordentlichen Laſten gewährt hatten; und da man es dabei nicht laſſen konnte, ſo weigerten ſich auch die Pächter, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Im Cleviſchen, wo Luben ſein Verfahren 1709 mit großen Hoffnungen begann, fand er einen ſolchen Widerſtand an den Droſten, die ihre Bannrechte, den Schlüttern und Rentmeiſtern, die ihre Beamtungen gefährdet ſahen, an Allen, die bei der bisherigen Landesverwaltung betheiligt waren, den Dienſtpflichtigen ſelbſt, welche die Eigenbehörigkeit der Geldabgabe vorzogen, wenigſtens an dem Tage, wo dieſe zu leiſten war, daß die Sache gar nicht ins Werk geſetzt werden konnte.

Wie weit blieben dieſe Reſultate hinter den Erwartungen zurück, die man ſich einſt von dieſem Unterneh-

men gemacht. Die Kammern in einer Art von Auflösung und ihre Caſſen in Verwirrung: große Summen verſchwunden; nichts von den verſprochenen Vortheilen: keine Zunahme der Cultur oder der Volksmenge.

Es iſt nicht allein die Zahlungsunfähigkeit einer Brandcaſſe geweſen, was man dem Grafen von Wittgenſtein zur Laſt legte; ſein vornehmſter Gegner, Boguslav v. Kameke, griff ſeine ganze Verwaltung und zugleich ſeinen Gönner und Beſchützer, der die Erbpacht zu ſeiner eigenen Sache gemacht hatte, den Grafen Wartenberg, an.[1]

Den Gründen, die er anführte, gab die offenbare Verwirrung der Angelegenheiten einen unwiderſtehlichen Nachdruck. Plötzlich ſah man, jedoch allerdings unter Mitwirkung noch anderer Motive, in Hof und Staat eine vollſtändige Umkehr eintreten; Luben ward abberufen und entfernt, Wittgenſtein nach Spandau geſchickt, auch Wartenberg, ſo ungern der König ſich dazu entſchloß, aus dem Dienſt entlaſſen.

Denn das war nun einmal der Sinn der Zeit, daß mißlungene Unternehmungen, ſei es in der inneren oder äußeren Politik, an den vornehmſten Urhebern derſelben, die als perſönlich verantwortlich galten, geahndet wurden.

Da der größte Theil der geſchloſſenen Contracte die königliche Beſtätigung noch nicht erhalten hatte, ſo trug man kein Bedenken, die Erbpacht überhaupt zurückzunehmen.

Aber es läßt ſich denken, in welche Verwirrung hie-

1. Das Gutachten Kamekes iſt vom November 1710.

durch die einzelnen Provinzen, ein Theil der Privatbesitzthümer und dann auch die königlichen Cassen geriethen. Als auf einen harten Winter in der Provinz Preußen eine Hungersnoth folgte, besaß man keine Mittel, ihr zu Hülfe zu kommen; aus mercantilen Rücksichten scheute man sich sogar, die Ausfuhr des Getreides zu verbieten; und es brach eine Seuche aus, welche Litthauen beinahe verödete.

Genug, ein an und für sich bedeutendes Unternehmen scheiterte vollkommen und zog nur Ruin und Verderben nach sich.

Überhaupt sahen wir: auch dieser Regierung schwebten umfassende Ideen vor. Wie die Akademie der Wissenschaften auf die Erweckung des wissenschaftlichen Genius in der Nation wirken sollte, so meinte man in der Akademie der Künste, die man gestiftet, eine Pflanzschule besonders der Baukunst für ganz Deutschland zu besitzen. Ein vielgewanderter Kenner versichert, daß er nirgends in der Welt geschicktere Lehrer und eifrigere Schüler gefunden habe[1]; man nahm Bedacht, das Gewerbe durch künstlerische Studien zu heben. Die französischen Gelehrten, die man aufgenommen, führten den Vertheidigungskrieg gegen das katholische Element in der Gelehrsamkeit des Jahrhunderts Ludwigs XIV.; indessen brachen sich die deutschen auf dem um so mehr gesicherten Gebiete der

1. Lorenz Beger, thesaurus Brandenburgicus: neque in Belgio neque in Gallia neque in ipsa artium parente Italia et Roma majorem vel artificum excellentiam vel discipulorum solertiam deprehendi.

protestantischen Weltanschauung neue Bahnen. Das Gute wenigstens hatte der Luxus des Hofes, daß das Gewerbe, besonders in den Zweigen die demselben dienten, emporkam; für den Handel sind einige unentbehrliche Bestimmungen festgesetzt worden, z. B. eine Wechselordnung, welche jede bisher gegen Gesetze dieser Art erhobene Ausrede abschnitt und allgemeine Anerkennung fand; die Absicht war, ein Commerzcollegium zu errichten, welches zugleich als Handelsamt dienen und bei der Errichtung der Manufacturen für eine gewisse Vollständigkeit sorgen sollte.[1] Das Merkwürdigste aber ist wohl der Versuch, den regelmäßigen Truppen zur Seite eine Landmiliz aufzustellen.

Zunächst in den königlichen Ämtern sollten die Bauernsöhne, welche unverheirathet und noch unter 40 Jahren seien, in den Waffen geübt werden. Nachdem man ihnen einmal die Furcht benommen, als würden sie mit zu Felde ziehen müssen, machten ihnen die Übungen, welche von Unteroffizieren der Armee, die die Dörfer bereisten, im Sommer nach dem Feierabend vorgenommen wurden, viel Vergnügen; ein Mal im Monat kamen sie aus einem ganzen Amte zusammen. Das Amt schaffte Montur und Waffen an und hielt sie in Verwahrung. Mit eingeübten Mannschaften dieser Art hoffte man Einfälle, wie noch der schwedische von 1657 gewesen, auf immer un-

[1] 1. Marperger's Geographische Beschryvinge etc. verdaalt door van der Aa 191, 280.

möglich zu machen: jedes Amt und jedes Dorf würde sich vertheidigen; zur Zeit dringender Noth würde man sie wenigstens innerhalb des Landes auch mit den regelmäßigen Truppen vereinigen können.[1] Wenn in den königlichen Erlassen diese neue Pflicht der Bauern durch die Aufhebung der Scharwerksdienste begründet wird, so erkennt man den Zusammenhang, in welchem die Anordnung mit der Veränderung in den Agriculturverhältnissen steht. Es gab populäre Regungen in diesem Staate, die gleich damals noch zu einer ganz andern inneren Entwickelung hätten führen können: wäre die Zeit danach oder auch die Verwaltung umsichtig genug gewesen. Aber Unordnung des Haushalts, Überschätzung der Kräfte, die sich dann plötzlich geringer zeigten, als man geglaubt, Mangel an sicheren und zuverlässigen Formen, hin und wieder wogende Parteiung, und endlich auch Mißgeschicke, über die nicht zu gebieten war, wirkten zusammen, um Alles in Verwirrung zu bringen.

Noch fehlte es an den vornehmsten Grundlagen der Macht und des Gedeihens; man hatte noch kein befestigtes politisches Dasein. Wenn die innere Verwaltung Friedrichs I. Widerspruch erfuhr, so erhob sich ein nicht

1. In dem Reglement heißt es, man könne die Hoffnung haben, „daß ein solcher exercirter Bauer, woraus doch auch der meiste Theil der reglirten Truppen genommen ist, alsdann in Consideration seiner eigenen Interessen wenigstens so gut standhalten werde, als ein mit Gewalt und wider Willen aus fremden Provinzen geworbener.“ Bei Ganzauge: das brandenburgisch-preußische Kriegswesen 1440, 1640, 1740. S. 209. — Poland gedenkt des Landausschusses in seiner Relation; er war erstaunt über die gute Haltung dieser Truppe.

geringerer gegen ſeine Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Während ſeine Heere die reichen Provinzen von Niederungarn dem Scepter von Öſtreich unterwerfen halfen, mußte er doch wirklich, wie er als Prinz verſprochen, jenen Schwiebuſer Kreis abtreten, welcher der Preis der Allianz ſeines Vaters geweſen war. Man ſagte den kaiſerlichen Miniſtern, dieſe Rückgabe bewirke, daß damit der Anſpruch auf Schleſien wieder in ſeine Kraft trete [1]; das war aber eine viel zu entfernte Möglichkeit, als daß ſie dieſelben hätte hindern können, den einmal insgeheim bewilligten unmittelbaren Vortheil zu ergreifen.

Während dann weiter im ſpaniſchen Erbfolgekriege die Sache der Verbündeten mit ſo viel Anſtrengung verfochten ward, konnte man doch die eigene wenig fördern. Ein Glück, daß die Rechte auf Welſchneuenburg ſchon früher erworben und von der oraniſchen Erbſchaft unabhängig waren. Über dieſe ſelber brachen mit den nächſten Verbündeten die widerwärtigſten Irrungen aus.

Auch die Art und Weiſe der Theilnahme am Krieg, in mehreren kleinen Heeresabtheilungen, erregte Tadel: denn eben daher geſchehe, daß die neue Krone doch nirgend zu dem Anſehen gelange, das eine zuſammengehaltene Macht ihr verſchaffen würde. Als es zu Frie-

1. Pufendorf Fridericus III. §. 7. Praetensionem in tres ducatus dimidiam fere Silesiam complexos, serius ocius fuisse vindicandam ista transactione abolitam.

densunterhandlungen kam, sah sich Brandenburg so in der Form als in der Sache vernachlässigt.[1]

Und dabei war man doch hiedurch im Westen so vollauf beschäftigt, daß man im Osten gegen drohende Gefahren fast ungerüstet erschien. Auf das tiefste ward es empfunden, daß man einst Carl XII. gute Worte zu geben genöthigt war, statt ihm mit einem Heere Rücksicht zu gebieten, daß man sich im Jahr 1711 den Durchzug russisch-sächsischer Truppen gefallen lassen mußte.

Besonders fühlte sich der Kronprinz darüber unglücklich. Er klagte auch über die Nachfolger Wartenbergs, er glaubte von ihnen absichtlich beseitigt, ja gemißhandelt zu sein, vor allem verdammte er ihre Politik, die innere als verderblich, die äußere als feig und hoffnungslos.

Eine Scene von dramatischem Gegensatz, als Friedrich I, noch nicht sehr alt, aber schon seit lange von Brustleiden geplagt, sich eines Tages im Anfang des Jahres 1713 so hinfällig zeigte, daß man für sein Leben besorgt wurde. Der Kronprinz, der von seinem Vater niemals anders, als mit dem Ausdruck kindlicher Verehrung redet, war in seiner Seele gerührt: aber, sagt er, ich mußte

1. Aus dem Memoire des preußischen Residenten Bonet in England bei Lamberty VII., 515 ergiebt sich, daß man am Berliner Hofe noch 1712 hoffte, es zu einem Frieden zu bringen, wo das Reich auf immer gesichert, Strasburg wieder in die Hände der Deutschen gebracht, eines Jeden Ansprüche anerkannt worden wären, als die unerwartete Wendung der englischen Politik eintrat.

in mir lachen, wie ich die Verwirrung der Minister bemerkte.

Noch einmal genoß Friedrich I. einen Augenblick der Genugthuung, als er einigermaaßen wieder hergestellt an das Fenster trat und von der versammelten Menge, die aus Besorgniß für sein Leben zusammengeströmt war, mit lautem innigen Freudengeschrei empfangen wurde. Denn wie berührt, man liebte ihn, wie wenige seiner Vorgänger und Nachfolger; seine Regierungsweise und natürliche Milde entsprach dem Sinne der Bevölkerung; waren Fehler begangen worden, so maß man sie nicht dem Gemüthe oder gar dem Willen des Herrn bei; — allein nur noch einen Augenblick besaßen sie ihn. Friedrich starb am 25. Februar 1713, und mit dem ganzen Wesen, wie es unter ihm bestanden, war es alsdann vorüber. [1]

1. Handschriftliche Aufzeichnung eines Zeitgenossen: il est certain, qu'il est mort la nuit du vendredi au samedi, qui étoit le 25. (also früher als man glaubte); aussitot qu'il fust expiré, le nouveau roi monta à cheval et fit mettre les sceaux à plusieurs de maisons royales. La mort du roi fut declarée aussitôt qu'il fut de retour.

Die früheren Jahre König Friedrich Wilhelm's I.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm trat mit dem Entschlusse ein, die Sache anders anzugreifen.

„Saget dem Fürsten von Anhalt," heißt es in dem ersten Briefe von ihm nach seiner Thronbesteigung, der uns zu Gesichte gekommen ist, „daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten."

Worte, welche die Vereinigung der Herrschaft und Arbeit, in der er fortan leben wollte, und zugleich die Richtungen bezeichnen, in denen sich seine Thätigkeit bewegen soll.

Er war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen," in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Äußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten al-

lein in die Anzahl der Truppen, die er halten könne.[1] Bei Niemand fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei.[2] Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen, ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politische Gedanke mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee war es eine angenommene Überlieferung, der Prinz habe sich auf seine eigene Hand und seine eigene Kosten, ohne daß der König darum gewußt oder darum wissen wollen, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein lassen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen. Die Handlung

1. Schreiben des Oberst Grumbkow an König Friedrich I., 31. Jan. 17. Febr. 1709 bei Schöning: Leben Natzmers 309. f.

2. An Leopold von Anhalt 11. Aug. 'Ich muß über die B. lachen. Mit der Feder wollen sie dem König Land und Leute schaffen: ich sage mit dem Degen, oder er kriegt nichts.

des Commandirens ſchien ihm Vergnügen zu machen; er verachtete die Spöttereien, die er darüber erfahren mußte. Er ließ es ſich auch ſpäter nicht nehmen, als er König geworden; ſein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er ſein militäriſches Ideal zu realiſiren ſuchte.

Auf dieſe beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er, ſo wie er zur Regierung kam, ſein vornehmſtes Augenmerk. Gleich in den erſten Monaten hat er alles umgeſtaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er ſagt es ſelbſt, und Jedermann geſteht es ihm zu, daß er väterliche Fürſorge für ſeine Truppen gezeigt hat. Bald darauf erſchienen ſeine Kriegsartikel, eine neue Bearbeitung der vom großen Churfürſten gegebenen: mit den ſchärfſten Beſtimmungen. Wer ſich dem Amtscommando des Unterofficiers auch nur mit Worten widerſetzt, wird mit Gaſſenlaufen beſtraft: ſollte einer aber thätlichen Widerſtand leiſten, der hat das Leben verwirkt. Die Artikel beruhen zuletzt auf den alten Ordnungen deutſcher Landsknechte und erinnern noch hie und da daran, aber welch eine Umwandlung von jenem flüchtigen freien Reiſelaufen zu der zwangsvollen Subordination dieſer auf immer eingerichteten wie eben ſo viele Körperſchaften zuſammenhaltenden Regimenter!

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindeſten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Unterthanen ſchuldig ſeien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze,

„Landen und Leuten“ lediglich zum Beſten angeordnet ſei[1], doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören[2]: er verbot den Namen Miliz. Nur eine ſtehende Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußiſchen Schwertes in die Wagſchale der europäiſchen Dinge zu werfen, ſchien ihm der Rede werth. Noch im erſten Jahre hat er ſieben neue Regimenter errichtet.

Bei der Verfolgung dieſes einigen Zweckes erſchien ihm jede andere Art von Geldaufwand als eine Verſchwendung.

Eine Hofhaltung wie die ſeines Vaters lief ohnehin der ihm eingeborenen Sinnesweiſe entgegen. Kammerjunker, Hofjunker und viele andere Angehörige des Hofes wurden unverzüglich in Maſſe entlaſſen, die welche man beibehielt, anſehnlichen Gehaltsabzügen unterworfen. In Briefen aus jener Zeit finden wir doch, daß die letzteren ſich nicht ſo lebhaft beklagten, als zu erwarten geweſen wäre, da nun auch ſie ihrerſeits ſich ſehr beſchwerlicher Ausgaben überhoben ſahen. Nur Einer und der Andere ward wohl ſehr hart betroffen, wie der Ceremonienmeiſter Beſſer, der ſein Leben der Wiſſenſchaft von den Äußerlichkeiten einer Hofhaltung gewidmet, und deſſen Name der erſte geweſen ſein ſoll, der auf der Liſte

1. Edict bei Mylius III, 1. N. XV.

2. Unter dem 9. März 1713 iſt die Landmiliz aufgehoben worden. Schon unter Friedrich I war es zu Conflicten der regelmäßigen Werbung mit dem Enrolliren der Landmiliz gekommen: ſo bevölkert war das Land nicht, daß beide hätten neben einander beſtehen können.

der Gehalte durchſtrichen wurde. Davon insgeheim benachrichtigt, wendete er ſich in einer Eingabe, worin er ein gewiſſes Selbſtgefühl blicken ließ, an den neuen König: der warf ſie ins Feuer[1]; er hatte keinen Platz mehr für einen Ceremonienmeiſter. Beſſer mußte Wagen und Pferde abſchaffen und kleiner Geſtalt leben, bis er endlich ſo glücklich war, eine Stelle ſeiner Wiſſenſchaft gemäß in Sachſen zu bekommen.

Bei der Einſchränkung oder vielmehr Vernichtung des Hofhaltes entſtand nur die Frage, wie die Stadt mit ihrem Gewerbe, das großentheils auf demſelben beruhte, ſich halten und die Leiſtungen werde aufbringen können, die ihr zugewieſen waren. Die Neuerungen des Königs erregten allgemeine Klagen. In Gefahr, ihr Brot zu verlieren, dachten Viele daran, das Land zu verlaſſen: ſie liehen den Anträgen Gehör, die ihnen von andern Seiten, z. B. eben von Sachſen aus, geſchahen.[2]

Der König ſetzte an die Stelle der Aufwendungen des Hofes die Bedürfniſſe ſeiner Armee, von denen er wollte, daß ſie ganz durch einheimiſchen Fleiß aus einheimiſchen Stoffen beſchafft würden. Er ſchloß ſich über-

1. König: Lebensbeſchreibung Beſſers XCIII. Noch finde ich folgende allgemeine Notiz. Ms. — Le roi congédia tous les tapissiers de hautelisse, qui étoient gagés du roi, les vernisseurs, peintres, sculpteurs, architectes, en general tous les artistes qui tiroient des gros gages — — — Toutes ces gens-là, quittérent Berlin, ce qui y fut un vide considérable.

2. Lettre de Mr. Lecoq au roi de Pologne 1713. 17. Juni. Comme rien n'est plus sensible, que de se voir ôter le pain, tout le monde crie hautement et sans menagement.

haupt den Grundsätzen des colbertischen Systems an, das sich damals über Europa verbreitete; er verbot die Ausfuhr der Wolle und zugleich die Einfuhr des fremden Tuches. Ich habe wohl fragen hören, ob es nicht besser gewesen wäre, das Tuch nach wie vor von dem Ausland zu beziehen und dagegen die Wollproduction im Lande zu befördern. Ich will nicht untersuchen, ob man dabei reicher geworden wäre oder nicht. Man würde aber in die Gewalt der commerciellen Kräfte gerathen sein, welche die Welt regieren, ohne ihnen ein eigenes Selbst entgegenzustellen. Es widersprach der Absicht einer unabhängigen Selbständigkeit, welche überhaupt den Ideen zu Grunde lag. Einer der früheren Minister, der bei dem neuen König übrigens wenig in Gunst stand, erwarb sich doch das Verdienst, den Gedanken ausführbar zu machen. Noch war die einheimische Manufactur in allem was zur Bekleidung der Soldaten gehörte sehr unzureichend; es war schon ein Gewinn, daß nur zuerst die Arbeit der Weber zum Verbrauch der Armee benutzt ward. Bald aber sah man doch, daß das nicht zum Ziele führte: die Arbeit war schlecht, der Preis viel zu hoch dafür, und man fand nöthig, noch stärker in das Gewerbe einzugreifen. Jener Minister, der Generalempfänger Kraut, zog geschicktere Arbeiter heran und wußte den Preis der Wolle mit dem Gelde, das man aufzuwenden hatte, in Verhältniß zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen,

welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden; bald zeigte sich mehr ein Mangel, als ein Überfluß an Wolle; das Lagerhaus, so nannte man das Institut, beschäftigte tausende von fleißigen Händen in Berlin und im ganzen Lande. [1]

Wie sehr es auch den angenommenen Meinungen entgegenläuft, so dürfen wir dennoch aussprechen, daß die Aufstellung einer ansehnlichen Armee zugleich dem Gewerbe und dem Aufkommen der Städte auf dieser Stufe ihres Daseins zum Nutzen gereichte.

Ohne die Garnisonen wäre an den Ertrag der Verbrauchssteuer, auf dem das ganze Finanzsystem beruhte, nicht zu denken gewesen.

Friedrich Wilhelm ließ dieselbe in der Hauptsache, wie er sie fand, erhöhte aber den Steuersatz der ausländischen Waaren zum Besten der inländischen Fabrikate. Er war hier zu Lande der erste, der Schutzzoll und Accise in die enge Verbindung brachte, in der sie hernach geblieben sind. Er bekannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eignen Lande zurückhalte.

Eben so wenig würden, ohne den durch die Armee gesteigerten Verbrauch von Lebensmitteln, die Bauern ihre Contribution haben bezahlen können.

Dem Sinne Friedrich Wilhelms widersprach die Na-

1. König: Berlin IV, 1, 23. 2, 185.

turallieferung, wie sie noch für die Cavallerie bestand; indem er die Reiterei in die Städte verlegte, verwandelte er die bisherige Verpflegung in eine Geldzahlung, die zugleich mit der Contribution erhoben wurde.

Diese trug er Sorge, möglichst zu vereinfachen. Er schaffte alle jene auf einen bestimmten Zweck gerichtete Abgaben, für die Legationen, oder den Schloßbau, — wie man sie in Pommern hatte, Fortificationssteuern, Justizsalariengelder, Marsch- und Fuhr- und Zuschußgelder, Kreiserpensen, — ab und nahm hauptsächlich die Ertragsfähigkeit des Bodens zur Norm einer alle Einzelnheiten ausschließenden Auflage. Es war eine der vornehmsten Thätigkeiten seiner früheren Jahre, Grund und Boden nach seiner Beschaffenheit in Classen zu bringen und den Beitrag eines Jeden diesen Classen gemäß bestimmen zu lassen. Unabänderliche Festsetzung der Leistung schien ihm so nothwendig für die Verwaltung der Cassen und die Ordnung des Staates als für die Einzelnen und deren Haushalt.[1]

Und zugleich widmete er sich eifrig der Bewirthschaftung seiner Domänen.

Wir berührten schon, welchen Antheil er an dem Falle des Erbpachtssystems hatte; er hielt es für eine seiner dringendsten Angelegenheiten, die bei seiner Thronbestei-

1. Aus Thile's Nachricht von der Churmärkischen Contributions- und Schoßeinrichtung 1768 Abschnitt III ergiebt sich doch, wie viele Ungleichheiten auch zwischen den einzelnen Kreisen noch bestehen blieben.

gung noch in den Händen der Erbpächter befindlichen Domänen sich wieder zuzueignen; das Erbstandsgeld, das sie gezahlt, ließ er ihnen zurückgeben, aber sofort mit Sack und Pack sollen sie die Güter räumen, welche sein, des Königs, seien, deren Besitz ihm von Gott und Rechtswegen zugehöre. Die Gefahr dieses Versuches diente ihm zum Anlaß, eine alte Satzung des Hauses, nach welcher die von den Vorfahren angeerbten Lande nicht veräußert werden durften, in den stärksten Ausdrücken zu erneuern und auf alle die Güter und Einkünfte auszudehnen, die seitdem erworben seien oder noch erworben werden dürften. Der König führte überall die Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich noch mehren zu sehen. Man hatte nun erst das Verhältniß der Aussaat zu dem Ertrag nach der Verschiedenheit des Bodens berechnen gelernt und durch die Erfahrung gesehen, was der Acker zu tragen fähig sei. Die Erbpächter, die nun wieder auf Zeit pachteten, trieben einander in die Höhe; aus den königlichen Ämtern soll dabei gegen ein Drittheil mehr aufgekommen sein als früher; daß die Pächter sich anstrengen mußten, um zu bestehen, beförderte hinwieder die bessere Bewirthschaftung überhaupt.[1] Die Pacht war immer auf sechs Jahre bestimmt, und der König ordnete die strengste Auf-

1. So versichert der Kanzler J. P. v. Ludewig in der merkwürdigen kleinen Schrift: über die von dem König neu errichtete Profession in Ökonomie-, Polizei- und Kammersachen. Halle 1721. S. 74.

ſicht bei der Erneuerung derſelben an. Der Präſident der Provinzialkammer, unter welchem die Ämter ſtehen, ſoll ſie bereiſen, ſo wie der Schnee ſchmilzt nachſehen, ob die Zahl und Beſchaffenheit der Äcker mit dem Anſchlag übereinkömmt, dieſe nöthigenfalls wieder ausmeſſen laſſen und ſich in Perſon eine ſo genaue Kenntniß verſchaffen, daß er weder von den Pächtern noch auch etwa von ſeinen Räthen betrogen werden kann. Für jede Verbeſſerung ſollen Voranſchläge gemacht und dieſe alsdann um keines Hellers Werth überſchritten werden; der Pächter, der durch ſeine Caution gebunden iſt, ſoll niemals Zahlungsfriſt erhalten.[1] Die Hofkammer, die an der Erbpachtsſache ſo vielen Antheil genommen, ward aufgelöſt und eine allgemeine Direction der Domänen eingerichtet, unter welcher ſämmtliche Amtskammern ſtanden. Eine andere Art von Aufſicht, die alle Behörden durchſetzte und in einer mehr durch Furcht als durch Hoffnung angeregten Spannung hielt, führte der König ſelbſt; für den Betrieb der Landwirthſchaft hatte er nicht weniger Gaben als für den militäriſchen Dienſt und ſich eben ſo viel beſondere Kenntniß davon erworben.

Man hat damals geſagt, was man von Friedrich Wilhelm I. nicht erwarten ſollte, eine Stelle aus einem alten griechiſchen Claſſiker habe in dieſer Beziehung einſt

1. Inſtruction der Churmärkiſchen Amtscammer 7. Jan. 1717 bei Rödenbeck: Beiträge zu den Lebensbeſchreibungen Friedrich Wilhelms I und Friedrich des Großen I, 17.

in seiner Jugend großen Eindruck auf ihn gemacht, ein Capitel Xenophon's, worin es von dem persischen Könige heißt, er bekümmere sich eben so viel um den Landbau wie um den Krieg, bereise die verschiedenen Landschaften seines Reiches oder lasse sie besuchen, nach dem Zustand, worin er sie finde, messe er Belohnung und Strafen ab. So lebte und webte auch er in dieser doppelten Richtung der Thätigkeit.

Was seinem Staate aber ein höchst eigenthümliches Gepräge gab, war die hausväterlich sparsame Weise, mit der er ihn leitete: das stete Ineinandergreifen von Ausgabe und Einnahme, auch im Kleinen; die strenge Zucht der einander gegenseitig beaufsichtigenden Beamten. Wie von Papst Sixtus, so sind auch von König Friedrich Wilhelm Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen eben so viel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen, nur mit entschiedenem Vorwalten militärischer Verwendungen von den frühesten Jahren an.[1] Man schrieb dem Grafen Dohna, seinem Erzieher, die Pflege dieser Eigenschaften zu, wie er sie selber besaß. Natur und Erziehung wurden dann durch den Anblick des Gegentheils bestätigt, des sorglosen Treibens, das unter Friedrich I. so verderblich zu werden drohte. „Als ich zur Regierung kam," sagt Friedrich Wilhelm später einmal, „habe ich mir ei-

1. Ausgabebuch v. 1698—1702. Bei Rödenbeck, Beiträge I, 131.

nen Plan gemacht, der auf Ökonomie und Menage (denn so bezeichnet er ſparſamen Staatshaushalt) beruht.“ Bei der erſten Einrichtung ſtand ihm vor allen der geheime Rath Creuz zur Seite, den er einſt als ſeinen Auditeur beim Regiment beſonders zuverläſſig gefunden, und der nun die Geſchäfte eines Generalcontroleurs lange, bevor ihm dieſe Stelle übertragen wurde, verwaltete. [1]

Nur die vornehmſten Richtungen, die Friedrich Wilhelm, von der Art und Weiſe ſeines Vorgängers ſich losreißend, von Anfang an einſchlug, und welche für die Folge Maaß gegeben haben, bezeichnen wir hier; erſt in ſpätere Zeiten fällt ihre vollſtändige Entwickelung; damals wurden noch erſt einige Provinzen erworben, die denſelben zur Grundlage dienen ſollten.

Friedrich Wilhelm hatte das Glück, ſeine Regierung mit einer anſehnlichen Erwerbung im Weſten zu eröffnen und dieſer bald eine der größten und wichtigſten im Oſten ſeines Landes hinzuzufügen.

Dort hätte das unbedingte Anſchließen an die große Allianz wohl nie zum Ziele geführt: erſt als ſie ſich auflöſte, und die franzöſiſchen Anſprüche durch die Beiſtimmung der Engländer ein Gewicht bekamen, das ihnen die Waffen Ludwigs XIV. nicht zu geben vermocht hatten,

1. Manteuffel: 1713. 19. April: Toutes les affaires domestiques de même que celles de finance passent par les mains de Creux: il n'a pas de departement, mais il fait la fonction d'un controleur general et c'est justement ce qui lui donne le plus de credit. Graf Dohna konnte damals als erſter Miniſter angeſehen werden: Creuz und Ilgen als die vornehmſten Arbeiter.

konnte im Widerſtreit der beiden Prätenſionen auf die ſpaniſche Monarchie, ein Anrecht geltend gemacht werden, das auf einer Schuldforderung an die alte nun ausgegangene Dynaſtie beruhte. Ludwig XIV., im Namen Philipps V., und der Kaiſer willigten ein, das Quartier Obergeldern an Preußen abzutreten, das durch die Verſtärkung, die es den cleviſch-weſtphäliſchen Beſitzungen gab, höchſt willkommen war. Dieſer Erfolg gehörte zum größten Theil noch Friedrich dem Erſten an. Die Unterhandlung ward hauptſächlich von Ilgen geführt, einem der wenigen Männer, die in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten von Preußen, die ſonſt faſt immer von den Fürſten unmittelbar ausgegangen iſt, einen ſelbſtändigen Ruf erworben haben. Die lange Übung hatte dieſen feinen und arbeitſamen Geiſt in eine vollkommene Kenntniß aller Beziehungen und Intereſſen geſetzt, in denen er zu Hauſe war wie in ſeinem Eigenthum, und die er nun mit einer Einſicht, Thätigkeit und Geduld verfolgte, der oft auch das Schwierigſte gelang. Ilgen gehörte, wie Anhalt und Grumbkow, zu den Männern, die ſich noch vor der Thronbeſteigung an Friedrich Wilhelm angeſchloſſen hatten: dieſe zum Theil, weil ſie auch ſelbſt zurückgeſetzt waren, Ilgen aus eigenem Antrieb und Vorausſicht. Er hatte das Vergnügen, für den König — denn erſt jetzt wurden dem Wiener Hofe die entſcheidenden Erklärungen abgewonnen — am funfzigſten Tage ſeiner Regierung den Utrechter Frieden zu ſchließen,

der für die Territorialangelegenheiten so vortheilhaft war, als sich erwarten ließ, und die königliche Würde nun auch im westlichen Europa zu allgemeiner Anerkennung brachte.

Indem stellte sich nun aber eine andere Frage, wenn nicht von größerer Schwierigkeit, doch von noch umfassenderer Bedeutung für das eigenthümliche Bestehen der brandenburgisch-preußischen Macht in den Verwickelungen des Nordens dar, deren Ergebniß so wichtig ist, daß es uns eine nähere Erörterung zur Pflicht macht.

Der Grundsatz Friedrichs I. war gewesen, an dem nordischen Kriege so wenig Antheil zu nehmen wie möglich: er hätte seine Kräfte sonst niemals anderweit verwenden können. Bei seinen Verträgen mit den westlichen Verbündeten mußte ihm nur immer versprochen werden, ihm Entschädigung zu verschaffen, wenn er von dort her Widerwärtigkeiten oder Nachtheile erfahre. Er trug hauptsächlich dazu bei, diese beiden Seiten der europäischen Dinge auseinander zu halten.

In Folge der Unternehmung Carls XII. gegen Rußland veränderte sich aber nun die ganze Gestalt des Nordens. Die schwedischen Provinzen diesseit der Ostsee, von welchen bisher der Angriff ausgegangen, wurden von den nordischen Verbündeten angefallen; was den früher polnischen geschehen, davon waren auch die zum deutschen Reiche gehörigen bedroht.

Um das Unheil zu verhüten, das hieraus entstehen

mußte, ward im Sommer des Jahres 1710 eine Convention der noch gegen Frankreich verbündeten europäischen und deutschen Mächte geschlossen, nach welcher die schwedischen Besitzungen in Deutschland neutral sein, keine Feindseligkeit weder von ihnen her ausgeübt, noch auch gegen sie zugelassen werden sollte. Das Reich genehmigte diese Festsetzung; ein ansehnliches Heer sollte aufgestellt werden, um sie zu handhaben.

Man hoffte, daß der König von Schweden, den sein Schicksal in weite Ferne gezogen, mit einer Übereinkunft zufrieden sein werde, welche seine deutschen Provinzen vor der offenbaren Übermacht seiner Feinde sicher stellte.

Von einem Andern würde man das haben erwarten dürfen: von Carl XII. nicht.

In seiner Entfernung erging er sich in um so kühneren Combinationen erneueter Einwirkung auf die allgemeine Politik; er wollte nicht aufgeben, sich der Truppen, die in seinen deutschen Provinzen standen, zu dem Angriffe auf Polen und Rußland, den er in der Türkei einzuleiten gedachte, zu bedienen. Er erklärte, er könne sich durch Verträge, die gegen seinen Willen geschlossen worden, mit nichten gebunden achten; er behalte sich die Freiheit vor, die ihm von Gott verliehenen Mittel gegen seine Feinde, wo und wie er es für gut halte, zu brauchen, ohne Beschränkung. [1]

1. Declaratio regis Sueciae ad urbem Benderam 30. Nov. 1710. sese nulla ratione teneri posse legibus istius foederis ipso invito et

Daraus folgte nun aber, daß dieſelbe Befugniß ſeinen Feinden zu Theil wurde. Konnte das Reich ſeine Vaſallen und Mitglieder nicht in Zaum halten, ſo verlor es auch das Recht, die Feindſeligkeit fremder Mächte von den Gebieten derſelben abzuwehren. Ungehindert ergoſſen ſich, im Jahr 1711, ruſſiſche, polniſche und däniſche Truppen über Pommern. Der ſchwediſche General, der ſich noch geſchmeichelt, von da aus in Polen eindringen zu können, mußte ſich vor ihnen zurückziehen, und der Krieg ergriff das ganze nordöſtliche Deutſchland. Wie ſchonungslos er geführt wurde, ſah man in Altona, wo die Schweden das ihnen von ihren Vätern im vorigen Jahrhundert gegebene Beiſpiel noch überboten.

Von dieſem Kriege war nun auch Brandenburg-Preußen nicht allein berührt, ſondern ſchon zum Theil betroffen.

Der ſchwediſche General hat ſich einmal drohend vernehmen laſſen, er denke den Sitz des Krieges in's Brandenburgiſche zu verlegen. Der Berliner Hof hat ihm geantwortet, er hoffe ihm das mit Gottes Hülfe zu verwehren; aber man darf bezweifeln, ob er bei der Zerſtreuung ſeiner Kräfte wirklich fähig dazu geweſen wäre. Wenigſtens den Ruſſen und Polen konnte man, ſo ſehr man es auch gewünſcht hätte, den Durchzug durch einige Kreiſe nicht abſchlagen, noch auch nur mit Nachdruck

vix citra partium studium initi, — sibi reservatam velle omnimodam ac nullis legibus circumscriptam facultatem utendi mediis et viribus, quas deus concessit adversus hostes suos, ubicumque locorum et quocumque tempore usus et ratio belli id poposcerit.

verhindern, daß ſie nicht hie und da in dem Brandenburgiſchen Quartier genommen hätten.

Dieſer Mangel an Wehrhaftigkeit, eben in den Zeiten zu Tage gekommen, wo Friedrich Wilhelm I. den Thron beſtieg, trug vornehmlich dazu bei, ſeine militäriſchen Abſichten in ihrer alle anderen Geſichtspunkte ausſchließenden Energie hervorzutreiben: vor allen Dingen mußte das Land ſich vertheidigen können.

Mit den Ereigniſſen waren nun aber nicht allein vorübergehende Gefahren des Augenblicks verknüpft: ſie brachten ins volle Bewußtſein, in welch einer unangenehmen Lage man ſich überhaupt befand.

Bisher hatte man nur immer das Widerwärtige gefühlt, das darin lag, eine kriegsbedürftige und kriegſuchende Macht, wie Schweden, neben ſich zu ſehen; nicht minder bedenklich war es aber, daß ſich dieſelbe jetzt nicht mehr zu ſchützen vermochte. In die ſchwediſche Nachbarſchaft hatte man ſich allmählig gefunden; wie konnte Brandenburg aber zugeben, daß ſich Polen-Sachſen, wie bei einem vorläufigen Vertrag ſchon wirklich einmal beſtimmt worden iſt, oder gar das mächtige Rußland in Beſitz der Ausflüſſe der Oder und dieſer wohlgelegenen Küſte ſetzte? Worauf die Markgrafſchaft ein Recht erworben, was die Churfürſten ſo ernſtlich in Anſpruch genommen, das durfte das Königthum nicht vollends ganz in fremde Hände gerathen laſſen.

Beim Reiche aber, ſo ſehr dies auch davon berührt

ward, fand Friedrich Wilhelm keine Hülfe dazu; sich selbst in den Krieg zu werfen, einer oder der anderen Partei beizutreten, wozu sich doch kein entscheidender Rechtsgrund erkennen ließ, hatte unendliches Bedenken.

Da haben sich die Dinge nun, nicht ganz einfach, folgendergestalt entwickelt.

Der präsumtive Erbe der Krone Schweden, Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, von einem der nordischen Verbündeten, dem Könige von Dänemark, in seinen holsteinischen Landen angegriffen und mit dem Verlust derselben auf immer bedroht, suchte die Hülfe von Preußen nach, als welchem nächst dem Kaiser an der Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung im Reiche am meisten gelegen sein müsse; überdies aber sei es auch für keine andere Macht so wichtig, daß im Norden ein System des Gleichgewichts eingerichtet werde. Seine Minister, ein paar durch Verwegenheit ihrer Entwürfe und die Gewandtheit, mit welcher sie dieselben verfolgten, berufene Männer, Bassewitz und Görz, versäumten nichts, um die Sympathie Friedrich Wilhelm's für die Behauptung ihres Fürsten sowohl bei dem angestammten Lande als bei seiner Aussicht auf Schweden zu erwecken.

König Friedrich Wilhelm zeigte sich nicht abgeneigt, auf die Vorschläge, die ihm geschahen, einzugehen, aber er sagte, er habe einen Dorn in seinem Fuße, der noch vom westphälischen Frieden herrühre, und den man ihm ausziehen müsse. — Wie hätte sich auch unter diesen

Umſtänden nicht die Erinnerung an die alten Rechte ſeines Hauſes auf Pommern in ihm regen ſollen?

Die beiden Miniſter erkannten, daß, wenn der Herzog, den ſie ſich als den künftigen König von Schweden dachten, von Brandenburg unterſtützt ſein wollte, auch dieſem einige weſentliche Zugeſtändniſſe gemacht werden mußten. Sie trugen kein Bedenken, dem König für den Fall, daß ihr Fürſt zur ſchwediſchen Krone gelange, den Beſitz von Stettin anzubieten.[1] Für die damaligen Irrungen kamen ſie mit dem Antrag hervor, die pommerſchen Feſtungen gemeinſchaftlich mit holſteiniſchen und preußiſchen Truppen zu beſetzen. Sie bemerkten dabei ausdrücklich, daß es ſchon ein Anfang der Beſitznahme ſei, wenn der König Truppen nach Stettin werfen könne, und machten ſich anheiſchig, die Krone Schweden zur Einwilligung zu vermögen.

Auf dieſen Grund ward nun am 22. Juni 1713 ein Tractat zwiſchen Preußen und Holſtein abgeſchloſſen, nach welchem Stettin und Wismar von beiden Theilen gemeinſchaftlich beſetzt, Vorpommern überhaupt vor feindlichen

1. Vortrag von Baſſewitz: „dahingegen, auf den Fall, da nemlich die ſchwediſche Cron dem jungen Herzoge von Holſtein heimfallen würde, derſelbe Sr. Kgl. Majeſtät und dem Königl. Hauſe die Stadt Stettin ſamt dem Pehneſtrom und alles, was zwiſchen demſelben und der See belegen iſt, erb und eigenthümlich abtreten würde.“ Schreiben von Görz: „Si le roi de Pr. s'allie avec la maison de Gottorp, il peut faire entrer par le canal de celle-ci des troupes dans Stettin. C'est déjà un bon pied pour la future acquisition. Cette acquisition se pourra faire non seulement du consentement du roi de Suede, mais encore avec l'approbation des amis de la courronne.“

Anfällen geschützt und die Herstellung des Herzogs in seine verlorenen Lande durch alle dienlichen Mittel bewirkt werden sollte.[1]

Ein Vertrag, bei dem man in so fern auf einige Beistimmung der Krone Schweden rechnen zu dürfen glaubte, als sich diese in einer allgemeinen Bedrängniß befand: ein Verbündeter, wie der König von Preußen, der freilich fernere Kriegsübung wie bisher nicht gestatten konnte, wäre ihr doch für ein friedliches Bestehen sehr nützlich gewesen. Wäre ihr später Holstein zugefallen, so hätte sie an Umfang des Gebietes nichts verloren.

Indessen aber sahen auch die nordischen Verbündeten, welchen Vortheil ihnen der Beitritt der rasch hergestellten preußischen Macht gewähren konnte; auch sie näherten sich dem preußischen Hofe. Peter I., der bei einem Besuche daselbst, wie er sich in seiner Weise ausdrückt, „Schwedengeruch witterte", legte auch seinerseits viel Geneigtheit an den Tag, Stadt und Gebiet von Stettin in den Besitz von Preußen kommen zu lassen.

So wurde jenes Vorpommern, das dem großen Churfürsten einst wie durch eine Übereinkunft von Europa abgestritten worden, dem Enkel desselben von den entgegengesetzten Seiten dargeboten. Es schien eine sehr vernünftige Auskunft, die Stadt zunächst von neutralen Truppen besetzen und später in den Besitz von Preußen über-

1. Dumont VIII, 1, 293 art. I. IV. Sonst haben wir auch hier manches Ungedruckte benutzen können.

gehen zu laſſen; wenigſtens Pommern wäre dadurch von allen Unruhen befreit worden.

Nicht einem Jeden aber leuchtete ſie ein oder ſchien ſie annehmbar: der ſchwediſche Gouverneur von Stettin, General Meierfeld, der es mit ſeiner Pflicht unverträglich fand, einen Tractat des präſumtiven Nachfolgers anzuerkennen oder gar ausführen zu helfen, zog es vor, eine förmliche Belagerung zu beſtehen, und mußte durch die Waffengewalt der nordiſchen Verbündeten zur Capitulation gezwungen werden.

Der König von Preußen war von ihnen auf das dringendſte aufgefordert worden, ſie dabei zu unterſtützen, und nichts wäre für ihn leichter geweſen, als in dieſem Bunde ſich der ganzen Provinz zu bemächtigen. Aber ſehr gewiſſenhaft und mit bedachtſamer Umſicht ging Friedrich Wilhelm in den auswärtigen Angelegenheiten zu Werke. Seine Miniſter ſtellten ihm vor, wenn gleich ein großer Fürſt die Pflicht habe, das Beſte ſeines Hauſes und ſeines Landes ſo viel als möglich zu befördern, ſo dürfe das doch nur inſofern geſchehen, als es mit dem Rechte übereinſtimme, mit Schweden aber ſei Preußen nicht im Krieg begriffen. Friedrich Wilhelm äußerte in einem lebhaft aufwallenden Gefühle politiſcher Moral, er wolle mit dieſer Sache nichts zu ſchaffen haben.

Dagegen ging er, nachdem General Meierfeld zu jener Capitulation genöthigt worden, auf andere Vorſchläge

ein, die mit ſeiner bisherigen neutralen Haltung beſſer zuſammenſtimmten.

Eben das war eine Bedingung der Capitulation, daß die Stadt an holſteiniſche und preußiſche Truppen überliefert würde. Die nordiſchen Verbündeten erklärten ſich bereit, dies zuzugeben, wofern man ihnen ihre Kriegskoſten erſtatte, die ſie auf 40000 Thlr. berechneten. Und dieſe Summe nun übernahm König Friedrich Wilhelm zu zahlen, nicht etwa auf die ungewiſſe Ausſicht der eigenen Erwerbung hin, ſondern auf den Grund der beſtimmten Zuſicherung der Wiedererſtattung des Geldes bei dereinſtiger Rückgabe des Platzes. Der ſchwediſche Generalgouverneur, Mauritz Vellingk, der von ſeinem König eine ausdrückliche Vollmacht hatte, in dringenden Fällen in ſeinem Namen Verträge einzugehen, beſonders mit Preußen, ſchloß darüber mit ihm ab. Der König trug nicht das mindeſte Bedenken, denn noch viel höher als das Geld, das man ihm ſchuldig werde, ſei der Vortheil anzuſchlagen, den er dem Lande durch die Befreiung von der Kriegsgewalt der Verbündeten verſchaffe. Um aber die Sache zu Stande zu bringen, übernahm er auch noch eine politiſche Verpflichtung. Die Verbündeten verſprachen, keine weiteren Feindſeligkeiten gegen Pommern auszuüben, er dagegen machte ſich anheiſchig, dafür zu ſorgen, daß deren keine von Pommern aus gegen die Verbündeten ausgeübt würden. Unter dieſen Bedingungen ward Stettin und deſſen Bezirk ſammt dem Lande bis

an die Peene ſeiner Obhut in der Form einer Sequeſtration bis zum Frieden anvertraut.

Man ſieht wohl, wie hiebei eins aus dem andern natürlich folgt; der König von Preußen nahm auf ſich, was dem Reiche unmöglich geweſen, Pommern aus den Verwickelungen des nordiſchen Krieges loszureißen; doch kann man nicht leugnen, daß das Abkommen auch wieder eine höchſt außerordentliche Seite hat.

Der Landesfürſt, dem Vorpommern gehörte, König Carl XII., war dabei nicht gefragt. Es iſt wahr: er konnte nicht gefragt werden, da er ſich ſelber ein entferntes, unzugängliches Exil gewählt hatte. Da er aber ſeine Einwilligung nicht gegeben, durfte man den Vertrag als gültig betrachten?

Man muß hier wohl zweierlei unterſcheiden.

Der präſumtive Erbe der Krone war zufrieden, um das Ganze zu retten, einen Theil aufzugeben und künftig einmal Stettin an den König von Preußen zu überlaſſen. Damit ſtimmten die nordiſchen Verbündeten überein; das preußiſche Intereſſe forderte es auf das dringendſte, und es war die Ausſicht, welche zu Friedrich Wilhelms Theilnahme an dieſen Angelegenheiten mitgewirkt hatte. — Es liegt am Tage, daß Carl XII. durch kein Geſetz noch Herkommen der Welt verpflichtet ſein konnte, eine Stipulation dieſer Art zu billigen.

Anders verhielt es ſich mit dem Sequeſtrationstractat, wie er vorlag. Dieſer war geſchloſſen worden auf den

Grund seiner Vollmacht; er gereichte seinem Lande zu unbeschreiblichem Vortheil; er schloß eine politische Nothwendigkeit in sich ein, die schon durch Kaiser und Reich festgesetzt worden, die Beruhigung dieser deutschen Gebiete, welche er doch nicht so ganz als sein Eigenthum betrachten konnte, wie die übrigen Lande; daran war er ohne allen Zweifel gebunden.

Allein man kannte ihn schlecht, wenn man meinte, daß er jemals seine Einwilligung zu einer Abkunft geben würde, die ihm Rücksicht auf Andere, Fesseln einer fremden Politik anlegte. Noch von der Türkei her ließ er Erklärungen ergehen, durch welche der von Bellingk geschlossene Vertrag verworfen und Preußen wegen seiner Forderungen lediglich an Holstein gewiesen wurde.[1] Als er dann unerwartet gegen Ende des Jahres 1714 zurückkam, sah man, daß nichts in ihm verändert war. Die Bürger von Stralsund begrüßten ihn mit herzlicher Freude: wenn sie aber hofften, sein Sinn werde nun auf Frieden gerichtet sein, so täuschten sie sich sehr. Carl XII. hegte noch die Hoffnung, durch Unterstützung von Frankreich und England, und die Mitwirkung seiner Partei in

1. Demotika 24. März 1714. Er müsse dem König von Preußen anheimstellen, „wegen einiger an meine Feinde mit Vorwissen des fürstlich holsteinischen Hauses Minister ausgezahlten Gelder sich an dasselbe als ihren rechten Mann halten zu wollen.“ Der König antwortet darauf 24. Aug.: „daß es ziemlich das Ansehen gewinne, als wollte das genannte fürstliche Haus sich auch eben wie S. Maj. seiner Verbindlichkeit entledigen, daß ihm von beiden Seiten gleichsam das ledige Nachsehen gelassen werden will.“ —

Polen den nordiſchen Angelegenheiten eine andere Geſtalt zu geben. Sein Sinn war nur darauf gerichtet, politiſche Verbindungen zu treffen, Geld und Truppen herbeizuſchaffen.

Von Stettin ſprach er zuerſt nicht, aber der König von Preußen und deſſen Miniſter wollten nicht warten, bis er ſo ſtark geworden ſei, um ihnen Geſetze zu geben.

Da auf die erſten diplomatiſchen Anfragen keine Antwort erfolgte, ſchickte Friedrich Wilhelm einen ſeiner angeſehenſten Generale, Grafen Schlippenbach, nach Stralſund, um von dem König von Schweden die Anerkennung des Sequeſtrationsvertrags zu erhalten.

Alles was um Carl XII. war, Mauritz Vellingk, der Prinz von Heſſen, General Daldorf, der damals ſein Vertrauen genoß, ſuchte ihn zu einer Verſtändigung mit Preußen zu vermögen, das für dieſen Fall ſogar noch ein anſehnliches Darlehn anbot. Und dahin brachten ſie ihn auch wirklich, daß er nicht ungeneigt ſchien, ſich für die baaren Auslagen der preußiſchen Regierung als Schuldner zu bekennen. Wenn aber weiter die Rede darauf kam, daß er nun auch verſprechen ſollte, von Vorpommern aus die nordiſchen Verbündeten nicht anzugreifen, ſo war das um keinen Preis zu erreichen. Sein ganzes Gemüth ſtand ihm nach neuen Kämpfen gegen Polen und Moskau; die Nachricht, daß Ruſſen im Anzug ſeien, erfüllte ihn mit freudigem Kriegsfeuer; ſchon ſammelte er Truppen um ſich: man wollte wiſſen, er ziehe Subſidien

von Frankreich und werde im nächsten Frühjahr mit einer starken Armee im Felde erscheinen.

Hierauf war nun an keine Abkunft zu denken. Aus den eigenhändigen Briefen Friedrich Wilhelms an seine Minister ergiebt sich, daß er doch immer nur Garantieen für die Ausführung der von ihm übernommenen Verpflichtungen suchte und Stettin beim Frieden herauszugeben bereit war. „Ich will nichts Ungerechtes," sagt er, „ich suche nichts, was wider mein Gewissen wäre; Gott wird mir beistehen."[1] Im Januar 1715 ward die Frage in Berlin noch einmal mit aller Umständlichkeit erwogen: aber Niemand konnte ein Mittel des Friedens entdecken. Der gewissenhafteste und ruhigste von den Generalen, der alte Natzmer, erklärte doch, es werde nichts helfen, wenn man sich auch entschließen wollte, auf das Geld Verzicht zu leisten; da Carl XII. die unmittelbare Räumung von Stettin fordere und von dem Einfall in Polen nicht abstehen wolle, was gegen die Verträge mit den nordischen Verbündeten laufe, so sei man gehalten, mit ihm zu schlagen. Und zwar, fügten Andere hinzu, müsse das unverzüglich geschehen. Es machte nichts aus, daß Carl XII. noch nicht gerüstet sei, er pflege seine Sachen auszuführen „mit Confusion und doch mit Succeß". Sollte er die Oberhand bekommen, auch nur gegen Dänemark, so

1. Potsdam 10. Decbr. Dieu nous donnera la meilleure assistance: puisque je ne cherche rien d'injuste et contre ma conscience que d'être garanti de mon argent.

habe man alles von ihm zu befürchten: denn rachſüchtig ſei ſein Gemüth und unverſöhnlich. [1]

Von allen Gründen den ſchwediſchen Krieg zu erneuern war dies der entſcheidende, daß man einen auf Eroberung berechneten Kriegsſtaat, mit einem nur auf Waffenthaten ſinnenden König an ſeiner Spitze, nicht länger neben ſich dulden konnte.

Dem Helden der verwegenen Kriegszüge, der entſchloſſen war, ſie wieder zu erneuern und die drohende Stellung feſtzuhalten, welche ſeine Vorfahren eingenommen, ſtellte ſich nun noch ein anderer Feind entgegen als die bisherigen, ein Fürſt, der faſt mehr die Mittel des Krieges liebte als dieſen ſelbſt, deſſen Sinn an ſich nicht auf Eroberungen gerichtet war, der nur Schritt für Schritt die ihm erwünſchteſte Erwerbung ins Auge faßte, mit ſeinem Gewiſſen lange zu Rathe ging: aber nun auch wohlvorbereitete und überlegene Kräfte ins Feld führte.

Friedrich Wilhelm hatte ſogleich, als die Sachen ſich gefährlich anließen, in einem geheimen Vertrag ſich die Verſicherung Stettins durch Rußland beſtätigen laſſen, wogegen er ſich einverſtanden damit erklärte, daß Liefland und Eſthland beim Frieden an Rußland übergehe. [2]

1. Bedenken (der Miniſter) ob S. K. M. bei den jetzigen pommerſchen Affairen ſich nicht moviren und ſtille ſitzen oder deshalb Meſures nehmen ſollen. Der König ſchreibt dem Fürſten von Anhalt 9. Jan. 1715: „Die Herren Schweden ſind noch ſo fier, als ſie geweſen ſind zu Altranſtädt. Aber Gott gebe daß wir das Frühjahr erleben, alsdann wird man ſehen, ob ſie dann daſſelbige Langage führen.“

2. 12. Juni. Bergmann IV, 359. Nach einer Bemerkung Ilgens hatte Görz Anfangs eine geheime Convention mit Sachſen ge-

Jetzt hätte er gern, denn nach allen Seiten wünschte er sich im Voraus sicher zu stellen, eine ausdrückliche Billigung seines Vorhabens von dem gemeinschaftlichen Lehnsherrn, dem römischen Kaiser, zu Wege gebracht. Die kaiserlichen Minister wollten so deutlich nicht herausgehen, aber sie erklärten, wenn Carl XII. keinen Frieden annehmen wolle, so könne Niemand dem König von Preußen verargen, daß er seinem Gewissen und seinen Allianzen ein Genüge thue und etwas unternehme, was ohnehin mit der Befugniß eines kreisausschreibenden Fürsten, die er bekleide, in Übereinstimmung stehe. [1]

So geschah, daß sich Preußen, nachdem es lange gezögert, endlich dazu entschloß, mit den nordischen Verbündeten gemeinschaftliche Sache zu machen.

Anfangs war wohl die Idee, es nur mit einer Postirung an der Grenze zu versuchen; bald aber zeigte sich, daß damit nichts ausgerichtet sein werde, und man beschloß, Carl XII., wenn es nöthig, in der starken Feste aufzusuchen, wo die Schweden zuerst auf deutschem Boden

schlossen, gegen das preußische Interesse, später aber hatte Holstein die Neutralität nicht gehalten. Wenigstens klagten die nordischen Höfe, wenn der König von Schweden wiederkomme, würde Holstein sich ganz an ihn anschließen: „sie müssen Stettin feindlich tractiren, wofern der König nicht die Holsteinische Garnison sofort herausschaffe."

1. Oder vielmehr: „weil solches ohnedem mit dem Kreis ausschreibenden Amt nicht incompatibel wäre"; sie lobten übrigens Friedrich Wilhelm's bisherige Moderation wider die harten Procedures des Königs von Schweden. 13. April 1715. Der in Berlin anwesende kaiserliche Resident Voß führte eine solche Sprache, daß der König, wie er sagt, „nicht anders glaubt, als daß S. Kais. Mt. es gerne sehen, wenn wir den König von Schweden wirklich attaquiren". (28. April 1715.)

Fuß gefaßt. „Er muß uns ſchlagen," ſagte Friedrich Wilhelm, „oder dort in der Feſtung umkommen."

Im Lager zu Schwedt ward hierauf die erſte allgemeine Muſterung des neugebildeten preußiſchen Kriegsheeres gehalten. Der Fürſt von Anhalt hatte alles vorbereitet. Die Armee erſchien in neuen, ſaubern Monturen, mit geputztem Gewehr, in ſchönſter Ordnung und gewährte zugleich einen ſehr kriegeriſchen Anblick. Bei ihrem Vorrücken geſellten ſich ihr ſächſiſche Hülfstruppen zu; von der anderen Seite erſchienen die Dänen zu Land und zur See. Man hatte eine Macht von 60000 Mann beiſammen. [1]

Denen ſtellte Carl XII. nicht mehr als 14000 Mann entgegen, und man könnte nicht einmal ſagen, daß er dieſe ſo gut anwandte, als es allenfalls möglich geweſen wäre.

Die preußiſchen Offiziere wenigſtens erſtaunten, daß er Päſſe, wo er das ganze Heer hätte aufhalten können, wie Loitz, unbeſetzt und eben ſo Stellen, wo der Angriff am meiſten erwartet werden mußte, wie auf der Inſel Uſedom, faſt unbefeſtigt ließ. Einen Vertheidigungskrieg, mit Benutzung der ſtrategiſch wichtigſten Punkte, zu führen, war aber überhaupt nicht ſein Talent. Auch die

1. Journal de la campagne de Poméranie 1715. Beim 4. Juli. Beim 23. Mai heißt es: Le roi sans être obligé à rien, a fait voir l'ordre dans ses affaires, il a été le premier en campagne etc. Der König giebt die Truppenzahl an auf 32000 Preußen, 8000 Sachſen, 20000 Dänen.

Landung auf Rügen, welche für ſeinen Hauptplatz Stralſund entſcheidend werden mußte, verſtand er nicht zu verhindern. Erſt als ſie geſchehen und bereits die ſchützenden Verſchanzungen um das Lager ſeiner Feinde aufgeworfen waren, langte er an und machte nun einen verzweifelten Anfall auf dieſelben, mit unvergleichlicher Tapferkeit, mitten in perſönlicher Gefahr, aber zu ſpät und vergebens. Dann ward zur Belagerung von Stralſund geſchritten, mit um ſo größerer Anſtrengung, je häufiger hier die Angriffe geſcheitert; auch Natzmer hatte nicht dazu rathen wollen.[1] Die Eroberung des Hornwerks und der Schanzen am Frankenthor ſind berühmte Thaten in der Geſchichte nordiſcher Belagerungen. Endlich, in der zweiten Hälfte des Jahres 1715, ſah Carl XII., daß die Stadt nicht mehr zu behaupten ſei.

Jetzt erſt ließ er anbieten, was man vor dem Jahre von ihm gefordert, Anerkennung des Sequeſters und Vertrag mit dem König Auguſt von Polen; die Verbündeten antworteten ihm, zuerſt müſſe die Stadt capituliren, hernach wolle man von Friedensbedingungen reden.

Darauf aber, in den Trümmern einer halberoberten Feſtung ſeinen Frieden ſchließen zu müſſen, wollte er es doch auch nicht ankommen laſſen; er rettete ſich noch glück-

1. Er bezeichnet es als die koſtbarſte, ſchwerſte und epineuſeſte Entrepriſe von der Welt. Von jenem Angriff heißt es: 1600 h. sous les ordres du Lieut. gl. Köppen, Gladj. du roi et auteur du susdit projet de surprendre le retranchement du Frankenthor, dont les Suedois ont fait tant de bruit, se sont glissés etc.

lich nach Schweden; dann fiel die Stadt in die Hände der Verbündeten.

Carl XII. erinnert an einen jener Jomsvikingenjarle, die, nachdem sie die Ostsee und ihre Gestade mit Krieg erfüllt und dann die Gegenwirkungen des Geschickes auf sich gezogen, nach dem Norden zurückgehen und daselbst verschwinden. — Sein Unglück rührte zuletzt vornehmlich daher, daß er, allezeit sich selbst gleich, die Veränderungen, die während seiner Abwesenheit in seinem Reiche und in ganz Europa geschehen, nicht verstehen noch anerkennen wollte. Schweden war erschöpft und schon gegen ihn selber in Bewegung; Preußen, von einem energischen Willen geführt, kraftvoller als je, die Kriegskunst und Kriegszucht der Norddeutschen gewaltig vorgeschritten; die beiden Mächte aber, auf die er baute, England und Frankreich, zu keiner wesentlichen Theilnahme zu bringen.

In England trat eben eine Veränderung ein, die für ihn verderblich werden mußte, die Thronbesteigung des Hauses Hannover. Mochte man die deutschen und englischen Verhältnisse aus einander zu halten sich noch so viel Mühe geben, so ließ sich das doch nie vollkommen erreichen. Da noch ein Prätendent lebte und zuweilen von sich reden machte, so schlossen sich dessen Gegner, die den Staat inne hatten, um so enger an den König an, in welchem jene Gesichtspunkte nothwendig zusammenfielen. Nun aber verfolgte Hannover einen nicht minder dringenden Anspruch

gegen die ſchwediſche Herrſchaft in Deutſchland als Brandenburg. Der König von Dänemark überließ Bremen und Verden an Hannover; dafür garantirte England die däniſchen Anſprüche auf die holſtein-gottorpiſchen Lande.

Dies wirkte unmittelbar auf Frankreich zurück. Der Regent, Herzog von Orleans, trat in das genaueſte Verſtändniß mit England, auf welchem dann die allgemeine Lage der europäiſchen Dinge in jenen Zeiten hauptſächlich beruhte; unmöglich konnte er Schwedens ſich ſo ernſtlich annehmen, wie es Ludwig XIV. bei dem Nimweger Frieden gethan; im Jahr 1716 willigte Frankreich ein, daß Preußen im Beſitz von Stettin bliebe.

Auch an ſich bildete die Erhebung des Hauſes Hannover auf den engliſchen Thron ein Ereigniß von der größten Bedeutung und Ausſicht für Preußen. Georg I. war der Schwiegervater Friedrich Wilhelms I.; die beiden Häuſer ſchienen nur noch eine Familie auszumachen. Das will nun noch nicht ſagen, daß ſie immer vereinigt geweſen wären; meiſtentheils fand dies aber doch Statt; ſie nahmen zugleich die deutſche Sache gegen Schweden, die proteſtantiſche gegen den Katholicismus wahr; die Autorität eines Churfürſten von Hannover, der auf dem Throne von Großbritannien ſaß, und der nun erſt furchtbar werdenden preußiſchen Macht legte ein neues Gewicht in die Wagſchale der deutſchen und allgemeinen Angelegenheiten.

Von dem Erſtaunen, das die ſelbſtändige politiſche Haltung Preußens, eine in der Geſchichte des Jahrhunderts

neue Erſcheinung, die eben deshalb noch nicht auf immer feſtgeſtellt ſchien, ſo wie von dem Widerwillen, den die damit zuſammenhangende militäriſche Regierungsweiſe des Königs erregte, erlebte man damals in Berlin ein merkwürdiges Symptom.

Ein Abenteurer aus Ungarn, der ſich einſt im Gefolge Ragoczys und dann auf eigene Hand an den Höfen von Europa herumgetrieben, dabei wohl auch angeſehenen Staatsmännern, denen er geheime und zuverläſſig ſcheinende Correſpondenzen verſchaffte, wichtig zu machen gewußt hatte, des Namens Clement, knüpfte zu eben dieſem Zwecke Verbindungen in Berlin an und gerieth dabei an einige über die Regierung im höchſten Grade mißvergnügte Leute. Sie ſchalten darüber, daß der König nur noch Offizieren gute Stellen gebe, alle Anderen, beſonders die Gelehrten, vernachläſſige; daß er namentlich ihnen oder doch ihren Freunden ihre Penſionen geſtrichen, oder vielleicht auch nur daß er, über die Straße gehend, ſie mit ungnädigen Augen angeſehen habe. Der nahmhafteſte von ihnen, Lehmann [1], kam mit Clement in Baruth zuſammen, und indem ſie hier im gräflichen Garten mit einander ſpazieren gingen, ſteigerten ſie einander zu den wildeſten Plänen. Clement ſprach von der Möglichkeit, daß der kaiſerliche und einige andere deutſche Höfe ſich vereinigten, einen Fürſten ſo ungewöhnlicher Art, wie

1. „als ein ungemein capables Subject zur Correſpondenz empfohlen.“ Ausſage Clements bei einem Bericht aus Berlin 24. Juli 1719 im Archiv zu Deſſau.

Friedrich Wilhelm, kurzweg aufzuheben. Lehmann meinte, man müsse sich dann zugleich der beiden Minister Ilgen und Kraut bemächtigen, auf deren Thätigkeit die damalige Macht von Preußen nach außen hin und im Innern beruhte. Er hielt nicht allein dieß, sondern eine Überraschung der Hauptstadt für sehr ausführbar. Er legte dem neuen Freunde, der mit ihm nach Berlin ging, einen Plan der damaligen Befestigungen der Stadt vor, deren schwache Stellen er nachwies; er zeigte, wie man sie überraschen, den Schatz wegnehmen, das Schloß und die vornehmsten Häuser plündern könnte. Es scheint als wollten sie nachahmen, was sie bei St. Real von jenem Unternehmen des Herzogs von Ossuna auf Venedig gelesen hatten. Der ungarische Abenteurer mochte jedoch besser sehen als der alles Ernstes in Grimm gesetzte phantastische Correspondent, daß das alles ganz unausführbare Dinge seien. Um ein Stück Geld davonzutragen, hatte er die verruchte Keckheit, seine eigenen Entwürfe als von den feindlichen Nachbarn des Königs gegen ihn geschmiedet demselben anzugeben. Friedrich Wilhelm ließ sich dadurch wirklich einen Augenblick irre machen, erkannte die Sache aber bald als das an, was sie war, bekam die vermeinten Verschwörer in seine Hand und ließ sie sammt Clement hinrichten. [1]

1. Schreiben an den Fürsten von Anhalt 19. Juli. N-Schr. „Bube“ (der im Gefängniß starb, wie der König meint, weil der Böswicht Gift genommen, so daß man nun nicht hinter die Wahrheit kommen werde) „hat alle die Briefe an Clement geschrieben auf französisch und ist Bube so ein Schelm gewesen wie Lehmann. Clement der saget nun alles heraus und saget, das das ganze Project Leh-

Der Geiſt der Intrigue, die das Ungeheure mit flüchtigen Combinationen zu erreichen ſich vermißt, war in dem damaligen Europa beſonders thätig. Männer von ganz anderem Geiſt und Rückhalt, wie Görz und Alberoni, geben ihn kund. Dieſe haben wohl einmal gemeint, die unter allgemeinen Anſtrengungen und Kämpfen feſtgeſetzte proteſtantiſche Erbfolge in England umſtürzen zu können: der ſpaniſche Hof und Carl XII. haben ſich von Gedanken dieſer Art ergreifen laſſen und weltumfaſſende Pläne darauf gebaut.

Das Schwerſte für die Beobachtung, wo ſich das wirkliche Talent über die falſche Klugheit erhebt — liegt darin, in den noch werdenden, ſich begebenden Dingen das Vorübergehende, dem Wechſel Unterworfene von dem Begründeten und Bleibenden zu unterſcheiden, das man nur vergeblich antaſten würde.

Von verſchiedenen Seiten her bedroht, vereinigten ſich Preußen und England um ſo genauer.

Am 4. Auguſt 1719 ſchloſſen ſie ein Bündniß, in welchem ſich Friedrich Wilhelm aufs neue anheiſchig machte, die Succeſſion in England aufrecht zu erhalten und dem Hauſe Hannover, wenn ſie ihm angefochten werde, eine beſtimmte Hülfe zu leiſten. Dagegen garantirte Georg I. nicht allein als Churfürſt von Hannover, ſondern als König von England denjenigen Theil der früher ſchwediſch ge-

mann und ſeiner Invention iſt, das geſtehet Lehmann auch: wenn es möglich wäre geweſen, hätten ſie es wollen dazu treiben, daß ich vom Kaiſer ſollte aus dem Lande gejagt werden.“

weſenen Provinzen, den Friedrich Wilhelm in Beſitz genommen hatte. Wenn man in dem geheimen Artikel, der den mittheilbaren hinzugefügt wurde, lieſt, daß Georg I. ſeinem Schwiegerſohne noch beſonders für den Fall Hülfe zuſagt, wenn er in Preußen oder in Pommern darüber angegriffen werde, ſo kann man nicht bezweifeln, daß die Dinge ſich ſo anließen, als könne das geſchehen, von Rußland oder von Polen her. Indeß iſt es doch ſo weit nicht gekommen. Nach dem unerwarteten Tode Carls XII. gewannen die engliſchen Rathſchläge auch in Schweden das Übergewicht; Peter I., der nochmals ſeine Waffen gegen dieſes Reich richtete, war zufrieden, wenn er die Oſtſeeprovinzen, deren er ſich bemächtigt hatte, behielt. Niemand hätte ſie ihm entreißen können, zumal da die franzöſiſche Diplomatie, die ſpäter darüber geklagt hat, damals es ſogar zu wünſchen ſchien. So kam es zu den Friedensſchlüſſen, welche dem ſchwediſchen Übergewicht dieſſeit der Oſtſee auf immer ein Ende machten. Am 20. Januar 1720 ward der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Schweden die Stadt Stettin, den Diſtrict zwiſchen der Oder und Peene, die Inſeln Uſedom und Wollin ſammt dem pommerſchen Haff und ſeinen drei Ausflüſſen an den König von Preußen und deſſen Erben auf ewig abtrat. Der ſchwediſche Reichstag erklärte, in dem Zuſtand, in welchem man ſei, könne er dieſen Frieden nicht mißbilligen, und gab ihm ſeine Genehmigung.

Der Beſitz der Mündungen der Oder, die man ſo weit

hinauf zu beiden Seiten beherrschte, und eines Platzes, wie Stettin, so nahe der Hauptstadt, so wohlgelegen für die Ostsee, wo laut der Verträge ein freierer Handel wieder hergestellt werden sollte, war von unberechenbarem Vortheil.

Mit Freuden nahm Friedrich Wilhelm im Jahr 1721 die Huldigung ein. Er gab den Bürgern die Waffen zurück, die ihnen eine Zeitlang entzogen gewesen, und sendete der Stadt eine französische Colonie zu, von der sich die Hebung ihres Wohlstandes hoffen ließ.

Überhaupt gab die erweiterte geographische Stellung den vereinigten Landschaften allmählig das Ansehen einer Macht.

Von den östlichen Grenzen der eigentlich germanisirten Lande her, — denn jenseit derselben finden wir mehr Ansiedelungen, die doch nicht das ganze Land zu Germanien gesellt hatten, — erstreckte sich Preußen, freilich nicht ohne große Unterbrechungen, bis in die alten westlichen Marken der deutschen Nation; es stand schon damals Frankreich und Rußland gegenüber. Dort breitete es sich in Gebieten aus, wo scandinavische und slawische Völker einander seit den ältesten Zeiten begegnet waren, wo Polen, Russen und Schweden die letzten Jahrhunderte so oft geschlagen; in ihrer Mitte hatte es das Prinzip der deutschen Cultur aufrecht zu erhalten. Es entspricht sehr gut dem großen historischen Verhältniß, daß sich alle Kräfte der Colonisation nach jenen

östlichen Grenzen hinrichteten. Im Westen waren die Gegenden eingenommen, wo zwischen Spanien und Holländern so oft wegen des religiösen, zwischen Östreich und Frankreich so oft wegen des politischen Übergewichts geschlagen worden war; es mußte als ein allgemeiner Gewinn angesehen werden, daß die deutschen und protestantischen Interessen einen sicheren Rückhalt an einer kräftigen und auf ihr Anrecht eifersüchtigen Regierung fanden.[1] Die Grundlage der Macht bildeten doch aber die mittleren Länder, an der Elbe und Oder, die sich langsam, aber unter dieser sorgsamen Verwaltung sicher aus der Verödung des dreißigjährigen Krieges erhoben. Auf diese hauptsächlich war das militärisch-administrative System gegründet, das dem Ganzen Einheit und Gleichartigkeit verlieh. Die territoriale Unabhängigkeit eines deutschen Fürstenthums war darin auf das schärfste ausgeprägt; schon um sich durchzusetzen, mußte sie einen eigenthümlich-schroffen Charakter annehmen.

So wahr es ist, daß an die Erhebung derselben nicht zu denken gewesen wäre ohne den Protestantismus, und daß der protestantische Name dadurch zu neuem Ansehn gelangte, so war doch der Zweck und Sinn ihres Daseins mit nichten confessioneller Natur. Der erste deutsche Fürst, von welchem wir wissen, daß er das Aufkommen der brandenburgisch-preußischen Macht mit Freude begrüßte, ist

1. Der alte Marperger schon wendet das Wort von Curtius darauf an: una manu orientem, altera occidentem tangit.

ein katholiſcher geweſen, jener von Öſtreich verjagte Churfürſt Max Emanuel von Baiern. Noch in Paris ſagte er dem preußiſchen Geſandten, er freue ſich, daß es unter den Fürſten des Reiches wenigſtens Einen gebe, der ſelbſtändig zu ſein die Mittel anwende: er hoffe, das ſolle Allen und beſonders auch ihm zu Gute kommen.[1]

Die Zeit mußte nun lehren, wie ſich dieſe norddeutſche Selbſtändigkeit ſowohl zu Kaiſer und Reich als zu den europäiſchen Mächten verhalten, ob ſie ſtark genug ſein würde, unter den Streitigkeiten derſelben, in den täglich auftauchenden Fragen eine ihrem Weſen entſprechende Politik zu ergreifen und zu behaupten, und lebenskräftig genug, ſich auf eine den Forderungen des menſchlichen Daſeins gemäße Weiſe in ſich ſelbſt zu entwickeln.

Einiges war geſchehen; Größeres ſtand noch bevor.

1. qu'il souhaitoit fort l'amitié du roi de Prusse voyant avec plaisir un prince dans l'empire qui avoit reglé ses affaires sur un pied, à pouvoir soutenir au besoin les priviléges et prérogatives dudit empire qu'il pouvoit peut-être un jour survenir des conjonctures à devoir prendre des mesures ensemble.

Zweites Buch.

Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelm's I. von 1725 bis 1732. Jugendjahre Friedrichs II.

Wenn wir, in Betrachtung des eigenthümlichen Wachsthums des brandenburgisch-preußischen Staates begriffen, bisher vermeiden konnten, auf die allgemeinen Verwickelungen der europäischen Dinge ausführlich einzugehen, so wird das nun nothwendig, da diese allmählig die Umstände herbeiführten, unter denen Preußen, was der vornehmste Gegenstand dieser Geschichte ist, sich zum Range einer europäischen Macht erhoben hat. Es gehört schon etwas dazu, bis das besondere Dasein, das auch die Staaten haben, auf die Stufe gelangt, wo es abstoßend oder anziehend oder eingreifend sich dem Fremden ebenbürtig und gleichberechtigt erweist, sich auf seinem Wege Raum macht in der Welt.

Das frühere System der europäischen Staaten hatte sich aber am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schon wesentlich umgestaltet; sie hatten naturgemäßere einfachere Stellungen gewonnen.

Früher beruhte alles auf dem Gegensatz und fortgehenden Kampfe zwischen Frankreich und dem spanisch-östreichischen Hause; geendet war derselbe noch keineswegs, doch hatte es damit eine andere Bewandtniß als bisher.

Wenn man sich erinnert, welche umfassende Folgen die Verbindung von Östreich und Spanien, die Stiftung und Behauptung derselben, ihr Zusammengreifen mit den religiösen Zerwürfnissen gehabt hat, so erkennt man auch, welche Bedeutung für die allgemeinen Dinge und für die beiden Mächte selber darin lag, daß sie aufgelöst wurde. Östreich kehrte seitdem zu den ursprünglichen Richtungen seiner landschaftlichen Politik zurück. Es beruhte hauptsächlich auf der Vereinigung der deutschen Erzherzogthümer mit Böhmen und Ungarn, die seit dem dreizehnten Jahrhundert oft versucht, im siebzehnten durchgeführt worden war: diese Stellung ward nun durch die Erwerbung einiger oberitalienischen Gebiete, an welche sich zunächst auch entferntere anschlossen, geographisch befestigt. Die ganze Epoche der burgundischen Familie hatte gedient, eine Territorialmacht im südöstlichen Europa zu begründen. Dazu hatten die Beisteuern aus den südamerikanischen Bergwerken zuweilen beitragen müssen: jetzt konnte man ihrer eher entbehren.

So bildete nun auch Spanien mit seinen Colonien eine Welt für sich; es war von der größten Rückwirkung, daß es die Niederlande nicht mehr besaß, durch die es bisher mit den nordischen und westlichen, auch den deutschen Staaten in unmittelbare Verbindung gesetzt worden. Zugleich aber trat die Frage ein, ob es nicht fortan von Frankreich allzu abhängig sein werde. Die französischen Bevollmächtigten an den Friedenscongressen hatten kein

Hehl, daß die Herren Spanier den Wünſchen von Frankreich zuvorzukommen verpflichtet ſeien.

Ohne Zweifel wuchs der franzöſiſchen Monarchie durch die Errichtung eines zweiten bourboniſchen Thrones ein verſtärktes Anſehen in dem ſüdlichen Europa zu; man weiß jedoch, daß dies Reſultat nicht ſowohl in Folge ihrer Überlegenheit in Krieg und Waffen erreicht worden, als durch eine unvorhergeſehene Verflechtung der Dinge. Wenn man die frühere und die damalige Lage vergleicht, ſo nimmt man wahr, daß Frankreich bei aller ſeiner Macht doch den Einfluß bei weitem nicht mehr genoß, den es in den blühenden Zeiten Ludwigs XIV. ausgeübt hatte.

Kein Stuart, des franzöſiſchen Geldes oder der franzöſiſchen Mitwirkung bei religiöſen Abſichten bedürftig, ſaß mehr auf dem engliſchen Throne. Die Staatsveränderung von 1688, das dadurch begründete Übergewicht der proteſtantiſchen Ariſtokratie und des parliamentariſchen Regimentes wurden durch das Haus Hannover feſtgehalten, das demſelben damals noch die Krone verdankte. Eigentlich war Alles im Gegenſatz gegen Frankreich geſchehen, mit dem man nun dort nach Befinden auch in Freundſchaft und Bund ſtehen konnte, ohne für das Innere von ihm fürchten zu müſſen.

Im öſtlichen Europa hatte Schweden, bei dem es faſt herkömmlich war, im Einverſtändniß mit Frankreich das Schwert zu ziehen, ſeine Furchtbarkeit großentheils verloren. Dagegen kam Rußland empor, welches ſeine

eingebornen altſlaviſchen Kräfte unter dem Anhauch germaniſcher Cultur zu einer Macht ausbildete, die nur von ſich ſelber Rath nahm.

Die Aufſtellung der vier Mächte, Öſtreich, Frankreich, England, Rußland, in den unumſtößlichen noch nicht ganz vollendeten, aber doch ſchon ſehr beſtimmten Grundzügen ihrer Verhältniſſe iſt ein Werk der beiden großen Kriege im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Zwiſchen ihnen erhob ſich, aus der Mitte der deutſchen Territorien, die ihren politiſchen Antrieb ſo oft von Frankreich erhalten, eben damals der brandenburgiſch-preußiſche Staat, mit unendlich geringeren Kräften, aber allmählig zu dem Beſtreben erſtarkt, ebenfalls nur Geſichtspuncte wahrzunehmen, welche ſeiner eigenen Natur, ſeinem Selbſt entſprachen.

Es wäre an ſich der Mühe werth, die erſten Verſuche, die in der neuen Geſtalt der Dinge hiezu gemacht wurden, zu betrachten, wiewohl ſie noch von zweifelhafter Natur ſind, mehr ein Übergang, wo das allmählige Ergreifen einer Stellung nicht ohne den Beigeſchmack von Wankelmuth erſchien; aber es iſt auch deshalb nothwendig, weil damit die Verhältniſſe eintraten, an denen ſich die großen Geſchicke von Preußen entwickeln ſollten.

Folgen wir, ohne Ungeduld, dem Faden der Begebenheiten, wodurch dieſe vorbereitet wurden.

Verträge zu Wien 1725.

Noch war die Ruhe von Europa keineswegs befestigt; noch oft geschahen Versuche, das Ebeneingerichtete wieder zu erschüttern; überdies aber traten auch unvermeidliche Fragen ein, in Folge eines jenseit des menschlichen Willens liegenden Verhängnisses.

Das wichtigste ist, daß sich bei einem der vier großen Staaten, bei Östreich, noch ehe es sich mit den übrigen vollständig auseinandergesetzt und seinen Feinden nach allen Seiten geschlossen, Zweifel über sein künftiges Bestehen regten.

Nachdem Joseph I. ohne männliche Erben gestorben, und Carl VI. ein paar Jahre in unfruchtbarer Ehe zugebracht, fing man in Wien an zu fürchten, daß der deutschen Linie des Hauses Habsburg in kurzem dasselbe Schicksal bevorstehe, was die spanische betroffen.[1] Die Siege, die man gegen die Türken erfocht, machten die östreichischen Staatsmänner traurig, wenn sie bedachten, daß der Staat vielleicht so sterblich sei, wie der Kaiser, daß beim Tode desselben eine Auflösung der Monarchie zu erwarten sei. „Wozu dieses Blutvergießen, dieses Län-

1. Prinz Eugen erzählt (Schriften IV, 84) daß Graf Wratislav oft sagte: Gott gebe uns einen Prinzen, sonst ist an nichts anderes zu denken, als daß die östreichischen Erbländer Spolia gentium werden.

dererwerben und Länderverwüsten," hören wir einen von ihnen fragen, „bei solcher Aussicht?"

Wie man bemerkt hat, daß die ganze diplomatische Geschichte der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von der Erwartung der Thronerledigung in Spanien und den daran sich knüpfenden Entwürfen bestimmt ward, so haben die Bewegungen über die Erbfolge in Östreich mehrere Jahrzehente vor dem Tode Carls VI. ihren Anfang genommen: die diplomatischen Verhandlungen wurden nunmehr von dieser Erwartung beherrscht, wie früher von jener.

Die gesammte Thätigkeit der östreichischen Politik im Innern und nach außen hatte den Zweck, der Gefahr des Zerfallens zuvorzukommen.

Der erste Mann, der ernstlich daran gedacht hat, ist, so viel wir wissen, der Graf Sinzendorf, damals Reichshofraths-Vicepräsident, gewesen. Vornehmlich auf dessen Antrieb geschah es, daß der Kaiser am 19. April 1713[1] in einer feierlichen Versammluug seines geheimen Rathes ein Hausgesetz verkündigen ließ, kraft dessen die auf ihn gestammten Erbkönigreiche und Lande nach seinem Tode sämmtlich und ungetheilt an seine männlichen Nachkommen, wenn er aber deren nicht habe, an seine Töchter

1. Die Einwendungen des alten Wandersmannes (Anemonen II, 121) gegen die Richtigkeit des Datums heben sich, da die Ausdrücke, an denen er Anstoß nimmt, in dem ursprünglichen Texte, wie er auch bei Ohlenschlager: Geschichte des Interregni I, 12 steht, nicht vorkommen, sondern erst in den späteren Transactionen erscheinen.

und in deren Ermangelung an die Erzherzoginnen, Töchter seines verstorbenen Bruders, gelangen sollten, allemal jedoch, wie nachdrücklich wiederholt wird, ungetheilt und nach dem Rechte der Erstgeburt. Es war zur Zeit einer in Wien herrschenden Pest, wo man täglich rings um sich her unerwartete Todesfälle erlebte, daß der Kaiser diese Erbfolgeordnung bekannt machte, der man den schon von den altrömischen Kaisern gebrauchten, am spanischen Hofe fortgepflanzten Titel pragmatische Sanction gab.

Eine bestimmte Bedeutung bekam dieselbe aber erst dadurch, daß dem Kaiser, nach dem frühen Absterben eines jungen Sohnes nur noch Töchter geboren wurden — die älteste Maria Theresia, 13. Mai 1717, welcher die Erbfolgeordnung zu gute kommen mußte, wofern sie die Beistimmung, die ihr unentbehrlich war, gewann.

Besonders Prinz Eugen von Savoyen und Graf Sinzendorf waren überzeugt, daß man zur Erlangung derselben keine Zeit verlieren dürfe. Wohl möglich, daß Gott den Kaiser noch mit einem männlichen Erben segne, aber dies überhebe seine Minister nicht der Pflicht für den entgegengesetzten Fall zu sorgen; man müsse sich nur der Drangsale erinnern, in welche nicht allein Spanien, sondern auch andere Länder, z. B. Schweden, durch Mangel einer anerkannten Erbfolgeordnung gerathen seien.[1]

In den Niederlanden, die damals dem Hause Habs-

1. Memoire Eugens (3. Jan. 1719) in d. Schrift. Eugens V, 55.

burg aus der ſpaniſchen Erbſchaft zugefallen waren, und in den öſtreichiſchen Erzherzogthümern hatte es keine Schwierigkeit, die Stände dazu zu bewegen: nach einigem Zögern verſtand ſich auch Ungarn, das Erbrecht der Krone auf das weibliche Geſchlecht auszudehnen und die Satzung anzunehmen, nach welcher dieſes Königreich mit den übrigen Ländern des Kaiſers unzertrennlich verbunden bleiben ſollte; ein Anſtand erhob ſich jedoch bei Böhmen.

Nicht als ob die Stände Bedenken getragen hätten, den Wünſchen des Hofes entgegenzukommen; aber Böhmen war nicht allein eine Krone, ſondern zugleich ein Churfürſtenthum des deutſchen Reiches, und ein ſolches einer Frau zu übertragen, lief gegen die alten Reichsgeſetze und das unvordenkliche Herkommen.

Sehr merkwürdig, wie ſich Prinz Eugen darüber äußert. Er giebt zu, daß es nicht der hohen Staatsrechtslehre, der „ſtrengen Obſervanz" entſpreche, aber es habe die geſunde Vernunft für ſich. Da die Erbtochter ohne allen Zweifel zum Beſitz der Krone, welches die Hauptſache, befähigt ſei, ſo könne ihr die Nebenſache, die damit verbundene Churwürde, nicht ſtreitig gemacht werden; „die geprieſenen Reichsgrundgeſetze ſeien der Staatsraiſon, dem Rechte der europäiſchen Convenienz und dem Zufall der Staatenveränderungen unterworfen."[1]

Nicht für die Böhmen war dies geſagt, ſondern für

1. Note des Prinzen Eugen 24. Jan. 1724. Schriften VI, 34. Vgl. V 56.

die Churfürsten und das Reich; aus der Lage der europäischen Angelegenheiten leitete der treffliche Kriegsmann und Minister die Nothwendigkeit her, sich einer Politik anzuschließen. Die goldene Bulle sollte vor dem europäischen Gleichgewicht, für welches die Macht von Östreich unentbehrlich sei, zurückweichen.

Darauf kam es nun vor Allem an, ob diese Ansicht allgemein geltend gemacht, durch Verträge befestigt werden könnte. Denn sonst ließ sich nicht erwarten, daß die Mächte und Familien, welche Ansprüche an die Erbschaft erheben konnten, vor einem so neuen Hausgesetz zurücktreten würden. So sehr Eugen auch davon überzeugt war, daß mit Verträgen die Sache nicht auszumachen sei, denn noch habe es nie einen Vertrag in der Welt gegeben, der für unumstößlich gehalten oder nur nach seinem wahren Sinne ausgeführt worden wäre, so hielt er doch dafür, daß bei jedem mit einem fremden Staate abzuschließenden Tractate die Anerkennung der pragmatischen Sanction zur Verbindlichkeit gemacht werden müsse, um im Falle eines Angriffs sich wenigstens in völkerrechtlicher Form darauf beziehen zu können.

Man kann fragen, ob es bei dieser Ansicht nicht besser gewesen wäre, auf den diplomatischen Weg Verzicht zu leisten und sich gegen mögliche Angriffe nur durch eine Erhöhung der innern Streitkraft zu sichern; aber so entschiedene Gedanken können von einem Minister nicht durchgeführt werden; auf Friedensschlüssen und Staats-

verträgen, wenn ſie auch oft verletzt wurden, beruhte nun einmal der öffentliche Zuſtand von Europa; er ſchien ſogar noch mehr darauf zu beruhen, als es vielleicht der Fall war, da die innere Stärke und das gegenſeitige Verhältniß der Staaten doch die Hauptſache ausmachte.

Die erſte, der Rede werthe Abkunft in dieſem Sinne, die jedoch weit über die Erhaltung des Gleichgewichts hinausging, ward von einer Dynaſtie angeboten, von der man es am wenigſten erwartete, der in Spanien herrſchenden Linie des Hauſes Bourbon, die bisher im heftigſten Kampfe mit Öſtreich gelegen und ihren Frieden noch nicht geſchloſſen hatte.

Man weiß, daß das vornehmſte Motiv hiezu nicht gerade, wie einſt geſagt worden, in der Beleidigung lag, welche der ſpaniſche Hof von dem franzöſiſchen erfuhr, indem der junge König Ludwig XV die Infantin, mit der er verlobt war, zurückſchickte und es vorzog, ſich mit der Tochter Stanislaus Lescinskis zu vermählen; es gab andere minder perſönliche, aus den Intereſſen der beiden Reiche hervorgehende Beweggründe dafür.

Spanien fand die mercantile Überlegenheit, welche England ſowohl in Indien als in Europa ausübte, unerträglich und wünſchte vor allem Gibraltar und Minorca wiederzuerobern.

Eben ſo war auch Carl VI. nicht gemeint, ſich die Handelsherrſchaft der beiden Seemächte gefallen zu laſſen. Wenn dieſer Fürſt jemals für irgend eine Sache eine

lebhafte Vorliebe gehegt hat, ſo war es die für Commerz und Seeweſen [1]; man konnte durch kühne und einigermaßen ſcheinbare Entwürfe in dieſer Beziehung ſein Glück bei ihm machen. Für die öſtreichiſchen Länder iſt dieſe Geſinnung keineswegs ohne Folgen geblieben; das Emporkommen von Trieſt darf ihr größtentheils zugeſchrieben werden. Aber ſeine Entwürfe reichten noch viel weiter. Auch in den Niederlanden, zu Oſtende, hatte er eine Geſellſchaft von Kaufleuten begründet und mit Privilegien verſehen, von der er ſich eine Belebung des belgiſchen Handels verſprach. In dem befreundeten Liſſabon ſollten ſich die öſtreichiſchen Segel von Trieſt und von Oſtende begegnen. Man hat damals wirklich kaiſerliche Schiffe in den oſtindiſchen Gewäſſern erſcheinen ſehen.

Dieſe Regungen wahrnehmend, faßte ein in den Geſchichten jener Jahre vielgenannter Mann, Ripperda, ein geborner Holländer, der in ſpaniſchen Dienſten emporgekommen, den Gedanken, eine neue Vereinigung zwiſchen Spanien und Öſtreich zu ſtiften; verbunden würden ſie unerſchöpflich an Hülfsquellen und unüberwindlich an Kräften ſein und ihrer Feinde ſich leicht erwehren. Er ſelbſt wurde im November 1724 nach Wien geſandt, um, was er vorgeſchlagen, auch ſelber zu Stande zu bringen.

1. Foscarini storia arcana im Archivio storico italiano S. V. S. 83 ſpricht von der „strana passione avuta da S. M. nei commerci ed in ogni altra industria il cui fine sia generare ricchezza"; von einer „inclinatione per cui rendeva si disposto a secundare leggermente ogni vano promettitore di ideali profitti."

Und damit gelang es ihm nun über Erwarten.

Vor allen Dingen ward ein Friede geſchloſſen, in welchem jeder Theil auf die Beſitzungen des andern Verzicht leiſtete und Spanien das neue öſtreichiſche Hausgeſetz, wodurch die Erbfolge auch auf die weibliche Linie ausgedehnt wurde, als im Sinne der Altvordern geſchloſſen und von der allgemeinen Stimme willkommen geheißen ausdrücklich gewährleiſtete. [1]

Dann wurde eine weitere zwiefache Abkunft getroffen, worin einerſeits Spanien die oſtendiſche Compagnie anerkannte, die öſtreichiſchen Unterthanen den meiſtbegünſtigten Fremden in ihren Häfen gleichſtellte, ſie in ſeinen Schutz zu nehmen verſprach, dieſſeit und jenſeit der Linie; andererſeits der Kaiſer ſeine guten Dienſte zuſagte, um England zur Herausgabe von Gibraltar und Mahon zu bewegen. [2]

Allein auch dieſes Eingehen in die eigenſten gegenſeitigen Intereſſen genügte der plötzlich aufſteigenden Neigung zu einer Allianz noch nicht.

Gleich in ſeiner erſten Inſtruction hatte Philipp V. den Geſandten beauftragt, mit der ſtolzeſten Emphaſe katholiſcher Rechtgläubigkeit, einen Bund der beiden Monarchien gegen Türken und Proteſtanten und vor allem

1. Pax inter carolum VI. et Philippum V. Viennae 30 Aprilis 1725. Art. VII bei Du Mont VIII, II, 108.

2. Foedus inter sacram caesaream et catholicam Majestatem et sacram catholicam Majestatem d. 30. April ibid. 113. Traité de navigation et de commerce — — — fait a Vienne le 1. Mai ibid. p. 114.

die genaueſte Familienverbindung zu Stande zu bringen. Es liegt am Tage, daß von dieſer Hoffnung und Ausſicht die ganze Unterhandlung innerlich belebt wurde. Nach einiger Zeit gelang es Ripperda, einen Tractat abzuſchließen, der jedem Wunſche des ſpaniſchen Hofes genügte.

Von jeher iſt zwiſchen den Mächten und in der Literatur von dieſen Verabredungen viel die Rede geweſen; erſt über ein Jahrhundert nach ihrem Abſchluß, in unſern Tagen, ſind ſie bekannt geworden.

Alles beruht darauf, daß der Kaiſer, wiewohl nicht ohne einen merkwürdigen Vorbehalt, ſich geneigt erklärte, ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia, deren Anrecht an die große öſtreichiſche Erbſchaft eben feſtgeſetzt worden, mit dem ſpaniſchen Infanten Don Carlos, dem älteſten Sohn der Königin von Spanien, zu vermählen. Ripperda hat behauptet, die Abſicht des kaiſerlichen Hofes ſei Anfangs mehr auf den Prinzen von Aſturien, Don Ferdinand, gegangen; er, der Geſandte, habe die Wahl auf Don Carlos gerichtet. Auch erkannte man wirklich in dem Vertrag die Nothwendigkeit an, die drei Mächte, Frankreich, Spanien und den Kaiſer getrennt zu erhalten; man machte ausdrückliche Stipulationen, um Vermählungen aus der kaiſerlichen und der ſpaniſchen Familie mit der franzöſiſchen

1. Alejandro de Cantillo: tratados de paz desde el anno de 1700 que han hecho los monarcas españoles de la casa de Borbon. Madrid 1843. Tratado muy secreto de amistad y alianza ibid. S. 231. Art. 2, 8.

zu verhindern. Dagegen würde Don Carlos, dem man die Nachfolge in Toskana, Parma und Piacenza zuſicherte, durch ſeine Vermählung mit der Erbtochter von Öſtreich dieſe Länder der öſtreichiſchen Monarchie hinzugefügt haben, die damals auch Neapel und Sicilien umfaßte. Was man in Spanien wünſchte, daß Don Carlos alsdann zum Römiſchen König gewählt würde, iſt in dem Tractat nicht ausdrücklich enthalten, aber am Tage liegt, daß es dahin kommen ſollte. Philipp V. verſprach, bei dieſer Wahl ſeine Dienſte und ſeine Macht anzuwenden, um die kaiſerliche Krone bei dem öſtreichiſchen Stamme und Hauſe — das dann ſein eigenes geweſen ſein würde — zu behaupten. Sollte hierüber ein Krieg, wie zu erwarten, gegen Franzoſen und Engländer ausbrechen, ſo ſetzte man ſich vor, den erſten alle Eroberungen, die ſie über das Haus Öſtreich und Spanien gemacht, ſogar Burgund, wieder abzunehmen, auch Lothringen in den Stand herzuſtellen, in welchem es 1633 geweſen war, den letztern aber Gibraltar und Minorca mit Gewalt der Waffen zu entreißen. Es war ein Vertrag nach dem Muſter derer, die früher zwiſchen den beiden habsburgiſchen Linien getroffen worden; gegen Franzoſen und Türken und, wenn etwa der Religion wegen innerhalb oder außerhalb des Reiches Krieg ausbrechen ſollte, auch gegen die Proteſtanten wollten ſie gemeinſchaftliche Sache machen.[1]

1. Wie es in der Inſtruction heißt: Alianza defensiva et ofensiva contra el turco y los principes protestantes.

So lautet der Vertrag; es ſchien darauf abgeſehen, das alte ſpaniſch-öſtreichiſche Übergewicht wiederherzuſtellen. Bei alle dem möchte man beinahe zweifeln, ob es dem Wiener Hofe rechter Ernſt damit geweſen iſt, ob er nicht blos dem ſtürmiſchen Verlangen der Spanier nachgegeben hat. Großes Bedenken erregt der berührte Vorbehalt. Die Vermählung der älteſten Erzherzogin iſt nur dann unzweifelhaft, wenn der Kaiſer vorher ſtirbt, ehe ſie zu reifen Jahren gelangt; unbedingt iſt allein die Vermählung zweier Erzherzoginnen (noch lebten ihrer drei) in das ſpaniſche Haus. Aus den Äußerungen Eugens ſollte man ſchließen, dem Hofe habe eigentlich nur an der Garantie der pragmatiſchen Sanction gelegen. Anders aber war dieſe nicht zu erlangen, als wenn man der Königin von Spanien große und glänzende Ausſichten eröffnete. Der Vertrag, wie er zu Stande kam, gewährte nicht alles, was ſie wünſchte, und bot doch unendliche Vortheile dar. Wenn Öſtreich noch einmal über die indiſchen Schätze verfügte, ſo konnte es auch wieder wagen, gegen die übrigen europäiſchen Mächte eine drohende Haltung zu nehmen.

Nun verſteht es ſich wohl, daß ſchon die Annäherung der beiden bisher feindlichen Mächte und ihr Friedensſchluß, noch mehr einzelne der von ihnen getroffenen Verabredungen, welche bekannt wurden, am meiſten aber die Tendenz, die man errieth, noch ehe ſie ſich vollſtändig entwickelt hatte, eine allgemeine Bewegung in Europa erregen mußte.

Frankreich faßte die östreichische Succession eben so wohl ins Auge, wie einst die spanische, und wollte keine einseitige Festsetzung darüber dulden, am wenigsten eine solche, von der es feindselig berührt zu werden fürchtete.

Die beiden Seemächte hatten schon längst gegen die Errichtung der ostendischen Handelscompagnie Widerspruch erhoben; Holland namentlich einen Artikel des westphälischen Friedens dagegen angerufen. Dieser Gesellschaft wurden nun aber Privilegien bewilligt, durch welche sie Vortheile über jede Mitbewerbung erhielt[1]; mit bewaffneter Macht sollte sie aufrecht erhalten werden.

Indem nun schon hierüber die englische Nation in Aufregung gerieth und sich in Schmähreden gegen den Kaiser erging, der, nachdem er durch englische Aufopferungen in seinen italienischen Ländern behauptet worden, nun zum Danke dafür England mit dem Verluste seines Handels bedrohe — hörte man noch von den verborgenen Absichten eines geheimen Bundes. So weit diese auch reichten, so wiederholte sich doch, was zu geschehen pflegt:

1. In dem zweiten Artikel des traité de navigation wird den östreichischen Schiffen erlaubt, überall, also auch in Amerika, zu kaufen à prix raisonnable toutes les choses dont ils auront besoin, soit pour leur necessaire soit pour la reparation des navires ou autrement: da nun nur für Ostindien die Einschränkung gemacht ward, daß sie da keinen Handel treiben sollten, so schloß man daraus, daß ihnen der Handel in Amerika erlaubt sei; Oberst Blader behauptete im englischen Parliament, darin liege a permission to vend their merchandizes for ready money, so that it was manifest that the subjects of the Austrian Lowcountries were allowed more extensive privileges, than ever had been granted to any nation, was gegen alle Verträge laufe. Parliam. history VIII, 506.

die Vermuthungen überstiegen das, was beschlossen war. Man brachte einen Artikel zum Vorschein, nach welchem sich die beiden Höfe vereinigt haben sollten, eine Restauration zu Gunsten des Prätendenten in England zu versuchen[1]. Das hätte eben noch dazu gehört, um alles rückgängig zu machen, was in den letzten hundert Jahren geschehen war.

Und auch der Norden schien in die allgemeine Feindseligkeit verwickelt werden zu müssen. Schweden und Rußland hatten in einem geheimen Artikel des Vertrages von Stockholm ausgemacht, dem Herzog von Holstein-Gottorp wieder zu dem Gebiete zu helfen, das ihm in dem letzten Kriege von Dänemark entrissen und dieser Macht von England garantirt worden war. Kaiser Carl VI. zeigte sich sehr geneigt, dazu beizutragen, wofern Rußland an seinem Bunde mit Spanien Antheil nehme. Die Verträge darüber sind erst später zu Stande gekommen, doch findet sich in den Aufzeichnungen über Czaar Peter I., daß sich derselbe schon am 7. Januar 1725 mit seinem Beitritt zu der Verbindung zwischen Spanien und Östreich, die also damals schon eine gewisse Haltbarkeit gewonnen haben mußte, beschäftigt habe.

Es schien, als sollte von der Meerenge von Gibraltar bis nach Kronstadt der kaum beendigte Kampf wieder in neuen Flammen auflodern.

1. Coxe hat ihn in den Memoirs of Horatio Lord Walpole 1820 I p. 252 mitgetheilt.

Vertrag von Hannover.

Ein Zustand der allgemeinen Angelegenheiten, der für den eben aufkommenden preußischen Staat, der beide Systeme berührte, aber keinem angehörte, mit allen benachbarten Mächten in engen Beziehungen stand, ohne doch ihre Politik zu theilen, eine ganz besondere Schwierigkeit der Behandlung darbot.

Noch konnte Preußen nicht daran denken, sich den vier andern Mächten als eine fünfte an die Seite zu stellen, aber so viel Kraft hatte es doch entwickelt, daß in allgemeinen und deutschen Angelegenheiten nichts geschehen konnte, woran es nicht lebendig Theil genommen hätte: man mußte nun sehen, ob es bei dem drohenden Herannahen eines allgemeinen Zusammenstoßes eine Politik beobachten würde, ihm selber angemessen und dem europäischen Gemeinwesen förderlich.

Die meisten der zunächst obschwebenden besonderen Streitigkeiten lagen ihm ferne. Welche Privilegien die Handelsgesellschaft von Ostende in den amerikanischen Provinzen genieße, wer seine Fahne in Gibraltar wehen lasse, kümmerte den König von Preußen wenig, der nicht für seinen Beruf hielt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; es berührte ihn selbst nicht unmittelbar, welche von den beiden Linien des Hauses Oldenburg in den holsteingottorpischen Landen regiere.

So wie man sich aber von diesen Streitpuncten in

das Gebiet der allgemeinen Politik erhob, wurden die Fragen auch für Preußen von unmittelbarer und dringender Wichtigkeit.

Sein Daſein hatte eine ſeiner Grundlagen in dem europäiſchen Gleichgewicht; einer überwiegenden Macht würde es leicht zum Opfer gefallen ſein.

Keine Frage, daß eine Vereinigung zwiſchen Spanien und Öſtreich, wie die, mit der man umging, für Preußen gefährlich war, ihm aus religiöſen ſo wie aus politiſchen Rückſichten widerwärtig ſein mußte.

Alle die letzten Jahre daher hatten die religiöſen Gegenſätze das deutſche Reich gewaltig aufgeregt. Die Beſtätigung der Ryswiker, dem Proteſtantismus ſo überaus ungünſtigen Clauſel im Badenſchen Frieden, die heftig hervorbrechende Bekehrungsſucht einer beſchränkten und fanatiſchen Prieſterſchaft und einiger von ihr mißleiteten Fürſten regten den evangeliſchen Theil fortwährend auf. Welch einen Eindruck brachte es hervor, als man eben beim zweihundertjährigen Jubelfeſt der Reformation erfahren mußte, daß auch der Churprinz von Sachſen, auf deſſen Standhaftigkeit man immer noch baute, dem Beiſpiel ſeines Vaters gefolgt und zum Katholicismus übergetreten ſei. Da er ſich zugleich mit einer Nichte des Kaiſers, einer joſephiniſchen Erzherzogin, vermählte, ſo ſchrieb man dieſem den Übertritt zu. Man hat demſelben einmal das treffende Wort geſagt, auf ſolche Weiſe wäre es eben ſo gut, wenn man den Papſt zum Kaiſer habe.

Carl VI. schien wenigstens eine Zeit lang zu vergessen, daß ein Kaiser beiden Theilen angehören müsse. Wie bedenklich wurde aber dann eine so enge Vereinigung desselben mit Spanien, das die Protestanten in Eine Reihe mit den Ungläubigen setzte.

Und auch in den politischen Angelegenheiten beklagte sich der König von Preußen, die ganze Zeit seiner Regierung über ohne Rücksicht, ja mit Feindseligkeit behandelt zu sein: — man höre ihn bei den Reichsgerichten nicht lange, man verurtheile ihn gleich.[1] Der Kaiser hatte nacheinander die Allodialerben von Limpurg, den Abt von Werden, das Stift Quedlinburg gegen den König in Schutz genommen: wegen des letztern sogar einige Nachbarn mit der Ausführung seiner Verfügungen beauftragt.[2]

Und so konnte Friedrich Wilhelm wohl nicht sehr kaiserlich gesinnt sein, als jene großen Irrungen ausbrachen.

Er hatte auch sonst noch mancherlei Anlaß, den Gegnern des Kaisers, die sich an ihn wandten, namentlich dem englischen Hofe sein Ohr zu leihen.

1. Die Methode so der Kf. Hof dabei gebrauchet ist diese, „daß alle jura dieses Hauses, auch gantze Provinzien und Lande, die gleichwohl unsere Vorfahren besessen und in deren Possession wir uns auch befinden, uns streitig und zweifelhaft gemacht, andre Stände im Reich, die Verwandten unsers Hauses selbst und unsre eigne Unterthanen selbst solche jura zu impugniren und deshalb bei dem Kaiser zu beklagen angehetzet, ja gar, welches fast unerhört, durch den Reichsfiscal dazu gezwungen werden."

2. „Weil man zu Wien die Maxime hat, daß man uns auf alle Weise klein machen müsse, daß, wenn wir schon in einer Sache recht hätten, die raison d'etat nicht zuließe, uns damit aufkommen zu lassen." Beschwerden vom Januar 1725.

So oft Georg I. von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne. Zuweilen kam er nach Berlin, um die anwachsende Familie seiner Enkel zu sehen; öfter gingen König und Königin von Preußen nach Hannover oder nach jenem Jagdbezirk an den Grenzen der Altmark, wo große Eichen- und Buchenwaldungen die alten Confinien zwischen der sächsischen und der wendischen Nation bezeichnen, der Ghörde. Im Sommer 1725 war nun König Georg I., begleitet von dem englischen Minister Lord Townshend, einem Manne, der Feuer und Kühnheit mit Erfahrung und Gründlichkeit in den Geschäften verband, herübergekommen; Friedrich Wilhelm und Sophie Dorothea besuchten ihn; besonders in den Gärten von Herrenhausen, die damals für die schönsten der Welt erklärt worden sind, war man beisammen.

Der englischen Politik kam es nun besonders zu Statten, daß die Königin von Preußen eine neue Verbindung beider Familien zu Stande zu bringen wünschte. Oft mag davon früher im Gespräch die Rede gewesen sein; festgesetzt war noch nichts darüber.[1] Von ihrem Vater auf das zärtlichste aufgenommen, hoffte die Königin jetzt

1. Es ist ein Irrthum der Prinzessin Friederike Wilhelmine, wenn sie angiebt, daß schon zwei Jahre früher in einem zu Charlottenburg geschlossenen Vertrage über ihre Vermählung mit dem präsumtiven Thronerben von England ein Abkommen getroffen worden sei. Dieser Vertrag enthält, auch in seinen geheimen Artikeln, kein Wort davon.

ein festes Versprechen zu erlangen. Lord Townshend spricht in einem seiner Schreiben die Meinung aus, daß es damit keine Schwierigkeit haben werde.

Zugleich brachte Townshend nun aber auch die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache. Friedrich Wilhelm liebte eigentlich diese Art der Geschäftsführung nicht. Feurig und ungestüm, wie er war, hat er öfter zu bereuen gehabt, in persönlichem Verkehr zu weit herausgegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben; dagegen hat er auch ein ander Mal zu viel nachgegeben und sich mehr, als er später billigte, abgewinnen lassen. Was man aber von sich fürchtet, das ist man eben darum auch wieder in Gefahr zu thun: auch diesmal trat er persönlich in Unterhandlungen: Lord Townshend wußte seine ganze Seele zu bewegen. Die Ereignisse in Thorn, wo ein Tumult, der bei einer Jesuitenprocession entstanden, von den Polen auf eine Art geahndet wurde, welche den durch die Friedensschlüsse anerkannten Gerechtsamen der Protestanten entgegenlief, erweckte sein evangelisches Mitgefühl. Die Verbindung des Kaisers mit Spanien schien eine allgemeine Gefahr einzuschließen.

Lord Townshend stellte vor, daß eine entgegengesetzte Verbindung europäischer Mächte nothwendig sei.

Doch würde er damit noch immer nicht durchgedrungen sein, hätte er nicht Unterstützung in einer Angelegenheit hoffen lassen, welche jetzt fast den vornehmsten Gegenstand der preußischen Politik ausmachte; in der wieder auflebenden Streitsache der jülichschen Erbschaft.

Nur zusammen wirken diese Interessen: man muß uns erlauben, das eine nach dem andern vorzutragen.

Als sich einst Churfürst Friedrich Wilhelm entschloß, auf die eine Hälfte dieser Erbschaft Verzicht zu leisten, zufrieden mit dem wirklichen Besitze der andern, behielt er sich den Anfall jener beim Abgang des Hauses Neuburg bevor. Eine Aussicht, damals in weiter Ferne, da der Pfalzgraf Philipp, mit dem der Churfürst sein Abkommen traf, von acht blühenden Söhnen umgeben war. Nun geschah aber, daß von diesen Söhnen einige in den geistlichen Stand traten, andere, obwohl weltlich, doch unvermählt blieben, die aber, welche sich verheiratheten, entweder nur weibliche Nachkommenschaft hatten oder gar keine. Der letzte von ihnen, Carl Philipp, nunmehr Churfürst von der Pfalz, einer von den Fürsten, die sich damals durch religiöse Verfolgungen einen widerwärtigen Namen machten, hatte nur zwei Töchter, und man sah das Aussterben des Mannsstammes dieser Linie mit Sicherheit voraus. Churfürst Carl Philipp wünschte nichts mehr, als die Erbfolge in den jülichschen Landen seinem Eidam, Pfalzgrafen von Sulzbach, zuzuwenden, und dieser schien die Gunst des kaiserlichen Hofes zu besitzen; allein der König von Preußen war nicht gemeint, ein Recht, das er für ganz unzweifelhaft erachtete, sich nehmen zu lassen. Was England anbetrifft, so hatte dies schon in einem Vertrag, der 1723 zu Charlottenburg geschlossen worden ist — in welchem die älteren Tractate erneuert und die

Staaten und Besitzthümer nicht allein, sondern auch Rechte und Prärogative beider Theile gegenseitig gewährleistet worden — auch die preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg ausdrücklich anerkannt. In einem geheimen Artikel hatte Georg versprochen, wenn der männliche Stamm des Hauses Neuburg abgehe, die gerechten Ansprüche des Königs von Preußen auf die Erbschaft zu begünstigen und nicht zu dulden, daß demselben Unrecht geschehe. Die Wiederholung des Wortes Recht soll wohl keine Beschränkung enthalten, sondern den Grund eindringlicher hervorheben. Auch auf die Theilnahme der damaligen besten Verbündeten von England, der Franzosen, deren Zustimmung bei Landschaften, so nahe an ihren Grenzen, eine entscheidende Wichtigkeit hatte, durfte man rechnen. Schon seit einiger Zeit war darüber unterhandelt worden; Frankreich hatte sich schon im December 1724 geneigt erklärt, dieselben Verpflichtungen in Bezug auf Jülich und Berg einzugehen, welche England über sich genommen [1]. Wenn die Sache noch zu keinem Abschluß gediehen war, so lag die Schuld davon an dem König von Preußen selbst, der ein gewisses Bedenken trug, sich durch so weit reichende und nicht ganz zu überblickende

1. Schreiben von Rothenburg 15. Dec. 1724: Vre Excellence verra par le second art. que le roi s'est determiné à la considération de S. Maj. Pr^ne à prendre sur l'affaire de Cleves et de Juliers les mêmes engagemens que le roi d'Angleterre a pris à cette égard, par l'article secret du traité de Charlottembourg; persuadé que cette facilité ne fera que resserrer les noeuds de l'union qui subsiste entre S. Mé et le roi de Pr. et dont elle desire le maintien.

Verbindungen auf künftige Fälle zu fesseln. Jetzt aber unter dem Eindruck der neuen Allianz zwischen Spanien und Östreich, von der man vermuthete, und zwar sehr richtig, daß darin auch auf jene Erbschaft Bezug genommen sein werde, hob sich jeder Zweifel. Dem König ward das Project eines Bundes vorgelegt, das er mit einigen Randglossen begleitete, aber im Ganzen billigte. Eine seiner vornehmsten Bemerkungen ist, daß er dadurch nicht in Irrungen mit Rußland, seinen früheren Verträgen mit dieser Macht zuwider, verwickelt werden wolle. In stürmischer Eile ward Ilgen herbeibeschieden, der an und für sich noch weniger geneigt war als der König, die Politik von Preußen für kommende Zeiten zu binden, und niemals die Vortheile aus den Augen verlor, welche aus einem guten Verhältniß mit dem Kaiser entspringen müßten, aber unter den Umständen des Augenblickes, und da ja das vorgeschlagene Bündniß nur auf Vertheidigung ging, nicht auf Angriff, jeden Widerspruch fallen ließ. So kam es zum Abschluß des Vertrages von Hannover vom 3. September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen.

Das wichtigste darin ist, daß die drei Mächte einander wie ihre Besitzungen so auch ihre Rechte gegenseitig gewährleisten. Frankreich verspricht ausdrücklich, die beiden andern Verbündeten zu unterstützen, wenn im Reiche etwas zu ihrem Nachtheil unternommen werde; gemeinschaftlich wollten sie die Vorschläge in Betracht ziehen, die

ihnen über die kaiſerliche Succeſſion gemacht werden könnten, und keinen annehmen, der ihnen für ihre Intereſſen und für die Behauptung des Gleichgewichts von Europa unzulänglich erſcheinen könnte. Man ſieht, daß der Nachdruck der ganzen Übereinkunft in dem Widerſtande liegt, den man den vermutheten kaiſerlichen Entwürfen entgegenſetzen will, und in der Gewährleiſtung der gegenſeitigen Rechte. Indeſſen konnte eine ſo allgemeine Verpflichtung dem König von Preußen nicht genügen. Der Vertrag iſt gleich Anfangs bekannt geworden, oft genug gedruckt und unzählige Mal ausgezogen; vollſtändig aber kennt man denſelben noch nicht. Was ihm für Preußen ſeine Bedeutung giebt, iſt ein geheimer Artikel, der im Original noch vor den abgeſonderten eingeſchaltet und bisher wirklich geheim geblieben iſt. Frankreich und England verſprechen darin beide, nicht zuzulaſſen, daß bei dem Abgang des Hauſes Neuburg die Länder Jülich und Berg, auf welche Preußen Anſpruch mache, ſequeſtrirt oder ein förmlicher Proceß darüber eröffnet werde, noch auch, daß Sr. Preußiſchen Majeſtät dabei irgend ein thatſächliches Unrecht geſchehe; ſie wollen vielmehr dahin arbeiten, daß die Parteien ſich dem Ausſpruch unparteiiſcher Mächte unterwerfen.[1] Zugleich durch die all-

1. Der Artikel lautet: S. M. le roi de Prusse ayant presenté à S. M^{té} très chretienne et à S M. Britannique, que lors de l'extinction des princes de la maison de Neubourg elle auroit des prétentions à excercer sur la succession de Berg et de Juliers et ayant demandé à LL DD MM de vouloir bien luy être favorables en luy assurant l'effet des conventions faites cy-devant sur ce sujet et leurs dites MM.

gemeinen Betrachtungen und dieſen beſondern Vortheil ward der König vermocht, den Tractat zu unterzeichnen.

In dem großen europäiſchen Kampfe, der ſich zu entzünden ſchien, trat Friedrich Wilhelm dergeſtalt entſchloſſen auf die anti-öſtreichiſche Seite.

Ein Schritt von der größten politiſchen Kühnheit, wenn man erwägt, wie die brandenburgiſchen Dinge ſich entwickelt und welche Verbindlichkeiten ein Reichsfürſt doch allemal gegen den Kaiſer hatte.

Er war um ſo gefährlicher, da auch auf der Partei, zu der man ſich ſchlug, mannichfaltige Schwierigkeiten entſtanden, ſobald man daran dachte, wie doch nothwendig war, ſich zu verſtärken. Der Bund von Hannover iſt in der Ausdehnung, die man ihm zu geben gedachte, eigentlich niemals recht zu Stande gekommen.

Holland, deſſen man nicht entbehren konnte, wäre nie dahin zu bringen geweſen, den geheimen Artikel anzunehmen. Schon das Wort, daß die Rechte, nicht die Be-

Tres Ch^ne et Britannique voulant en tout ce qui depend d'Elles donner à S M le roi de Prusse des temoignages de leur attention pour les choses qui l'interressent, Elles promettent que le cas arrivant qu'il n'y eut plus de princes de la maison de Neubourg elles favoriseront et seconderont les justes prétentions de S M Prussienne et Elles tâcheront par les moyens les plus efficaces à porter toutes les parties interessées à soumettre leurs prétentions à l'arbitrage des puissances impartiales dont on conviendra dans la suite. Et à cette fin elles empecheront que les susdits Duchés ne soyent mis en sequestre ny que l'affaire ne soit reduite en procès formel ny qu'on y procéde contre S. Mt Prussienne parvoye de fait afin qu'il ne soit fait aucun tort à S. Mt Prussienne mais au contraire toute la justice qui lui est du. Cet article secret aura la même force etc. folgen die Worte wie bei den drei Artikeln separés bis zu Ende, mit dem nemlichen Datum.

ſitzungen allein, wechſelſeitig garantirt ſein ſollten, das ſie ſcharfſichtig genug waren, beim erſten Blick auf Jülich und Berg zu beziehen, erweckte ihre Beſorgniſſe; man wagte nicht, ihnen den geheimen Artikel auch nur mitzutheilen.

Wenn dagegen Holland wider die oſtendiſche Compagnie Ernſt zu machen begehrte, aber zu dem Ende einer ausreichenden Hülfsleiſtung der Andern gegen den Kaiſer verſichert ſein wollte, ſo war der König von Preußen nicht geneigt, darauf einzugehen. Er meinte, daran liege der Welt wenig, ob Holland bei dem Vertriebe des Kaffees oder des Porcellans oder auch ſeiner eigenen Landeserzeugniſſe beſſere Preiſe bekomme oder ſchlechtere; für Dinge dieſer Art wolle er ſein Schwert nicht ziehen.

Eben ſo wenig fühlte ſich Friedrich Wilhelm berufen, für die Behauptung der gottorpſchen Landſchaft bei der Krone Dänemark, die man ebenfalls in den Bund zu ziehen ſuchte, einzutreten. Er wiederholte, was er ſchon vor der Unterzeichnung des Tractats erklärt hatte, daß er ſich den Ruſſen, wenn ſie den Herzog in Schleswig einſetzen wollten, niemals entgegenſetzen werde; würden die Ruſſen aber Bremen und Verden angreifen oder Hannover beunruhigen, das wolle er mit aller ſeiner Macht hindern.

Genug es war unmöglich, die Intereſſen von Preußen, Dänemark und Holland in dieſem Falle auszugleichen.

Gar bald aber nahm Friedrich Wilhelm auch an der Haltung von Frankreich und von England Anstoß.

Es schien ihm, als seien die Unternehmungen, welche die Seemächte gegen die ostendische Compagnie beabsichtigten, offensiver Natur und mit einem bloßen Vertheidigungsbündniß, wofür er das hannoversche angesehen, nicht zu vereinbaren. Sollten nicht etwa die Seemächte geradezu auf eine Eroberung der östreichischen Niederlande denken? Es empörte ihn, vermuthen zu müssen, daß er in einem Bunde stehen solle, dessen letzten Zwecke man ihm nicht einmal mittheile; sein ganzer Stolz erhob sich, wenn er bedachte, daß man ihn brauchen wolle, wie einen Beiläufer, sagte er, wie einen Subalternen.

Dann erwachten alle politische Bedenklichkeiten, welche der Allianz entgegenliefen, — freilich erst nach der Hand. Wie denn, wenn es hierüber wirklich zum Krieg komme? Eben er werde die Last desselben am meisten zu empfinden bekommen. Sein Land sei nicht durch das Meer geschützt wie England, noch durch Festungen wie Frankreich: man möge ihm angeben, was man von dem Kaiser fordere, und wie man, wenn er dies verweigere, ihn dazu zu nöthigen gedenke, welches Contingent alsdann jeder Verbündete aufbringen, wo man den Krieg führen wolle. Er z. B., der den ersten Angriff zu erwarten habe, müsse in Stand gesetzt werden, eine hinreichende Macht an den Grenzen von Schlesien aufzustellen, um nöthigenfalls in diese Provinz oder auch in Böhmen einzufallen. Im Mai

verlangte er, daß eine Hülfsmacht von 28000 M. zu Fuß und 10000 M. zu Pferde für ihn in Bereitschaft stehe. Preußische Offiziere sollten bei der Musterung zugegen sein und die Vollzähligkeit der Regimenter prüfen; auf den ersten Ruf des Königs sollte das Heer in den bestimmten Sammelplätzen erscheinen.[1] Da er aber hiebei nicht eine eigne, sondern eine fremde Sache verfechte, so halte er für billig, daß er, dessen Land leicht der Kriegsschauplatz werden dürfte, vor Schaden und Unglück sicher gestellt, daß die Garantie, die ihm früher zugesagt worden, noch erweitert und, fester gestellt werde.

Hierauf antworteten ihm die Verbündeten, wenn der Kaiser von Schlesien aus die preußischen Provinzen angreife, so solle die englische Flotte Neapel beschießen.

Friedrich Wilhelm hatte, ehe er mit jenem Begehren hervortrat, seine vornehmsten Generale und Minister zusammengerufen und sie aufgefordrt, ihre Meinung zu sagen, wie sie solche vor Gott verantworten könnten. Auf An-

1. In einem eigenhändigen Aufsatz des Königs heißt es beispielsweise:

„Die Alliance bestehe in König England, König Frankreich, König Preußen, König Sardinien, in Kurfürstenthum Baiern, in den Holländern, Landgraf Hessen; —

Die Alliirte sollten sagen: der Kaiser soll die ostendische Compagnie niederlegen, der Kaiser soll dies oder das thun; will er nun nit thun, was die obigen Alliirte haben wollen, also müssen die Alliirte eine Dispositition machen, den Kaiser dazu zu zwingen, nemlich die mus so sein:

Die drei ersteren Könige und Holl. die stellen ihr Contingent von so viel Truppen, die soll der oder der commandiren; die Armee soll sich onweit Mastricht zusammenziehen und die kaiserlichen Truppen aus Brabant delogiren. Holland giebt Artillerie, England giebt Brot, Frankreich — — Preußen — —

träge, die so feierlich überlegt und mit Rücksicht zwar auf die Gefahr, die man laufe, aber auch auf die Verpflichtungen des hannoverschen Bundes festgesetzt waren, empfing er nun diese Antwort, die ihm, der nur für das Unmittelbare Sinn hatte, fast wie ein Spott erschien.

Und auch das war mit nichten seine Meinung, daß England und Frankreich, sich auf seine Allianz stützend, wenn gleich ohne seine Hülfe, den Krieg gegen den Kaiser allein zu dessen Nachtheil ausführen möchten. Er hatte sich nur gegen die Übermacht des Hauses Östreich, die man ihm so drohend schilderte, vertheidigen, nicht es angreifen oder verderben wollen.

Schon ein Anfall auf die niederländischen Provinzen, um die ostendische Compagnie zu zerstören, schien ihm unzulässig. Nachdem der preußische Reichstagsgesandte die alten Verhandlungen nachgesehen, berichtete er, der burgundische Kreis, der diese Lande begreife, werde noch fortwährend als ein Theil des Reiches betrachtet; ein Angriff darauf würde ein Angriff auf das Reich sein.

Aber der König gerieth, wenn er sich wieder verge-

Der Kaiser wird gewiß mit Polen und Moscau Allianz machen, dem König in Preußen Amusement zu geben; die nordische Armee von was vor Truppen soll die seyn? wer soll commandiren, und wer soll furniren?

In Italien da muß der König von Sicilien (Sardinien) agiren, Frankreich muß gegen die spanische Grenze eine Armee haben, auch eine gegen Schwaben, die Reichsfürsten en ordre oder échec zu halten;

Dieses wäre so eine Dispostition, die Engeland, Holland, Frankreich machen mus und Preußen fragen, ob er accordiren wil, und wovor; da Preussen großen Risko hat und Hasard, da seine Länder können le champ de la guerre werden und dabei sehr leiden; und ich wissen muß, was ich dagegen zu gewarten haben werde."

genwärtigte, was er in Herrenhauſen von den fremden Geſandten gehört hatte, auf den Gedanken, als ſei ihre Abſicht, wohl gar auf einen völligen Umſturz des Hauſes Öſtreich gerichtet; er meinte gehört zu haben, man müſſe dieſes Haus ſo viel wie möglich herunterbringen, nach dem Tode des Kaiſers deſſen Länder theilen.

Damit trat ihm die Gefahr eines unbiemlichen Übergewichts, das bisher von der einen Seite gedroht, von der andern entgegen. „Wie dann", ſagt der König, „wenn man Öſtreich zu Grunde gerichtet hat? Will man alsdann einen engliſchen oder einen franzöſiſchen Kaiſer machen?" Er urtheilte, es ſei beſſer, einen Kaiſer zu behalten von der deutſchen Nation und von öſtreichiſchem Blut.

Nur den Geiſtern von erſtem Range ſtellen ſich die verſchiedenen Seiten einer Frage auf einmal und vollſtändig dar; Andern, die mehr von den Eindrücken abhängen, die ihnen geſchehen, entwickeln ſie ſich erſt nach und nach.

Wenn ſich die öſtreichiſche Erbfolge von ſo gewagten Combinationen, wie dieſe ſpaniſche frei hielt, ſo blieb ſie, im Allgemeinen, politiſch überaus wünſchenswürdig. Oder mußte nicht eine Auflöſung des öſtreichiſchen Ländercomplexes zuletzt doch nur den Franzoſen und vielleicht den Engländern zu Gute kommen, eben wie dies bei der ſpaniſchen Monarchie der Fall geweſen war? Wer hätte gegen ihre Übermacht Schutz verleihen können?

Das will es im Grunde auch nur ſagen, wenn Friedrich

Wilhelm meint, daß Franzosen und Engländer Kaiser werden würden, es erinnerte ihn an die Fabel vom Storch und den Fröschen. Im Reiche würden sie Meister geworden sein.

Wenn der König durch mancherlei vom kaiserlichen Hofe erfahrene Ungunst, die Übergriffe der Katholiken und Rücksichten der Familie bewogen worden war, die hannoversche Allianz einzugehen, so erweckte dagegen nun auch diese durch eine offensive Richtung, welche für den Zustand des Reiches gefährlich werden konnte, Besorgniß und Verstimmung in ihm; im Sommer 1726 war er schon sehr davon zurückgekommen.

Rücktritt zur Neutralität.

Eines Abends, im Juni, saß der König an einem Fenster des Schlosses, den Blick auf die in der Nähe am Wasser auf und ab Lustwandelnden gerichtet, als er unter diesen einen alten Bekannten, den kaiserlichen General Grafen Seckendorf ansichtig wurde. Er winkte ihm, bat ihn einzutreten, neben ihm niederzusitzen.

Graf Seckendorf war dadurch ausgezeichnet, daß er, obgleich Norddeutscher und Protestant, Neffe jenes Seckendorf, der als Geschichtschreiber des Lutherthums einen so rühmlichen Namen erworben, dennoch zu den höchsten Stellen im kaiserlichen Heer und zu vielem Einfluß auf die Geschäfte gelangte. Den protestantischen Fürsten schien er ein sehr geeigneter Vertreter an dem Hofe, von dessen

günſtiger oder ungünſtiger Stimmung für einen Jeden noch unendlich viel abhing; ſeinerſeits ſtützte er ſich wieder auf das Vertrauen, das ihm dieſe widmeten.[1] Längſt ſchon, in den niederländiſchen Feldzügen, war er mit Friedrich Wilhelm I. bekannt geworden und ſeitdem in Correſpondenz mit ihm geblieben. Er ſagt einmal, von Jugend auf habe er dem König ſeine Treue und Devotion gewidmet; ein ander Mal, ein nach längerer Unterbrechung bei ihm eingegangenes königliches Schreiben habe ihn gleichſam wieder lebendig gemacht.[2] War er fern, ſo verſäumte er nichts, um des Königs Gunſt zu behaupten. Er ſchickt ihm Delicateſſen für ſeine Küche, — italieniſche Trüffeln, „gar ſchöne Krammetsvögel aus Dresden"; hauptſächlich verſchafft er ihm den erwünſchten Anblick langgewachſener Soldaten, die er größtentheils von den ratziſchen Heiducken nahm. Erſchien er dann perſönlich, ſo zeigte er ſich ſo recht als einen Mann für den König. Da er in vielen Feldzügen gedient und oft in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden war, z. B. auch am Congreß in Utrecht, ſo beſaß er die mannichfaltigſte Kenntniß der lebenden Welt: ſeine Converſation war angenehm und unterrichtend. Er hatte einige

1. 21. Sept. 1725 erſuchte er den König von Preußen, „ſich für ihn bei Hannover zu intereſſiren", damit ihn dies für die Feldzeugmeiſterſtelle in der Reichsarmee befördere, und ging dann ſelbſt nach Hannover. Der König ſchrieb für ihn auch nach Regensburg.

2. 23. Januar 1720 aus dem Feldlager von Trapani. Er hofft „mündlich weiter Rapport zu erſtatten". 12. Februar: „bald aus dieſen verdrießlichen Ländern (Unteritalien und Sicilien) zu kommen."

ähnliche Eigenschaften: große Wirthschaftlichkeit, untadelhafte Führung in Bezug auf das weibliche Geschlecht, äußere Religiosität, Unermüdlichkeit wie in der Arbeit so auf Reisen oder bei der Jagd. Friedrich Wilhelm theilte mit Niemand lieber seine langen Sitzungen bei der Mittagstafel oder des Abends bei Taback und Bier. Das hatte um so mehr zu bedeuten, da Seckendorf bei allem Anschein von Treuherzigkeit und Hingebung doch vor allem nach dem Lobe trachtete, das ihm Eugen beilegt, ein geschickter Negotiateur zu sein. Ich weiß nicht, ob eine Stellung wie die seine, wobei man zwei entgegengesetzten Parteien gerecht zu werden genöthigt ist, nicht eine allzugroße Versatilität nothwendig macht und mit der inneren Wahrhaftigkeit bestehen kann; Seckendorf erscheint in den zahlreichen Briefen, die von ihm übrig sind, vielleicht nicht als ein Anspinner von Ränken und Hinterlist, aber er sieht deren überall, sucht sich nicht allein vor ihnen zu hüten, sondern auch wohl sich ihrer zu bedienen; so viel möglich unter anderm Schein geht er immer auf sein Ziel los, mit zäher Bedachtsamkeit, weitschweifig und gewandt. Er ist eine Figur, die uns noch manchmal begegnen wird.

Damals war es keineswegs Zufall, daß er an den Ufern der Spree einherging.

In Wien fühlte man wohl, welche Unannehmlichkeit, ja Gefahr daraus entspringen würde, wenn es jemals zum Bruch mit Preußen komme.

Friedrich Wilhelm war viel zu einfach und offen, um

durch den Anschein von Feindseligkeit etwas erreichen zu wollen; verstimmt und gereizt, weil er sich gemißhandelt glaubte, ergriff er natürlicher Weise jene drohende Stellung, aber damit brachte er doch die Wirkung hervor, daß man in Wien mehr Rücksicht auf ihn nahm als bisher. War es bei dem Vertrag mit Spanien jemals auf eine große katholische Combination abgesehen gewesen, so zeigte sich in Kurzem, daß diese nicht ausführbar sei; unter andern stieß man bei dem König von Polen auf größere Schwierigkeiten als man erwartete. Aus beiden Gründen beschloß der Wiener Hof, sich dem König von Preußen zu nähern. Schon im Januar 1726 machte er demselben freundschaftliche Eröffnungen, pries ihn, daß er in der Sache von Ostende so gute und patriotische Gesinnungen kund gegeben: jetzt war Seckendorf, der sich gerade auf seinem Gut Meuselwitz aufhielt, von Prinz Eugen beauftragt worden, nach Berlin zu gehen und dem König zu hinterbringen, daß es nur von ihm abhänge, ob er mit dem Kaiser in guter Freundschaft und Einigkeit stehen wolle. [1]

General Seckendorf hatte das Glück, daß der Fürst, an den er abgeschickt war, ihm zuvorkommend schon selber den Sinn zeigte, welchen er hervorrufen sollte.

Der König, dem seine Gedanken immer auf der Zunge schwebten, fragte gleich nach der ersten Begrüßung, ob

1. 5. Mai 1726. Bei Förster: Friedrich Wilhelm I., Urkundenbuch II, S. 59.

ihn Seckendorf nicht für gut hannoverisch halte, und da dieser das bejahte, fuhr der König fort: „Herr General, auf Offizierparole! ich bin besser kaiserlich als hannoverisch.“ Er ließ sich darüber in den unumwundensten Ausdrücken vernehmen und hatte nichts dagegen, daß Seckendorf dies dem Prinzen Eugen berichte; wofern nur der Kaiser ihn in seinen rechtmäßigen Forderungen unterstütze und ihn behandle, wie es ihm gebühre, ihn namentlich mit unanständigen Canzleidecreten verschone, so wolle er öffentlich auf des Kaisers Seite treten.[1] — Ein paar Worte, die aber ein großes, und man darf vielleicht sagen, auch ein glückliches Ereigniß enthalten.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1726 und den ersten Monaten des folgenden ließen sich die Dinge in Europa sehr kriegerisch an.

Ripperda zwar, eben so sehr ein ruhmredriger Schwätzer wie ein verwegener Projectenmacher, konnte sich in Spanien nicht behaupten. Aber sein Fall selbst, da er seine Zuflucht zu dem englischen Botschafter nahm, hier aber von einem Alcalden aufgesucht und festgenommen wurde, verschlimmerte noch die Verhältnisse zu England. In den westindischen Gewässern erschien ein englisches Geschwader, welches die Galionen hinderte, mit ihrer Silberladung in See zu gehen; dagegen ward in einem spanischen Hafen auf englische Schiffe geschossen und aller Handelsverkehr zwi-

1. Ein späterer, von dem König selbst dictirter Aufsatz enthält diese Umstände.

ſchen den beiden Ländern gehemmt. Nachdem man eine Zeitlang bittere Schriften gewechſelt, ſetzte ſich endlich ein ſpaniſches Heer gegen Gibraltar in Bewegung, deſſen Anführer, der Marquis de las Torres, ſich rühmte, das rechtgläubige Königreich von der Anſiedlung ketzeriſcher Fremden binnen ſechs Wochen befreien zu wollen; am 27. Februar 1727 ward die Belagerung eröffnet.

In alle dem erblickten nun die Engländer zugleich eine Folge öſtreichiſcher Einwirkung — wie denn in der That der kaiſerliche Geſandte Königsegg in Spanien den größten Einfluß ausübte; er hat gar nicht geleugnet, daß er zur Unternehmung gegen Gibraltar gerathen habe, er correſpondirte mit den innern Behörden des Landes; — ihre Verſtimmung gegen den Kaiſer ward täglich größer, gereizter. Holländer und Engländer vereinigten ſich, die Schiffe der oſtendiſchen Compagnie wegzunehmen, wo ſie dieſelben auch finden würden, und dann zu erwarten, was der Kaiſer thun werde: einer der vertrauteſten Diener Georgs I. ſagte dem preußiſchen Reſidenten im December 1726, wenn der Kaiſer dieſe Handelsgeſellſchaft nicht wieder aufgebe, ſo werde es ſo gewiß zum Kriege gegen ihn kommen, als er hier vor ihm ſtehe. Bei der Eröffnung des Parlaments am 28. Januar 1727 gab der König den Höfen von Wien und Madrid die Abſicht Schuld, den Prätendenten auf den engliſchen Thron zu ſetzen; — und als der kaiſerliche Geſandte eine Denkſchrift hiegegen bekannt machte, in der er zwi-

ſchen Nation und Regierung unterſchied und ſich hauptſächlich an jene wendete, erweckte er einen allgemeinen Sturm gegen ſich; die beiden Häuſer gaben ihm zu verſtehen, durch ausweichende Erklärungen, kunſtvolles Leugnen würde man ſie nie zu einer falſchen Sicherheit verleiten. Hierauf mußte dieſer Geſandte London verlaſſen, die engliſchen Wien und Regensburg; um für jeden Fall gerüſtet zu ſein, wurden kaiſerliche Truppen nach den Niederlanden beordert.

Es mag ſein, daß dieſe Dinge nicht ſo gefährlich, noch ſo ernſtlich gemeint waren, wie es ausſah, aber man beſorgte: die Gelegenheit, wie ſo oft ein erſter Schlag, könne die allgemeinen Gegenſätze zum Ausbruch bringen.

Ein Plan war entworfen, nach welchem im Norden und Oſten ein Heer von Dänen, Schweden, Hannoveranern, Heſſen unter engliſch-franzöſiſchen Fahnen ins Feld geſtellt werden ſollte, um, wie einſt im dreißigjährigen Kriege, in Schleſien einzufallen.

Dagegen faßte man in Wien den Gedanken, den König von England in ſeinen hannoverſchen Landen anzugreifen, von denen man wußte, wie ſehr ſie ihm am Herzen lagen.

Beide Theile hofften den König von Preußen für ſich

1. If time shall evince, that the giving up the trade of this, nation to one power and Gibraltar and Port-Mahon to another is made the price and reward of imposing upon this kingdom a Popish Pretender, what indignation must this raise in the breast of every Protestant Briton. The Parliamentary History of England vol. VIII, p. 524.

zu haben, England und Frankreich wegen der Verträge von Hannover, der Kaiser als solcher. Prinz Eugen wünschte durch Seckendorf zu erfahren, was demselben von den ihm benachbarten, allem menschlichen Ansehen nach bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein dürfte. [1]

Das waren jedoch nicht die Gedanken des Königs von Preußen Er näherte sich dem Kaiser und traf mit ihm, wie wir gleich weiter sehen werden, noch im Jahr 1726 eine vorläufige Übereinkunft; aber wenn ihm dieser den Antrag machte, dem Wiener Frieden und den Verbindungen, die sich daran geknüpft hatten, z. B. mit Rußland, beizutreten, so lag dies ganz jenseit der Politik Friedrich Wilhelms; er wollte nicht die Partei wechseln, um etwa denen, mit welchen er eben verbündet gewesen, in entgegengesetztem Bunde ein Stück Landes zu entreißen: unter dem Hin- und Wiederschwanken der Neigung und des Unterhandlens erhob sich ihm vielmehr der Gedanke, nicht allein selber neutral zu bleiben, sondern es auch zu keinen Feindseligkeiten zwischen den Mächten kommen zu lassen. Der König von England sollte ihm versprechen, nichts gegen die Erblande des Kaisers im Reich, namentlich gegen Schlesien oder Böhmen, vorzunehmen; dagegen sollte aber auch dieser zusagen, die hannoverschen Lande nicht anzugreifen. [2] Mochte der Krieg in andern Regionen

1. 22. Jan. 1727 bei Förster II, 331.

2. Die Worte: Je suis seur, que si V. Mé. veut bien y entrer et declarera de ne vouloir entreprendre rien d'offensif contre l'em-

ausbrechen, in seiner Nachbarschaft wollte der König den Frieden behaupten.

Mit diesen Anträgen schickte er im Februar 1727 einen seiner Offiziere, v. Polenz, nach England. Die Herzogin von Kendal, Gemahlin Georgs I., ließ einige kleine Vorwürfe, die ihr wohl anstanden, über die Unbeständigkeit des Königs von Preußen verlauten: Georg I. bezog sich auf Frankreich, mit dem er Rücksprache nehmen müsse, ehe er eine bindende Antwort geben könne; allein man sah ihm und seiner Umgebung an, daß ihnen der Antrag überaus angenehm war, denn schon hatten sie ein noch engeres Verständniß zwischen Preußen und dem Kaiser gefürchtet; sowohl den englischen als den deutschen Ministern schien ein Stein vom Herzen gewälzt zu werden; sie seien so vergnügt, sagt der preußische Resident, als wären sie von neuem geboren.

Minder erwünscht war der Antrag in Wien, wo man einwandte, König Georg I. könne den Kaiser auch in Italien oder in den Niederlanden angreifen, der Kaiser könne ihm nirgends ankommen, als in seinen hannoverischen Landen, hier aber leicht die größte Wirkung hervorbringen; Preußen werde nicht wollen, daß Reichslehen, wie Mailand oder Mantua oder der burgundische Kreis, ange-

pereur dans les états qu'il a en Allemagne et sur les frontières du coté de la Bohème et de la Silésie, j'espère de pouvoir disposer la cour de Vienne à s'obliger pareillement que ny elle ny ses alliés n'inquiéteront non plus les états de V^re Mé. dans l'empire. 18. Februar.

griffen würden, ohne daß sich der Kaiser in andern Theilen des Reiches dawider regen dürfe. [1]

Auch in Versailles war man mit dem Vorschlag nicht einverstanden, denn dadurch werde der Kaiser freie Hand behalten, seine Waffen gegen Frankreich zu richten; aber eben diese Einwendungen zeigen, daß er sehr zum Ziele traf.

Manche andere Umstände kamen hinzu: der Tod der Kaiserin Catharina I., der Widerspruch, den die Verbindung mit Spanien allenthalben im Reiche fand; der Kaiser wäre doch in eine sehr gefährliche Lage gerathen, wenn bei dem Abgang seiner Verbündeten die Gegner enge vereinigt geblieben wären; aber durch die Haltung von Preußen wurden auch diese auf ihre eigene Gefahr aufmerksam gemacht; es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß Friedrich Wilhelm auf seinem Wege unendlich dazu beitrug, eine friedliche Stimmung hervorzurufen. Indem man noch den Ausbruch des Krieges erwartete, im Frühjahr 1727,

1. Eugenio von Savoy (denn so unterschreibt er sich) an den König 12. März 1727 bei Förster III, 391. Doch ist dies nur der Entwurf. Wie es eingegeben ward, ist es vom 20. April datirt und hat einige Zusätze; z. B. gleich von vorn. E. M. Schreiben — worden, hätte ich sogleich nach dessen Empfang meiner Schuldigkeit nach zu beantworten mir die Ehre gegeben, wenn ich mir nicht erlaubt zu sein geglaubt, vorher jener Antwort, welche der König von England über das von E. Mt. gethanes Schreiben ertheilen würde, abzuwarten, um sodann meiner wenig Meinung über dessen Inhalt — eröffnen zu können ꝛc. Sonst ist das Schreiben gleichlautend, denn die englische Antwort enthielt nichts Besonderes; die Hauptstelle: so kommt zu betrachten, daß des Kaisers entfernte Lande, als die italienischen und Niederlande so gelegen, daß England an dem Ort, wo es will, solche anzugreifen vermag, wohingegen der Kaiser den König in keiner andern Gegend als in seinen deutschen Erblanden bekommen — kann.

wurden ernstliche Friedensunterhandlungen angeknüpft; der Mai ging nicht ganz vorüber, als die Präliminarien geschlossen wurden.

Eine der ersten Wirkungen des Emporkommens der Militärmacht und politischen Selbständigkeit von Preußen auf Europa. Es verhinderte das feindliche Zusammentreffen der über das maritime nnd continentale Gleichgewicht entzweiten Mächte auf dem deutschen Gebiete.

Hätte es, man erlaube uns diesen Rückblick, in dem dreißigjährigen Kriege eine solche gegeben! Dann würde weder die katholisch-östreichische Macht mit der Unterstützung von Spanien Norddeutschland überfluthet, noch auch das deutsch-schwedische Kriegsheer unter französischem und zuweilen englischen Einfluß daselbst vorgedrungen sein. Wohl waren damals die religiösen Antriebe bei weitem gewaltiger und so zu sagen wilder; aber man weiß, wie oft die politischen Interessen damit zusammenfielen. Die Welt war nun dahin gekommen, daß die letzten die Feindseligkeit der ersten in Zaum hielten. Unmöglich kann ein großer Staat ausschließend auf Einem Glaubensbekenntniß beruhen; er braucht zu seinem Dasein eine Menge von Kräften, die von der religiösen Wahrheit unabhängig sind. Sollten wir jemals wieder untereinander schlagen, so dürfte es nicht der religiösen Entzweiung halber geschehen, die auf diese Weise nicht auszumachen ist, und noch weniger wegen fremder Streitsachen, so nahe sie sich auch an die deutschen herandrängten und sie zu

zu ergreifen ſuchten; wenn es nicht anders ſein konnte, ſo mußten wenigſtens nur die eigenen Staatsintereſſen der deutſchen Mächte den Anlaß geben.

Die vornehmſten, welche in Frage kommen konnten, zwiſchen Preußen und Öſtreich, waren dieſe ſo eben beſchäftigt mit einander auszutragen.

Verträge zu Wuſterhauſen und zu Berlin.

Schon im Jahre 1726 waren, wie berührt, Unterhandlungen auf das ernſtlichſte und mit gutem Erfolge gepflogen worden.

Worauf Alles ankam, wovon Alles abhing, das war die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction. Ein größerer Vortheil konnte für das Haus und die Monarchie von Öſtreich damals nicht erlangt werden, als wenn zunächſt einer der mächtigſten Reichsfürſten, dem die übrigen folgen würden, dieſe Satzung gewährleiſtete. Unmöglich hätte ſich jedoch das Eine oder das Andere erreichen laſſen, wenn der Kaiſer dabei geblieben wäre, ſeine Tochter an einen ſpaniſchen Prinzen zu vermählen. Es iſt eine Zuſammenkunft einiger der angeſehenſten Reichsfürſten in Mannheim gehalten worden, in welcher ſie ſich ausdrücklich dagegen verwahrten. Auch Friedrich Wilhelm wollte nur von dem öſtreichiſchen Stamme deutſcher Nation hören, und es ſind ihm darüber immer beruhigende Erklärungen gegeben worden. Dies vorausgeſetzt nun

erklärte er sich bereit die Erbfolgeordnung anzuerkennen, jedoch hatte auch er eine Begünstigung dagegen zu fordern. Denn als vollkommen frei sah er seine Einwilligung an, und es schien ihm billig und recht, für einen so großen Dienst auch seinerseits einen Gegendienst zu verlangen. Er machte die Gewährleistung seiner Ansprüche auf die jülich-bergische Erbschaft zur Bedingung. Seine Absicht ging aber nicht dahin, Pfalzsulzbach, das sich der mannichfaltigsten Verbindung und Unterstützung erfreute, ganz auszuschließen: er wollte demselben Jülich überlassen und sich mit Berg begnügen. Der kaiserliche Hof sollte sich verpflichten, die pfälzischen Häuser zur Annahme dieses Vergleichs zu bewegen. Friedrich Wilhelm erklärte, nur gegen Gewährung dieses billigen, gerechten und gemäßigten Ansuchens könne er in die Fortführung der angefangenen Unterhandlungen willigen.

Wir sehen: es waren die größten Interessen der beiden Fürstenhäuser in Frage: für Östreich das der Erhaltung der Monarchie in ihrem Bestande; für Preußen das der Erwerbung einer ansehnlichen Provinz auf den Grund altvorbehaltener Rechte. Sollten sie mit einander gehen, so mußte hierüber ein Verständniß getroffen werden.

Und die Erklärung nun, welche Seckendorf, der sich indeß nach Wien begeben hatte, von da zurückbrachte, zeigte wenigstens den besten Willen, eine solche zu vermitteln. Der Kaiser war bereit, die Unterhandlung mit Pfalz nach den Vorschlägen des Königs über sich zu nehmen; sollte

er in einer von diesem zu bestimmenden Zeit damit nicht zu Stande kommen, so wolle er sich mit ihm über eine anderweite Genugthuung vereinbaren.[1]

Das war Alles, was man in Berlin zunächst erwarten konnte.

Der König setzte fest, daß der Tractat in sechs Monaten zu Stande gebracht sein müßte, und bedang sich nur noch aus, daß der Kaiser nicht mit Andern, die auch Ansprüche zu haben vermeinten, sondern allein mit Pfalz unterhandle. Hierauf unterzeichnete er am 12. Oct. 1726 zu Wusterhausen einen Tractat, worin auch er seinerseits nun die Erbfolgeordnung anerkannte. Man sieht aber leicht, daß dies eigentlich noch keine schließliche Verabredung, sondern nur erst die Grundlage eines künftigen Vertrages bildet. Der König wie seine Minister erklärten wiederholt, daß die Übereinkunft keine Geltung habe, ehe nicht der Vergleich über Berg wirklich zu Stande gebracht sei.

Auch so war sie nicht ohne Wirkung. Der König sah mit Vergnügen, daß er in den Reichsangelegenheiten

1. Vorstellung Seckendorfs Großmachnow 27. September. 1726. S. Maj. erklären (sich) weiter auch dahin, daß im Fall wider Vermuthen auf die anberaumte Zeit dieser Vergleich nicht könnte bewerkstelligt werden, S. Kais. Kathol. Maj. alsdann mit Sr. Königl. Mt. über anderweitige Satisfaction ratione ihrer Prätension auf Jülich und Berg übereinzukommen trachten wollen. Seckendorf schließt mit folgenden Worten: „Nach diesem Beweise wahrer Intention, Sr. Kön. Maj. in Preußen Desideria wegen der jülich und berg'schen Successsion zu erfüllen, zweifele man auch nicht, daß der König nunmehro die Fortsetzung der angefangenen Handlungen allergnädigst ordiniren, damit sie zum vergnüglichen Schluß kommen, um alsdann desto ehr zu dem vorgeschlagnen Vergleich wegen Jülich und Berg nach Maße S. K. M. in Preußen die Zeit determiniren wieder zu gelangen.

viel glimpflicher und rücksichtsvoller behandelt wurde als früher; die Religionsklagen hörten auf. Für Östreich war es ein wesentlicher Vortheil, daß sich Preußen zu einer neutralen Haltung vermögen ließ.

Wie sich aber denken läßt, in jenem Halbjahr konnte eine Unterhandlung, wie die jülich-bergische, nach den überall und besonders im Reich herkömmlichen Formen kaum eingeleitet, geschweige denn beendigt werden. Nach einiger Zeit hat man in Wien dem preußischen Hofe erklärt, daß man Pfalzneuburg jetzt zu keiner vermittelnden Abkunft zu bringen vermöge. Es leuchtet ein, daß alsdann auch der Wusterhauser Tractat gar nicht mehr als bestehend betrachtet werden konnte.[1]

Indessen aber waren die allgemeinen Angelegenheiten zu keiner größeren Festigkeit gelangt.

Nachdem die Friedenspräliminarien geschlossen worden, fand man doch unmöglich, den wirklichen Frieden auf den Grund derselben zu Stande zu bringen; Congresse bildeten sich und lösten sich auf ohne Ergebniß.

Noch oftmals schien es, als sollten die trotz aller Friedensentwürfe fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Spanien und England, bei denen doch auch dieses durch die spanischen Caper sehr empfindliche Verluste erlitt, zu einem allgemeinen Kriege führen. Die Franzosen wurden von der englischen Regierung aufgefordert, den Verpflichtungen

1. Anmerkung des Königs bei dem Entwurfe: „wofern der Vergleich nicht zu Stande kommt, ist diese Alliance null und nichtig.“ Der bei Dumont VIII, 139 gedruckte Tractat ist erdichtet.

die ſie übernommen, gemäß in Spanien einzurücken; da man in London nach wie vor in dem Einfluß des Kaiſers den Grund der Hartnäckigkeit Philipps V. ſah, trug man Sorge, um für jeden Fall gerüſtet zu ſein, mit Heſſen und Braunſchweig Subſidientractate zu ſchließen, die engſte Verbindung mit Schweden aufrecht zu erhalten.

Noch eine andere Möglichkeit erblickte der ſcharfſichtige Steuermann, der damals die auswärtigen Angelegenheiten des kaiſerlichen Hauſes vorzüglich leitete, in den Dingen. Ihm ſchien vielmehr, als halte Frankreich die Verſöhnung zwiſchen England und Spanien, die Beilegung der obſchwebenden Händel abſichtlich auf und erwarte nur die gelegene Zeit, um einen Angriff auf Lothringen oder auch auf Italien in dem gemeinſchaftlichen bourboniſchen Intereſſe, das ſich wieder hervorhob, zu unternehmen.[2]

Mochte nun das eine oder das andere erfolgen, ſo bedurfte Öſtreich einen ſtarken und zuverläſſigen Verbündeten, wie den König von Preußen, auf das dringendſte, und keinen Augenblick ließ es von dem Verſuche ab, ihn zu gewinnen.

Den von England her drohenden Gefahren gegenüber

1. Karl VI. an Seckendorf 22. Jan. 1727 bei Förſter III, 331. Dir iſt am beſten bekannt, was aus den dem König benachbarten und nach allem Anſehen bald feindlich werdenden Ländern am anträglichſten ſein könnte — Was Vortheil demſelben aus Bremen und Verden oder aus den vereinigten Provinzen Anſtändiges zukommen könnte, wodurch denn ein Äquivalent leichtlich ausfindig zu machen wäre.

2. Eugen an Sinzendorf 20. October 1728. Schr. VI, 114.

faßte man die Abſicht, dem König als ein Äquivalent gegen ſeine bergiſchen Anſprüche eine Vergrößerung aus den alsdann zu erobernden Gebieten anzutragen; man hätte dann den Vortheil gehabt, das Haus Pfalz auf kaiſerlicher Seite zu behalten. Ich denke nicht, daß Seckendorf, dem die größte Behutſamkeit zur Pflicht gemacht war, dies jemals unumwunden vorgeſchlagen hat. Im Juni 1727 hat er nur erklärt, der Kaiſer, der die bergiſchen Unterhandlungen noch immer, wenn es irgend möglich ſei, zu Ende zu bringen hoffe, wünſche doch auch andere Vorſchläge zu hören, die zu des Königs Vergnügen und Genugthuung in Kriegs- und Friedenszeiten gereichen könnten, und eine unzertrennliche Freundſchaft zu ſchließen. Der König iſt indeſſen hierauf nicht eingegangen. Er antwortete: die Freundſchaft des Kaiſers ſolle ihm ſehr lieb ſein; was aber Berg anbetreffe, ſo ſei das eine Vergrößerung, auf welche er vor Gott und Menſchen Recht habe; er könne ſich mit gutem Gewiſſen darum ſchlagen; in weitläuftige Verpflichtungen einzutreten ſei nicht ſeine Sache.[1]

Hierauf und da zugleich auch Pfalzſulzbach ſich immer enger an Frankreich anſchloß, zog man in Wien die

1. Der von Ilgen kennt meine alten Sentiments, das ich gerne meine Hände frei habe und gern von mir allein dependire, da, wo ich A ſage, ich auch B ſagen muß; was aber die bergiſche Affaire iſt, iſt das Agrandissement vor mein Haus nur eine Sache, da ich vor Gott und Menſchen Recht habe, wenn ich mich darum ſchlage, ich es mit gutem Gewiſſen thun kann, aber in weitläuftige Engagements einzugehen, weiß nit, ob es von meiner Convenience iſt. (O. D. wahrſch. 6. Juni 1727.)

alte Erbſtreitigkeit noch einmal in förmliche Erwägung. Im Anfang des Jahres 1728 war Seckendorf daſelbſt und ging, wie er ſagt, mit dem Reichshofrathspräſidenten, Grafen Wurmbrand, die voluminöſen Acten aufs neue durch; über einige ungewiſſe Puncte bat er ſich Erläuterungen von Berlin aus. Anfangs Mai kam er nach Berlin zurück. In ſeinem Beglaubigungsſchreiben heißt es, er werde dem König das aufrichtige Verlangen des Kaiſers beweiſen, „mit ihm feſter zuſammenzuſetzen und den Vortheil ſeines königlichen und churfürſtlichen Hauſes möglichſter Dinge zu befördern.“ Er ſelbſt machte dem König bei ſeiner erſten Audienz in Potsdam ſolche Eröffnungen in Bezug auf Berg, daß dieſer nicht zweifelte, jetzt zu dieſer Erbfolge gelangen zu können, wenn die Sache vernünftig angegriffen werde. Mit feierlicher Herzlichkeit ermahnt er Ilgen, ſich nochmals anzuſtrengen und alle die guten Dienſte, die er ſeit ſo langen Jahren dem brandenburgiſchen Hauſe geleiſtet habe, durch die Erwerbung von Berg zu krönen.[1]

Ilgen und deſſen College Borcke hegten ſchon längſt die Anſicht, daß der beſte und ſicherſte Weg, dieſen Anſpruch durchzuführen, in der Freundſchaft mit dem Kaiſer beſtehe, wenn es dieſer nur ernſtlich meine.

1. 9. Mai. Sie haben ſo viel Avantagen vor dieſes Haus zu Wege gebracht; alſo bin perſuadirt, daß ſie itzund allen ihren Verſtand zuſammenſuchen, die Sache durch Gottes Beiſtand ſo zu faſſen, daß ſie zu Weg komme; der ich Gott von Herzen bitte, daß er ſie möge Geſundheit und langes Leben verleihen, zum Beſten mir und meiner Lande; das gebe Gott, Amen.

Und die Vorſchläge nun, welche Seckendorf gleich in der erſten Conferenz, die er mit ihnen hatte — 12. Mai 1728 — vorlegte, trafen vollkommen zum Ziele.

Er trug vor, wenn der König die Nachfolge der älteſten Erzherzogin in die ſämmtlichen öſtreichiſchen Erblande garantire und mit den Waffen zu vertheidigen verſpreche, ſo wolle dagegen der Kaiſer „hinwieder dem Könige zum Herzogthum Berg verhelfen.“

Man empfand in Berlin ſehr wohl, was man mit einer Gewährleiſtung, die bisher weder vom Reiche noch von den europäiſchen Mächten anerkannt war, gegen die ſich vielmehr ein heftiger Widerſtand erwarten ließ, auf ſich nehme: allein man hielt den dagegen dargebotenen Vortheil für ſo weſentlich, daß man kein Bedenken trug, darauf einzugehen. Die einzige Frage war, unter welchen Formen die Verſicherung des Herzogthums Berg durch den Kaiſer geſchehen ſollte, mit welchen Bedingungen ſie verknüpft ſein würde.

Auf richterlichen Spruch wollte man ſich nicht einlaſſen, denn dieſer hätte allenfalls auch gegen Preußen ausfallen können; hier war nur von einer politiſchen Unterhandlung die Rede.

Auch von einem erneuerten Verſuch, einen Vergleich mit Pfalz Sulzbach zu Stande zu bringen, ließ ſich nichts erwarten, da ein ſolcher eben mißlungen war, und dieſes Haus jetzt an den fremden Mächten Rückhalt fand.

Man gerieth auf die Auskunft, daß der Kaiſer, der

ſelbſt ein Enkel Philipp Wilhelms und zwar von deſſen älteſter Tochter Eleonore war, ſich für den beſtberechtigten Erben erklären und alsdann ſeine Rechte zwiſchen Sulzbach und Preußen theilen, dem erſten Jülich, dem zweiten das Herzogthum Berg zuerkennen ſollte.

Eine Form, die vielleicht beſſer vermieden worden wäre. Denen, die ſie billigten, hat man damals und ſpäter in Berlin immer entgegnet, daß die Übertragung des kaiſerlichen Rechtes dem preußiſchen nichts hinzufügen könne, das von dem Kaiſer vielmehr ſelbſt ſchon öfter als das beſte von allen anerkannt worden ſei. Die Hauptſache iſt, daß der Kaiſer verſprach, der König ſolle zum Beſitz und Genuß von Berg gelangen und dabei auf das kräftigſte geſchützt werden.

Eine Bedingung wünſchte der Kaiſer ſeinem Zugeſtändniß hinzuzufügen; indem er das Herzogthum dem König zuſprach, hätte er dem Hauſe Pfalz gern die Stadt Düſſeldorf vorbehalten. Allein der König wollte nichts von einer Landſchaft hören, die keine Hauptſtadt habe; er weigerte ſich Verpflichtungen, wie man ſie ihm anmuthete, zu übernehmen, wenn er nicht auch dieſe erlange. Seckendorf ſagte am Ende, wenn man das Pferd hergebe, ſo werde man auch noch über die Schwierigkeit wegen des Zaumes wegkommen. In den Tractat kam nichts weiter, als daß dem Kaiſer das Recht zuſtehen ſolle, nöthigenfalls Truppen oder Geſchütz nach Düſſeldorf zu le-

gen: die Abtretung selbst blieb so wenig in Bezug auf die Stadt als das Land einem Zweifel unterworfen. Die preußischen Minister sprachen die Besorgniß aus, daß der Churfürst von der Pfalz den Prinzen von Sulzbach, dem er das Land zu hinterlassen denke, noch bei seinen Lebzeiten zum Statthalter ernennen werde, so daß es schwer halten würde, ihn wieder zu entfernen. Seckendorf erwiederte: wenn zu dieser Zeit ein Dutzend Pfalzgrafen in Düsseldorf wären, so würde der Kaiser durch den Tractat verpflichtet sein, sie sämmtlich herauszujagen. Auch Prinz Eugen erklärte, wenn der Fall eintrete, habe sich der König des Herzogthums mit Gewißheit zu versehen; eine etwa bestehende Statthalterschaft solle ihn an dem Possessorium nicht hindern, weder in der einen noch in der andern der Formen, welche die Rechte unterscheiden.

Nur Ein Bedenken kam hiebei noch zur Sprache. Man setzte den Fall, daß vielleicht der Reichshofrath, über dessen Urtel doch der Kaiser nicht geradezu verfügen konnte, weder das preußische Recht anerkennen wollte, noch selbst das des Kaisers, sondern sich zu Gunsten von Sulzbach ausspräche. Sollte der König alsdann leer ausgehen?

Man stellte vor, Preußen übernehme schwere Verpflichtungen, die dem Kaiserlichen Hause unverzüglich zum größten Nutzen gereichen müßten; es würde ein schlechter Tractat sein, wenn die Vortheile, die man diesem dage-

gen zusage, unbestimmt blieben; man forderte, daß der Kaiser für diesen Fall ein Äquivalent verspreche.[1]

War das nicht auch deshalb billig, weil die Unterstützung, die Preußen gewährte, seinem Hause zu Gute kam, was er dagegen übernahm, dem Wesen nach von seinem kaiserlichen Amte abhing?

Man hat hierüber in mannichfaltigen Zusammenkünften verhandelt, bald in Berlin, bald in Wusterhausen, bald auch in Britz, wo Ilgen wohnte, der freilich damals schon im Sterben lag; doch war weder seine Krankheit noch sein Tod ein Hinderniß für ihren Fortgang. Eines Tages hat es der andere preußische Minister, Borcke, wirklich so weit gebracht, daß Seckendorf sich bereit erklärte, einen Artikel, den er als den allergeheimsten bezeichnet, anzunehmen, durch welchen der Kaiser verpflichtet sein sollte, in jenem Falle dem König von Preußen ein Äquivalent aus seinem eigenen Besitz zu versprechen.[2]

Ich weiß nicht, ob dies nicht bei der Gefahr des Krieges, die gerade gegen Ende des Jahres 1728 noch einmal recht dringend erschien, zu erreichen und ob es

1. 18. Oct. Declariren sie an Kaiser, daß, wo mir der Kaiser nit maintenirt bei Posseß von Berge, oder mir ein Äquivalent jetzt benennet, ich an Tractat mich nicht binde und ich von abgehen will; denn ich thue willigst alles vor den Kaiser und soll alles thun vor nichts und in großer Ungewißheit; dieses thue wahrhaftig nit.

2. Der Articulus secretissimus, wie ihn Seckendorf vorschlug, lautet: Sollte wider alles Verhoffen die Commission oder auch der Reichshoffrath wider S. K. M. in Preußen, oder auch wider ihre Römisch Kais. und Kathol. Maj. in der Jülich- und Bergschen Sache sprechen, so sollen und wollen J. Röm. Kais. und Kathol. Maj. gehalten sein, Ihre Kön. Mt. ein wahres Äquivalent ex propriis zu geben. (O. D. ungef. 11. Dez.)

nicht auf jeden Fall das beſte geweſen wäre, wie denn beſtimmte und keinen Zweifel weiter zulaſſende Stipulationen für beide Theile immer das beſte ſind; aber Seckendorf hatte kaum die Erklärung von ſich gegeben, ſo reute ſie ihn auch ſchon wieder, und er ſuchte ſie mit aller Anſtrengung rückgängig zu machen.

Wenn man ſagen ſollte, worin wohl jemals Seckendorf den perſönlichen Einfluß über den König von Preußen, von dem ſo viel die Rede geweſen iſt, bewieſen hat, ſo iſt es hier geweſen.

Er ſtellte vor, ein Fall, wie der vorausgeſetzte, ſei nun und nimmermehr zu erwarten. In kurzem werde die Erbſchaft ſich erledigen, da der jüngſte der Brüder von Neuburg bereits 64 Jahre zähle, — dann werde der König in Beſitz von Berg und Ravenſtein treten, ein paar hunderttauſend Thaler Einkünfte davon ziehen; der Kaiſer ſei durch die klarſten Worte des Tractates verpflichtet, ihn dabei zu ſchützen. Wer wolle den Proceß wieder aufregen, der ſchon 100 Jahre ruhe? Geſetzt, es geſchehe doch, ſo habe der König ſo viel gutes Recht, daß er keinen widrigen Ausſchlag befürchten dürfe; aber auch zugeſtanden, daß eine ſolche Sentenz erfolge, wer wolle ſie gegen den Kaiſer und den König ausführen? Seckendorf behauptete, auch Ilgen ſei zuletzt dieſer Meinung geweſen. Hauptſächlich entwickelte er, daß es das unveränderliche Beſtreben des Wiener Hofes ſein müſſe, Preußen für ſich zu haben, mit ſo einleuchtenden Gründen, daß der

König davon vollkommen überzeugt wurde.[1] Sonst so eifersüchtig auf deutliche und unzweifelhafte Bestimmungen für die Zukunft, entschloß sich Friedrich Wilhelm diesmal, die Erwähnung eines Äquivalents fallen zu lassen. Es schien ihm unmöglich, daß sich Östreich jemals von der Verbindung mit ihm lossagen sollte.

Borcke theilte das Vertrauen des Königs mit nichten; er ließ sich durch eine besondere Urkunde (Decharge) bezeugen, daß der König ihn zur Nachgiebigkeit in diesem Puncte ermächtigt habe; er wollte die Verantwortung dafür nicht tragen.

So kam am 23. Dezember 1728 der Tractat zu Berlin zu Stande, den man als ein ewiges Bündniß bezeichnet hat. König Friedrich Wilhelm, der so lange eine mißtrauende, ja halb feindselige Haltung gegen Östreich beobachtet, kehrte zur Politik seines Vaters zurück. Mit ausdrücklicher Beziehung auf den ersten und zweiten Artikel des Kronvertrags erneuerte er die damals geleistete Garantie aller kaiserlichen Erblande, so in als außer dem Reiche, und zwar nach der im April 1713 erklärten Erbfolgeordnung, der pragmatischen Sanction, zu Gunsten Maria Theresias. Er versprach zur Behauptung derselben, erforderlichen Falles, ein Hülfscorps von 10000 M. ins Feld zu stellen, das auch in Ungarn, und zwar nicht in Italien, aber wenn der Kaiser dort angegriffen werde,

1. Die Eingabe Seckendorfs ist vom 10. Dez. Der König schrieb dazu General Bork, und Kuyphausen, ich glaube, daß er recht hat, denn es ist des Kaisers sein eigen Interesse, Preußen für sich zu haben.

zur Bedeckung anderer Provinzen desselben dienen sollte. Er versprach, auch im Reich die Reservate der kaiserlichen, namentlich der oberrichterlichen Macht aufrecht zu erhalten, überhaupt in und außer Reiches mit demselben für Einen Mann zu stehen; und sogar demjenigen, dem der Kaiser seine Erbtochter würde vermählen wollen, seine Stimme zum Römischen König zu geben. Nur Einen Vorbehalt machte hiebei der König. Er wollte zu nichts verpflichtet sein, wenn der Kaiser seine Tochter mit Don Carlos oder einem andern Prinzen, der kein deutscher sei, verheirathe. „Keinen Spanier," heißt es in einer seiner Randglossen, „keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir." Das erklärt er für seinen recht altdeutsch patriotischen Willen. So lautet auch der Artikel selbst auf einen Prinzen, der aus altem deutschen Reichsfürstengeblüt entsprossen sei. [1]

Dagegen übertrug nun der Kaiser seine Bergischen Ansprüche, ohne die Stadt Düsseldorf auszunehmen, auf Preußen und erklärte sich einverstanden, daß bei dem Abgange der drei Neuburgischen Brüder ohne männliche Erben der König diese sowohl als seine eigenen in Possessorio und Petitorio geltend machen, also Besitz ergreifen möge, selbst in dem Falle, daß die Statthalterschaft

1. Seckendorf: S. Kf. Mt. hat mir anbefohlen, E. K. Mt. nochmaln zu versichern, daß sie in dieser wichtigen Heirathssache mit ihrer Erzherzogin sicherlich keine Resolution fassen und sich vor Jemand erklären würden, wo sie nicht vorhero E. K. M. Meinung und Rath darüber eingeholet.

ſchon vorher einem Prinzen von Sulzbach anvertraut ſein möchte. Auch der Kaiſer machte ſich anheiſchig, den König von Preußen, wenn er angegriffen werde, mit einer anſehnlichen Hülfsmacht zu unterſtützen.[1] In allen wichtigen Angelegenheiten, namentlich den polniſchen, verſprach er ſich mit ihm allezeit vertraulich zu vernehmen.

Dahin gelangte man zuletzt im Laufe der Ereigniſſe und den mannichfaltigen Windungen der Negotiation.

Wir berührten ſchon und wollen nicht wiederholen, welch ein Verdienſt ſich Friedrich Wilhelm damit erwarb, daß er, ſo militäriſch die Natur ſeines Staates war, zwiſchen den großen Mächten, welche mit einander in Krieg gerathen zu müſſen ſchienen, den Frieden erhielt.

Eine andere Frage aber iſt, ob die Politik des Königs auch in jedem Augenblicke eben die rechte war; ob er nicht zu raſch auf den Bund von Hannover eingegangen iſt, ſo daß er ſich bald darauf genöthigt ſah, von demſelben zurückzutreten; ob der neue Bund mit Öſtreich den Intereſſen ſeines Staats ganz enſprach.

Dieſe Bundesgenoſſenſchaft gewährte den großen Vortheil, daß ſie die ſtärkſten deutſchen Kräfte vereinigte, die

1. Der Tractat (23. Dez. 1728) bei Förſter: Friedrich Wilhelm I. Urkundenbuch II., 215, freilich nach einer im Ganzen und Einzelnen incorrecten Abſchrift. Die vier Artikel am Ende erſcheinen im Original als Articuli secretissimi, es folgt alsdann noch ein Articulus separatus, der aus dem Wuſterhauſer Vertrag genommen iſt. — Am 3. Februar 1729 wurden die Ratificationen ausgewechſelt. Die Miniſter drückten ihren Wunſch aus, daß der Vertrag zum Ruhme Sr. Majeſtät und zum Vortheil des Hauſes ausſchlagen möge. Der König ſchrieb auf ihre Vorſtellung: Gott gebe ſeinen Segen.

Gesichtspuncte des Friedens und gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Religionsparteien erneuerte. Für die besonderen preußischen Dinge hatte es einen hohen Werth, daß der Kaiser die Erbfolgeansprüche an Berg anerkannte und gewährleistete. Aber einmal war die Verpflichtung, die Preußen übernahm, dagegen die östreichische Erbfolgeordnung zu vertheidigen, die von ganz Europa bestritten war, unendlich umfassender; sodann bedeutete es doch in der That etwas, daß die preußische Freundschaft dem Hause Östreich in den vorliegenden Verwickelungen unmittelbar zu gute kam, während aller Gewinn, den Preußen sich zu versprechen hatte, in der unbestimmten Aussicht entfernter Zeiten lag. Der Vertrag ist für die weiteren Verhältnisse beider Mächte so verhängnißvoll geworden, wie jene Abkunft über Schwiebus.

Zunächst gerieth König Friedrich Wilhelm darüber mit seinen nächsten Verwandten in die widerwärtigsten Irrungen, die zugleich in seine eigene Familie eingriffen; oder vielmehr der Abschluß des Vertrags war selbst ein Moment in denselben.

Wir müssen ihrer um so mehr gedenken, da der zu männlichen Jahren heranwachsende Thronerbe, der die allgemeine Theilnahme der Welt für seine Persönlichkeit erweckt hat, darin eine Rolle spielte und zum ersten Mal von sich reden machte.

Jugendjahre Friedrichs II.

Friedrich Wilhelm war ungewöhnlich früh vermählt worden, um die ältere Linie seines Hauses, — die andere bildeten die Halbbrüder seines Vaters, — so bald wie möglich fortzupflanzen. Auch wurden ihm in den ersten Jahren seiner Ehe drei Kinder geboren, von denen jedoch nur die Tochter am Leben blieb, die beiden Knaben starben; die preußische Krone hatte noch keinen Erben nach ihm, als ihm am 24. Januar 1712 wieder ein Sohn geboren wurde, zwar auch von zarter und oft schwankender Gesundheit, aber, wie man sogleich bemerkte, von nachhaltiger Lebenskraft. [1]

Die Welt empfing ihn im Sinne der alten Zeit, der obwaltenden Verhältnisse.

1. Vgl. die aus dem hannoverschen Archiv mitgetheilten Briefe Friedrichs I. in Ledeburs neuem Archiv Bd. III. In dem Notificationsschreiben 24. Jan. 1712 sagt der König: Gott habe ihm den Verlust seines im verflossenen Jahre verstorbenen Enkels wieder ersetzt und ihn „heut Vormittag umb halb zwölf Uhr“ — mit einem anderweiten wohlgestalten Enkel und Prinzen von Preußen und Oranien erfreuet.

Die Hausgenossen haben überliefert, wie der Erwerber der Krone, Friedrich I., der in der Geburt eines Prinzen die Erhörung seiner Gebete sah, unter dem Geläute der Glocken, welche dieselbe der Stadt ankündigten, seine Hände über den Neugebornen ausbreitete, das Leben desselben, seines Landes Zukunft aufs neue Gott empfahl und, seinen Geist in die ewigen Geschicke vertiefend, nicht aufstand, bis er auch in diesem Gebet erhört zu sein glauben durfte. So dankte man Gott in den Kirchen, daß er nach manchen betrübten Fällen das Haus und Reich seines Gesalbten, des Königs, aufs neue befestigt und vor aller Welt bestätigt habe.

Recht im Geiste der großen Allianz, welche seit einem Vierteljahrhundert die Politik und die Geschicke des Landes bestimmt hatte, lud man die Generalstaaten und Kaiser Carl VI. zu Taufzeugen ein.[1] Es bezeichnet das alte vertrauliche Verhältniß, daß die ersteren dem jungen Prinzen von Preußen und Oranien, denn diesen Titel gab man ihm in Erinnerung an seine Ältermutter, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, ein Geschenk machten, wie wohl begüterte Verwandten pflegten: zwei goldene Becher und eine goldene Cassette mit einem Leibrentenbrief auf 4000 Gulden. Indem der Kaiser die Pathenstelle annimmt, bei deren Antrag ihm Glück gegen seine Feinde

1. Es finden sich noch Dankschreiben für die Wahl zur Taufzeugin von Churfürstin Sophie, Hannover 3. Febr., und Herzogin Eleonore, Lüneburg 6. Febr.

in Rathschlägen und Handlungen gewünscht worden war, spricht er die Hoffnung aus, daß das gute Verständniß, das zwischen seinem und dem königlich preußischen Hause jederzeit gepflogen worden sei, bis ans Ende der Welt bestehen werde. In diesem Sinne fügte man bei der Taufe dem hohenzollerischen Namen einen habsburgisch-burgundischen bei; man nannte den Prinzen Carl Friedrich, obgleich man beschloß, ihn für gewöhnlich allein Friedrich zu nennen.[1] Der junge Prinz ward recht feierlich zum Fortsetzer eines Bündnisses eingeweiht, das er gerade unterbrechen sollte. Die Sage liebt es, an der Wiege eines Helden Vorahnungen seiner Bestimmung zu sammeln: die Geschichte findet eher das Gegentheil.

Friedrich Wilhelm vertraute die Pflege der ersten Jahre seines Sohnes denselben Händen an, unter denen seine eigene Kindheit gediehen war. Einer Französin, die ohne männliches Geleit die Auswanderung ihrer Familie durchzuführen gewußt hatte, um dem religiösen Zwange zu entgehen, Frau von Rocoulle, gebührt die Ehre, von zwei der thatkräftigsten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, die erste Erziehung, die so viel bedeutet, geleitet zu haben.[2] Den Fehler wenigstens, den man vielen Andern

1. Eine authentische Aufzeichnung hat sich hierüber noch nicht gefunden. Was aber die Sache historisch entscheidet ist ein Schreiben des Kaisers, seines Pathen, vom 6. Januar 1731 mit der Aufschrift: „Ihro Liebden Carl Friedrich Cronprinzen von Preußen und Churprinzen von Brandenburg meinem lieben Vetter.“

2. Sie war Sousgouvernante unter Frau v. Kameke. „Comme elle ne parle que Français, elle a appris sa langue aux enfants

in ihrem Falle vorwerfen darf, beging sie nicht: den eigenen Willen der ihrer Obhut anvertrauten Pflegebefohlenen suchte sie nicht zu brechen.

So hatte auch General Finkenstein, der dem Prinzen, als er in sein siebentes Jahr ging, von dem nunmehrigen König zum Oberhofmeister gegeben wurde, diesem selbst in seiner Jugend einige Jahre lang in einer ähnlichen Stellung zur Seite gestanden. Er war einer der seltenen Männer, vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht[1], von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirth und prächtiger Bauherr, christlich-fromm und vor allem tapfer. Er hat einst in Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener gerieth, ein paar Jahre als gemeiner Soldat die Pike getragen und sich dort, in der Fremde, durch kühne und glückliche Kriegsthaten emporgearbeitet; als Ludwig XIV. seine Waffen entschieden gegen Deutschland wandte, ist er zu den heimischen Fahnen zurückgekehrt; hier hat er dann zu dem Ruhme der preußischen Waffen nicht wenig beigetragen, bei Hochstädt wetteifernd mit Fürst Leopold, bei Malplaquet hat er in Erstürmung der französischen Schanzen wohl das Beste gethan. An seinem Beispiel bewährt Friedrich später den Grundsatz,

du roi, qui la parlent avec la même facilité que la langue Allemande.. Pöllnitz Lettres I, 35. Vgl. Erman: Memoires sur Sophie Charlotte 128.

1. Pauli, Leben großer Helden VIII., 280. auf seine Weise: »wenn unsre Kirche sich das Recht anmaßte, Heilige zu ernennen, so würde Finkenstein die Hoffnung haben, darunter aufgenommen zu werden.«

daß nur der zu befehlen verstehe, wer gelernt habe zu gehorchen. [1]

Auch den Untergouverneur, den ihm Friedrich Wilhelm beigesellte, Oberstlieutenant Kalkstein, hatte er in den Niederlanden als einen tapferen Kriegsmann kennen gelernt. So zuverlässig sie waren, so hielt der König doch für gut, ihnen eine ausführliche Instruction zu geben, die nun für ihn selber sehr characteristisch ausgefallen ist. Er legte dabei die für seine eigene Erziehung im Jahr 1695 geschriebene zu Grunde, veränderte sie aber in dem nunmehr in ihm ausgebildeten Sinne.

Es hatte in ihm schon immer ich weiß nicht ob mehr Widerwillen oder Mitleiden erweckt, daß man den jungen deutschen Fürstensöhnen so viel von dem Alterthum ihrer Häuser, der Hoheit ihres Blutes zu hören gab, ihnen mit dem Gepränge glänzender Titel den Hof machte, ohne sie auf die Forderungen des Lebens zu verweisen; er verbat sich ein solches Verfahren. Man soll einen Jeden, der den Prinzen sieht, verwarnen, daß er demselben nicht schmeichle; gäbe es Einen, der es dennoch thue, den soll man bei ihm verklagen; bei Leibe soll man seinen Sohn nicht hoffärthig machen. Den Pomp der fürstlichen Phrase: „unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden, unsers vielgeliebten Sohnes des Churprinzen Liebden", in dem sich sein Vater gefallen, die Erwähnung der „herrlichen" Lande,

1. Qui ne sait obéir, ne saura commander. Art de la guerre chant I.

der darin wohnenden „Millionen“ Menschen, veränderte Friedrich Wilhelm in die einfachen Ausdrücke: meine Frau, mein Sohn, das ganze Land; überdem trat das Ich an die Stelle des Wir. Wenn in der alten Instruction von Respect und Submission die Rede war, welche der Prinz seinem Vater und dessen Befehlen schuldig sei, so fügt Friedrich Wilhelm hinzu: diese Unterwürfigkeit dürfe nicht sklavisch sein; es ist der von seiner Hand beigeschriebene Ausdruck: daß der Prinz Vertrauen zu ihm haben, in ihm seinen besten Freund sehen, „brüderliche Liebe“ zu ihm fassen möge, das sollen sie ihm ins Herz predigen. Nur die nöthigsten, das Leben berührenden Gegenstände des Unterrichts haben Werth für ihn. Er verwirft das Studium der Genealogie, das früher empfohlen worden; statt „Geschichte des chur- und fürstlichen Hauses Brandenburg“ will er nur von preußischer Historie hören; Geographie soll der Prinz lernen mit Staatenkunde verbunden, die Landkarte in der Hand, und eine vollkommene Fertigkeit im Rechnen erwerben. Sehr bemerkenswerth bleibt es doch, daß der König das Latein geradehin verbietet; für ihn hatte die Anordnung der goldenen Bulle, welche die Kenntniß dieser Sprache von einem Churprinzen fordert, keine Bedeutung mehr. Mit methodischer Grammatik soll man ihn nicht plagen, schon genug, wenn er sich durch Übung einen fließenden französischen und deutschen Stil aneignet.

Und fragen wir nun weiter, worauf die Erziehung des Prinzen ſich richten ſollte, ſo iſt das dreierlei.

Wie ſeine Gouverneure zwei ausgezeichnete Kriegsmänner ſind, ſo ſoll er hauptſächlich mit Offizieren umgehen, Begierde zu Ruhm und Bravour, Liebe zu den Soldaten faſſen; man ſoll ihm auf das nachdrücklichſte einprägen, daß er ein verachteter Menſch wäre, wenn er nicht ein Soldat würde.

Das zweite: man ſoll einen guten Wirth aus ihm machen; gegen Pracht und überflüſſigen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art der Verſchwendung ſoll und muß man ihm Ekel beibringen.

Endlich, er ſoll ein guter evangeliſcher Chriſt werden. Man ſoll ihm den Ungrund der katholiſchen Lehre ſo ſtark wie möglich darlegen, von den verworfenen Secten aber, von Arianismus, Sociniamismus, auch den Meinungen der Quäker, ihm lieber gar nicht ſprechen.

Dieſe religiöſe Tendenz tritt beſonders in einem Stundenplan, welcher im J. 1725 vorgeſchrieben wurde, und zwar mit dem übertriebenen Eifer jener Zeiten hervor.

Der Prinz ſoll ſich früh und raſch erheben, ſogleich ein kleines Gebet auf den Knieen ſprechen; nachdem er ſich

1. Inſtruction und Beſtallung welche ich F. W., — meines Sohnes des Kronprinzen verordneten Oberhofmeiſter und Sousgouverneur meinen Generallieutenant Graf von Finkenſtein und Obriſten von Kalkſtein ertheilt; abgedruckt bei Cramer: Zur Geſchichte Friedrich Wilhelms nr. 1. In einer Privatſammlung exiſtirt das Original, d. i. die alte Inſtruction eigenhändig von Friedrich Wilhelm durchcorrigirt (wovon mir eine Abſchrift vorlag), welche ſeinen Sinn noch originaler darſtellt als die übrigens (von Marſchall) wohlgefaßte Umarbeitung ſelbſt, in der das Schroffe wieder gemildert iſt.

hurtig angezogen und in wenig Minuten Thee und Frühstück eingenommen, wird in Gegenwart aller Diener ein großes Gebet auf den Knieen gehalten, ein Capitel aus der Bibel geleſen, ein gutes Lied mit lauter Stimme geſungen; die Fechtſtunde wechſelt ab mit Information in der Religion. Sonſt geht der Prinz alle Morgen mit dem König nach der Parade; Sonntags marſchirt er an der Spitze ſeiner Compagnie mit ihm nach der Kirche. In einer gewiſſen Beziehung hiezu ſteht die ſonderbare Form des Unterrichts, den man ihm in der allgemeinen Geſchichte ertheilte. Man ließ ihn das Theatrum europäum leſen, deſſen erſte Bände die Religionskriege umfaſſen.[1]

Es leuchtet ein, daß es Friedrich Wilhelm nicht auf eine freie Ausbildung angeborner Geiſtesgaben noch auf die Aneignung allgemeiner Cultur abſah: Erziehung und Unterricht hatten bei ihm ein beſtimmt vorgeſtecktes Ziel; er wollte einen Mann aus ſeinem Sohne machen, wie er ſelber einer war, und beinahe ließ es ſich an, als werde es ihm mit ſeiner Methode gelingen.

Im Februar 1719 meldet General Finkenſtein, der Prinz treibe ſeine Studien fleißig, wenn gutes Wetter ſei, gehe er nach dem Marſtall, ſteige zu Pferde, beſuche

1. Bei Cramer S. 21. findet ſich auch das „Reglement wie mein älteſter Sohn Friedrich ſeine Studien zu Wuſterhauſen halten ſoll.“ Es muß heißen Stunden: das Datum iſt 3. Sept. 1725, nicht 1721. Die Abſchrift nach welcher der Druck gemacht worden, war ſehr mangelhaft. Zur Ergänzung dient: Inſtruction wie mein Sohn Fr. ſeine Stunden ſoll halten zu Potsdam. Die Inſtruction für das Joachimsthalſche Gymnaſium von 1731 (Mylius I, 11, 254) hat manches Ähnliche, z. B. §. 14, §. 15.

die Cadetten, ſchieße nach der Scheibe. Man bildete ihm eine Compagnie aus dieſen Cadetten.

Auch von dem Prinzen ſind Briefe aus dieſer frühen Zeit übrig [1], worin er mit kindlicher Hand, aber in Ausdrücken, wie ſie ein alter Hauptmann brauchen würde, vom Zuſtand ſeiner Compagnie Nachricht ertheilt; er ſendet regelmäßig ihre Liſten ein. Oder er giebt an, wie weit er im Theatrum europäum gelangt iſt: dem Sinne, der dadurch in ihm rege geworden, entſpricht es, wenn er dem Vater eine in deſſen Abweſenheit ihm vorgekommene Satyre gegen Papſt und Prätendenten zuſendet. Ein andermal vertraut er dem Vater, daß die Königin ein paar ſchöne Recruten nachzuweiſen wiſſe, nur dürfe ſie nicht erfahren, daß er, der Prinz, es anzeige; oder er ſpricht ſein Bedauern aus, daß er einer beſtimmten Muſterung nicht beiwohnen und die ſchönen Leute des Königs ſehen könne. In kurzem werden auch ihm deren für ſeine Compagnie zugeſchickt, die er dankbar annimmt. Er lebt und webt in militäriſchen Beſchäftigungen: auf dem Schloſſe ward ein kleines Zeughaus mit allen Arten von Gewehr für ihn in Stand geſetzt. „Meine Wiege," ſagt er einmal, „war mit Waffen umgeben, in der Armee bin ich aufgezogen worden." Schon macht ihm die Jagd Vergnügen: er hat ſeine Freude über eine Koppel Hunde, mit

1. Ein paar Briefe, wo man dem Kinde offenbar die Hand geführt hat, 21. und 27. Juli 1717 an den König, wird man ihm nicht anrechnen wollen; der älteſte, von dem man ſagen kann daß er ihn geſchrieben, iſt vom 21. Febr. 1719.

der er Hasen hetzt; im October 1720 schießt er, wie er selber erzählt, ein Feldhuhn im Fluge.

Es scheint alles einmal wieder so werden zu wollen, wie es unter seinem Vater ist. Auch Friedrich correspondirt mit dem Fürsten Leopold über große Soldaten und den Ausfall der Jagden. Gundling, der des Königs Abendgesellschaften mit seiner Art von Gelehrsamkeit erheiterte, wobei er sich jedoch in die Rolle eines Hofnarren verlor, speiste auch bei dem Sohne und man war sehr lustig. In seinen Briefen schreibt Friedrich den Namen Gottes zuweilen in Unzialbuchstaben aus. Man hat von ihm einen kleinen Aufsatz aus seinem neunten Jahr, worin er einige Grundsätze positiver Rechtgläubigkeit über Gott und Christus und die Einwirkungen des Satan mit vieler Überzeugung ausspricht. Man weiß die Psalmenmelodien zu nennen, an denen er besonders Wohlgefallen gefunden hat.

Das ist nun aber wohl nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien, und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen.

In jenen ältesten Briefen zeigt der junge Prinz schon Spuren einer Gewandtheit und Feinheit, die dem Sinne des Vaters fern lagen. Sehr merkwürdig ist der erwähnte kleine Aufsatz. Das erste Wort, das Friedrich je aus eigenem Nachdenken aufzeichnete, lautet: „man muß das

Herz auf dem rechten Fleck haben.“ Eine andere Maxime, die da vorkommt, dürfte man wohl von dem Vater nicht erwarten: „man müsse nichts zu stark lieben.“ Geistige Auffassung ist in jedem Worte des Knaben zu bemerken. Wer ihn sah, erkannte das Regen eines eingebornen Talents, und es war an sich nicht zu erwarten, daß sich dies gerade in den Bahnen des Vaters bewegen werde.

Der Mann nun, der auf die eigenthümliche Entwickelung des Heranwachsenden den meisten Einfluß geübt hat, ist sein täglicher Lehrer, Duhan de Jandun, gewesen.

Auch dieser war ein eingewanderter Franzose, den Friedrich Wilhelm einst in den Laufgräben von Stralsund als einen tapfern Freiwilligen kennen gelernt, so daß er ihn für besonders geeignet halten mochte, den Prinzen nach seiner militärischen Absicht zu unterweisen.

Duhan hatte aber mehr natürlichen Sinn für die Studien als für die Waffen, und hiedurch besonders wirkte er auf seinen Zögling. Friedrich hat selbst einmal in einem lebendigen Erguß seiner Gefühle das Verhältniß bezeichnet, in dem sein Lehrer zu ihm stand. Er dankt ihm vor allem, daß er den Kreis von Gedanken und Bestrebungen durchbrochen, die ihn umfaßt hielten, wie er sagt, der Unwissenheit, worin seine blöde Unschuld schlief. Duhan ließ ihn noch ein anderes Verdienst ahnen als das, wovon im Umgang mit Fürst Leopold und seinem Vater die Rede war, sprach ihm von einem Fürstenruhm, der nicht von dem Schwerte abhängt, wie ihn Titus und

die Antonine erworben, richtete seinen Blick von der getümmelvollen Thatkraft der Männer des Theatrum europäum und den verwickelten Bestrebungen religiös-politischer Kämpfe auf die persönliche Lebensweisheit, die in einem beruhigten Zustand möglich ist, auf Denker und Dichter des Alterthums, wie Socrates und Horaz sind.

Was dem Lehrer zugeschrieben wird, war ohne Zweifel zugleich die natürliche Wirkung der neueren und älteren Autoren, mit denen ihn derselbe bekannt machte, auf den empfänglichen und emporstrebenden Geist.

Wenn es auf methodischen Unterricht ankam, einen solchen zu geben, war Duhan nicht fähig [1]. Er verstand nicht viel mehr als seine Muttersprache; statt brandenburgische Historie zu treiben, gab er dem Prinzen Anweisung, französische Verse zu machen.

In dem Leben eines Menschen in der vorgeschrittenen Entwickelung der Welt ist nichts so wichtig als das Verhältniß, in das er sich zur Literatur setzt. Duhan vermittelte, wohin der Genius seines Schülers sich ohnehin neigen mochte, daß derselbe Geschmack an der Lectüre bekam.

Später hat Friedrich bemerkt, man lerne niemals so gut von Menschen als aus Büchern; das unterrichtendste Gespräch sei das mit den Todten, welche nicht aus irgend

1. In dem Reglement heißt es von dem geographischen Unterricht: Kalkstein soll dabei das Beste thun. So sagt dieser auch selbst, daß er mit dem Prinzen wohl die meiste Arbeit gehabt habe.

einer Rückſicht reden; aus den Büchern der Geſchichte könne man das Urtheil abnehmen, das man ſelber zu erwarten habe. Darin beſteht die unmittelbarſte Beziehung des individuellen Geiſtes zu dem allgemeinen Leben des menſchlichen Geſchlechts, es iſt vielleicht für einen Jeden entſcheidend, wo dieſe ſich anknüpft.

In den Deutſchen jener Zeit regte ſich das Gefühl, daß ſie in freier Ausbildung der Perſönlichkeit hinter andern Nationen und zunächſt hinter ihren weſtlichen Nachbarn, die ihnen ſo manchen andern Antrieb gegeben, zurückſeien. Nicht übel iſt die Schilderung eines ſchönen Geiſtes, welche Pater Bouhours aufſtellte, daß nämlich ein ſolcher richtig denke, tief eindringe, dabei doch auch Zartheit habe, zugleich umfaſſend und deutlich, beſcheiden und fruchtbar ſei. Aus einer der früheſten Schriften von Thomaſius kann man ſehen, welchen Eindruck dieſer Begriff von ſchönem Geiſt und gutem Geſchmack in Deutſchland machte; eigentlich mit einer Anerkennung deſſelben hat dieſer Autor ſeine Laufbahn begonnen.

Von dieſen Vorzügen der franzöſiſchen Bildung ward nun auch Friedrich durchdrungen. Franzöſiſche Bücher waren wohl jetzt ausſchließend ſeine Lectüre. Er fand Geſchmack wie an ihrem präciſen und witzigen Ausdruck, für welchen ihm ſelbſt eine natürliche Anlage inwohnte, ſo an dem ganzen Begriff von Leben und Welt, den ſie mittheilten.

Und wie junge Menſchen zu thun pflegen, dieſen

Begriff wandte er nun auf die Dinge und Perſonen an, die er um ſich her ſah; an ſeines Vaters Hofe glaubte er Niemand zu finden, dem er Bildung zuſchreiben könne, es müßte denn Einer und der Andere geweſen ſein, der ſich viel mit franzöſiſcher Lectüre beſchäftigte.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig die Umgebung, namentlich eine militäriſche, den jugendlichen Sinn zu ergreifen pflegt, ſo würde der Widerſpruch, in den Friedrich ſich gegen die ſeine ſetzte, zumal da er doch zuletzt noch mehr angebornen militäriſchen Geiſt als literariſchen bewieſen hat, noch auffallender ſein, wenn man nicht wüßte, daß die Königin, ſeine Mutter, dazu beitrug.

Sophie Dorothee war niemals ganz auf die Geſichtspuncte ihres Gemahls eingegangen; der einfache, beſchränkte, von Allem was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente entblößte Haushalt genügte ihr nicht; ſie tadelte Vieles von dem, was der König vornahm, und ſah nach, wenn ihre beiden älteſten Kinder ſich das Nämliche erlaubten; ſie richtete die Augen derſelben nach dem lebensfroheren Ausland. Unter dieſer zuſammentreffenden Einwirkung, denn die Mutter liebte und begünſtigte zugleich die Studien, jenen Ehrgeiz der Cultur, begann der Prinz das knappe enge Soldatenweſen halb und halb für eine Pedanterie zu halten, an Paraden und Revüen eher Mißbehagen zu empfinden. Er dachte, einem Fürſten gezieme es eben ſo wohl auf geiſtige Vergnügungen zu denken, wie ſie Muſik, Theater und heitere Geſelligkeit darbieten.

Um so mehr war es ein Ereigniß für ihn, daß er im Februar 1728 den Hof von Dresden sehen durfte.

Die Mißhelligkeiten, welche bisher zwischen Friedrich Wilhelm I. und August II. obgewaltet, waren ausgeglichen worden; und so verschieden, ja beinahe entgegengesetzt ihre Sinnesweise bisher erschienen war, so. trat doch nach und nach manches heraus, was sie gemein hatten. August zeigte besonders in seinen späteren Jahren eine steigende Vorliebe für das Militärische; Friedrich Wilhelm folgte wenigstens darin noch dem alten Herkommen der Höfe, daß er zu Zeiten an langen, reichlichen Gelagen gern Theil nahm. Nun hatte August II. sich aus seinen vertrautesten Cavalieren eine besondere Gesellschaft (runde Tafel) gebildet, als deren Patron er erschien; König Friedrich Wilhelm, der als Genosse und Mitbruder eintrat, ward bald darauf als Compatron anerkannt, mit dem Recht die Gesellschaft zusammenzuberufen, neue Mitglieder aufzunehmen. Patron und Compatron sind die Titel, mit welchen die beiden Fürsten sowohl unter einander als von den vertrautesten Dienern bezeichnet werden. Sie machten einen förmlichen Vertrag, wie Einer den Andern ohne Ceremonie und selbst ohne Ankündigung sollte besuchen, sein Mittag- oder Abendessen bei dem königlichen Gastfreund oder auch bei wem ihm sonst beliebe, ohne Rücksicht auf Rang, einnehmen können. Die Hauptsachen aber blieben doch wohlvorbereitete Zusammenkünfte, bei denen sie einander mit Prunk und Aufwand bewirtheten. Die erste

fand im Carneval 1728 statt, wo der König und der Kronprinz von Preußen in Dresden erschienen. Es wäre unnütz, die Festlichkeiten zu schildern, von denen damals eigene Beschreibungen in Prosa und Versen herauskamen, die dann oft excerpirt worden sind. Merkwürdiger ist es, welchen Eindruck dieses Dresden auf Vater und Sohn hervorbrachte. Friedrich Wilhelm bewunderte die Magnificenz dieses Hofes, gegen welchen die Pracht seines Vaters „Lapalie" gewesen sei; wäre es möglich, Gold zu machen, so würde er glauben, der König von Polen besitze dies Geheimniß. Er verglich die Anstalten zur Jagd, die Fasanengärten, die Orangerie, die Sammlungen, wie das grüne Gewölbe, mit seinen eigenen und gestand, daß jene unvergleichlich besser seien. Aber er unterließ nicht, auch den militärischen Dingen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von der Festung Königsstein urtheilte er, sie verdiene, daß man 100 Meilen danach reise, dagegen das Zeughaus von Dresden erklärte er für tausendmal schlechter als das Berliner; — von der Infanterie fand er einige Regimenter sehr gut, andere erbärmlich, auch manche Offiziere von Verdienst; was aber dabei seine Mißbilligung erweckte, war die geringe Achtung, in der dieselben standen, so daß man sie wohl, sagt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau, „mit den Lakaien paradiren" lasse.[1] Er hielt es für seine Pflicht, ihnen

1. Schreiben Friedrich Wilhelms an den Fürsten von Anhalt, Potsdam 13. Februar 1728, nachdem er den Abend zuvor angelangt war.

und ſeine kleine Wirthſchaft zu führen; er hielt ihn um ſo kürzer und ſtrenger: aber dies hatte dann wieder die Folge, daß der Prinz Schulden machte. Wenn dieſe dann einmal, nicht ohne harte Worte, zum Theil bezahlt wurden, ſo hielt Friedrich ſich nicht für verpflichtet, dem Vater die Meinung zu benehmen, als habe er ſie nunmehr alle getilgt.

Und in der Auffaſſung der höchſten Dinge ſo gut, wie in den täglich vorkommenden, trat ein Gegenſatz zwiſchen ihnen hervor.

Friedrich Wilhelm, obwohl, wie ſein ganzes Haus, von reformirtem Bekenntniß, nahm doch an einem der wichtigſten calviniſtiſchen Dogmen, dem Lehrſatze von der unbedingten Gnadenwahl, der dem Gemeinſinn, der in ihm lebte und webte, widerſprach [1], Anſtoß, und erklärte ſich, ohne nach dem Zuſammenhang des ganzen Lehrgebäudes zu forſchen, für die lutheriſche Auffaſſung in dieſem Stücke. Der Prinz dagegen faßte gerade für dieſe Lehre, die etwas tiefſinnig Großartiges hat und ihm beſſer aus den Beweisſtellen zu folgen ſchien, eine entſchiedene Vorliebe. Die Prediger zwar, die ihn unterrichteten, hätten nicht gewagt, ihm ein Wort davon zu ſagen, aber ſchon war er ſelbſtändig genug, um ihrer nicht mehr zu bedürfen. [2]

1. In den eigenhändigen Bemerkungen zur Inſtruction heißt es: „ſollen ihn nicht zum Particulariſten machen, ſondern ſoll die univerſaliſche Gnade glauben von Chriſtus.“

2. In den Fluchtacten findet ſich die Ausſage des Hofpredigers Andreä, er habe den Kronprinzen nicht anders unterrichtet, als die h. Schrift und die Glaubensbekenntniſſe der Reformirten, inſonderheit

Er nahm sich die Zeit, Büchercataloge durchzusehen, und wenn er auf einen Titel stieß, der in diese Streitfrage einschlug, versäumte er nicht, sich das Buch zu verschaffen; da er einmal Antheil, ja Partei genommen, so hat es ihm keine große Überwindung gekostet, sich an Autoren, wie Jacob Basnage, zu wagen, durch die er sich dann in seinen Meinungen befestigte.

Dem haushälterischen, soldatischen, in religiösen Dingen an einer einfachen und praktisch anwendbaren Formel festhaltenden Vater setzte sich dergestalt in dem Sohne eine auf Literatur und Kunst gerichtete, der Tiefe und Forschung zugewandte Sinnesweise, die aber auch an äußerem Wohlleben Gefallen fand, entgegen. Der König hatte keinen Sinn dafür, daß diese zu etwas Rühmlichem und Gutem, er sah nur, daß sie auf Abwege führen könne, und verwarf sie von Grund aus.

Der Prinz wünschte, eine größere Reise zu unternehmen, vielleicht in Begleitung von Kalkstein, der einst dem König davon gesprochen hat, zu seiner Ausbildung und zu seinem Vergnügen: aber der König mochte fürchten, daß er sich dann vollends einem unheimischen Wesen zu-

auch des Chf. Johann Sigismunds, welches Deponent sammt allen Hofpredigern nach Sr. K. Mt. Befehl zweimal unterschrieben, es erforderten: — er habe den Kronprinzen auf die Gnade in Christo und ein gottseliges Leben hinzuführen gesucht. Von dem Rathschluß Gottes habe er wegen der Jugend des Kronprinzen noch abstrahirt „und ihm nur gesagt, daß diese Materie vor ihn, den Kronprinzen, noch zu hoch sei.“ — Es war die Histoire de la religion des églises reformées von Jacob Basnage, was der Prinz las. —

wenden, ihm entfremden werde, und wollte nichts davon hören.

Im Sommer und Herbst 1728 kam es zwischen beiden zu offenem Mißverständniß. Der Prinz beklagt sich, daß die Gnade seines Vaters sich in Haß zu verwandeln scheine: wiewohl er sich geprüft, habe er seines Wissens sich nichts vorzuwerfen. Der König antwortete ihm mit Scheltworten über sein unmännliches („effeminirtes") Wesen; er solle doch wenigstens seinem Vater zu Liebe sich anders bezeigen, aber er folge nur seinem eigensinnigen Kopfe.[1]

Damit ist nicht gesagt, daß der wachsende Unwille seiner Vaterliebe eben für diesen Sohn Eintrag gethan habe. Um diese Zeit gedenkt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau einer Krankheit, in die der Prinz gefallen war. „So lange die Kinder gesund sind", sagt er, „so weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Und so blieb trotz allen Haders auch Friedrich in seinem Herzen gesinnt. Es kam einst hierüber, bald nach jenen unerfreulichen Erklärungen, im October 1728 zu einer Scene zwischen Vater und Sohn, die ihres gleichen nicht hat.

Man feierte den Hubertustag in Wusterhausen mit einer großen Tafel: der Prinz saß der Königin gegenüber neben dem sächsisch-polnischen Gesandten Suhm und wiederholte, was er ihm oft schon gesagt, daß er es

1. Der Brief (11. Septemb. 1728) bei Cramer.

in der Knechtſchaft, in der er leben müſſe, nicht auszuhalten im Stande ſei, ob ihm nicht vielleicht der König Auguſt II. durch ſeine Vermittelung die Erlaubniß zu einer Reiſe verſchaffen könne, nur damit er etwas mehr Freiheit genieße. Gegen ſeinen angebornen Sinn, aber durch den Gebrauch der Tafel fortgeriſſen, trank er mehr als gewöhnlich; er ſprach ſo laut, daß man ihn über den Tiſch hörte und die Königin ängſtlich wurde, was den Prinzen nicht abhielt, die Ergießungen über ſeine Leiden fortzuſetzen; nur ſo oft er ſeinen Vater anſah, fühlte er ſich darin geſtört und unterbrach ſich mit den Worten: „Ich liebe ihn dennoch". Die Königin war weggegangen; der Prinz wollte nicht gehen, ehe er nicht von ſeinem Vater Abſchied genommen. Er zog die Hand, die dieſer ihm reichte, über die Tafel hin an ſich, bedeckte ſie mit Küſſen; einmal in dieſer Stimmung ging er dann zu ihm, umfaßte ſeinen Hals, warf ſich auf ſeinen Schoos. Von den Anweſenden war Keiner, der ihre Stimmung gegen einander nicht gekannt hätte; die einen riefen dem Prinzen ein Lebehoch zu: andern traten die Thränen in die Augen; „ſchon gut," ſagte der König, „ſchon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl." [1] Abends in der

1. Schreiben von Suhm 21. October 1728 im Dresdner Archiv. — Als der König im Juni 1728 nach Preußen ging, gab er Kalkſtein, auf deſſen Bitte, eine neue Inſtruction, worin die Geſellſchaft des Prinzen beſtimmt, der Unterricht des Ingenieurs, Major Senning, für früh und Nachmittag feſtgeſetzt wird. (16. Juni). Nach der Rückkunft des Königs bat Kalkſtein, ſowohl für ſich als für Finkenſtein, um den Abſchied. Im Frühjahr 1729 trat Rochow bei ihm ein.

Tabacksgesellschaft erwähnte man diesen Vorfall nicht, auch erschien der Prinz nicht, doch hat man den König niemals vergnügter gesehen.

Dennoch soll es Leute gegeben haben, welche ihm sagten, es sei alles Verstellung.

Nur zu bald kehrten die alten Mißverständnisse wieder. In einer Instruction, die der König im März 1729 dem Oberst Rochow ertheilte [1], der den Prinzen als Gesellschafter und Freund begleiten sollte, wiederholt er seine alten Klagen: der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, halte nichts auf seinen Leib, habe Hoffart im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberst solle alles mögliche thun, um einen braven Kerl und honnetten Offizier aus ihm zu machen; wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück ansehen.

Seinerseits dagegen nahm Friedrich gern diejenigen in Schutz, welche in Strafe verfielen: er bezeigte denen Verachtung, die beim König gut standen.

Der König meinte, wenn er ihn 30 Schritt weit kommen sah, schlimme Gedanken zu bemerken, die er im Herzen habe, und behandelte ihn danach. Er sagte ihm wohl: ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen, aber nicht der Prinz:

1. „Instruction vor den Obristlieutenant von Rochow der bei meinem ältesten Sohn Friedrich sein soll, ihm Gesellschaft zu leisten, als ein guter Freund. (17. März.)

der müſſe bei ihm bleiben und ſich ihm „conformiren“, oder er werde ein ſaures Leben haben.

Er gab ſeinem Tadel ſo viel Öffentlichkeit als möglich. Erſt vor den Hausgenoſſen, dann den Offizieren des Regiments, dann den Generalen ſprach er ihn aus. Dem Prinzen machte das, ſtatt den mindeſten Einfluß auf ihn auszuüben, nur ſeinen Zuſtand unerträglich, und der Wunſch ſtieg in ihm auf, ſich auch wider den Willen ſeines Vaters vom Hofe loszureißen.

Was ihn noch abhielt, einen reſoluten Entſchluß zu faſſen, war die unentſchiedene Lage der Verhältniſſe zu England, die Europa umfaßten, für ihn aber, da ſie ſeine Vermählung betrafen, zugleich die allerperſönlichſte Beziehung hatten.

Der dynaſtiſche Beſtandtheil der europäiſchen Geſchichte hat hier wie ſo oft die innigſten Beziehungen zu den allgemeinen Angelegenheiten: richten wir jetzt unſere Augen näher auf dieſe Verwickelungen.

Irrungen zwiſchen dem preußiſchen und dem engliſchen Hofe.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 mit dem König von England in Allianz trat, verhandelte, wie wir berührt, ſeine Gemahlin zugleich über eine neue Familienverbindung.

Die Rede war zunächſt von einer Vermählung der älteſten preußiſchen Prinzeſſin, Friederike Wilhelmine, mit

dem dereinſtigen Thronerben von England, Friedrich, Sohn des Prinzen von Wales: die engliſche Nation ſchien ſie zu wünſchen; der anweſende Miniſter war ſehr dafür; König Georg I. gab ſeiner Tochter, deren Herz daran hing, die beſten Zuſicherungen.

Bindend aber waren dieſe nicht, nicht einmal ſchriftlich.[1] Man hielt in Berlin dafür, daß die Sache weder den deutſchen Miniſtern in Hannover, noch einigen Andern von der nahen Umgebung Georgs I. gefalle. Dieſer Fürſt ſagte nur immer, man ſolle ihn nicht drängen, ſein Blut ſei ihm lieber als alles andere, aber er könne unreife Dinge nicht zu reifen machen. Er hatte hoffen laſſen, den Prinzen Friedrich, der ſich in Hannover aufhielt, nach Berlin zu ſchicken, um die ſpätere Verbindung durch genauere perſönliche Bekanntſchaft zu vermitteln: ſo ſehr es der junge Prinz wünſchte, ſo vortheilhaft es vielleicht auch für ihn hätte werden können, unter den Augen des Königs von Preußen eine ſtrengere Schule durchzumachen, ſo geſchah es doch nicht. Die eintretenden politiſchen Irrungen trugen eher bei, die Gemüther einander zu entfremden. Als Georg I. (1727) auf der Reiſe nach Hannover unerwartet ſtarb, war noch nichts darüber feſtgeſetzt.

Es iſt ein Irrthum, wenn man annimmt zwiſchen deſ-

1. Friedrich Wilhelm an Wallenrodt 12. Aug. 1727 „daß der hochſelige König, wie Lord Townſhend gegen euch vorgegeben, über dieſes Sujet jemals an uns geſchrieben und uns deshalb eine poſitive Promeſſe gegeben habe, deſſen erinnern wir uns nicht.

ſen Nachfolger Georg II. und Friedrich Wilhelm I. ſei nun ſofort ein alter, perſönlicher Widerwille hervorgebrochen.

Eine eigenhändige Inſtruction des Königs von Preußen an ſeinen Geſandten Wallenrodt liegt uns vor, welche nichts anderes als den dringenden Wunſch ausdrückt, ein gutes Vernehmen anzuknüpfen.

Er wiederholt darin ſein Verſprechen, niemals zuzulaſſen, daß die deutſchen Provinzen des Königs von England beläſtigt oder über den Haufen geworfen würden; nur dürfe derſelbe den Kaiſer auch nicht von da aus angreifen noch fremde Truppen nach Deutſchland führen. Aus einem für beide Theile geltenden Grunde legte er ihm die Nothwendigkeit ans Herz, eine Vermittelung in der ſchleswigſchen Angelegenheit zu verſuchen. Denn ſonſt würde der Kaiſer die Gelegenheit erlangen zu den Waffen zu greifen, es ſei aber eine alte Maxime der Reichsfürſten, ihm eine ſolche nicht darzubieten.

Der Gedanke einer Familienverbindung war ſo wenig aufgegeben, daß er vielmehr erſt noch weiter ausgedehnt wurde.

Schon ſeit manchen Jahren war zwiſchen den beiden Schwägerinnen, der jetzigen Königin von England, Caroline, und der Königin von Preußen, gebornen Prinzeſſin von Anſpach, die Rede davon geweſen, durch eine doppelte Vermählung, nicht allein der preußiſchen Prinzeſſin mit dem engliſchen Thronerben, ſondern auch des preußiſchen Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin, die

Familien auf immer zu vereinigen; hievon ward jetzt, was bisher nicht geschehen, offiziell gehandelt.

König Friedrich Wilhelm I. war in diesem Augenblicke weit entfernt, sich dagegen zu setzen; er hat seinen Gesandten Wallenrodt am 12. August 1727 ausdrücklich beauftragt, mit der neuen Königin darüber zu sprechen.[1]

Nur machte er hiebei eine seinem Selbstgefühl und preußischen Ehrgeiz entsprechende Bedingung. Es war ihm immer vorgekommen, als suche man in England die zwischen beiden Häusern bestehende Verwandtschaft als ein Motiv politischer Verbindung in jedem Momente zu benutzen[2]: er wünschte diese Dinge auseinander zu halten, vor allem das persönliche Vertrauen herzustellen; so viele Versicherungen er für die deutschen, ja auch die allgemeinen Angelegenheiten ertheilen ließ[3], so wollte er doch nicht, daß von einer neuen Allianz die Rede wäre.

Wie der Zweck der ganzen Einrichtung, die er mit so unabläßiger Anstrengung durchführte, dahin ging, sich

1. Er könne ihr einen Begriff darüber machen, daß eine gedoppelte Heirath zwischen unser und der k. englischen Familie das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen immerwährenden guten Vernehmen zwischen beiden königlichen Häusern unfehlbar sein werde; hievon müsse man den Anfang machen.

2. Z. B. wenn der Congreß von Cambrai sich versammle, so solle der preußische Gesandte, wofern er einen hinschicke, nicht gegen England sein.

3. „Je veux savoir tous les secrets également comme le Roi T. Chr. et le roi de Gr. Br. et regler avec eux tout ce qui se passera et comme partie, mais pas en subalterne et inférieur, mais également comme lesdits rois.“ (Aus einer Erklärung des Jahres 1726).

von allem fremden Einfluß unabhängig zu machen, so war er für nichts so empfindlich, als wenn Jemand einen solchen auszuüben oder ihn als einen minderselbständigen mit sich fortzureißen suchte. Das hauptsächlich hatte ihn aus der Allianz mit Hannover getrieben, daß er vermuthen mußte, man verfolge da noch andere Zwecke, als die ihm mitgetheilt waren. Selbst bei seiner Annäherung an den kaiserlichen Hof meinte er nicht eigentlich sich demselben unterzuordnen: er fühlte vielmehr seinen Ehrgeiz geschmeichelt, daß ein mit so prächtigen Ansprüchen und Vorrechten prangender Fürst seine Freundschaft so eifrig suchen mußte. „Ohne Eitelkeit," sagt er einmal, „ich habe Ehre erworben für das Haus Brandenburg. Ich habe meine Tage nie nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge gethan. Meine Maxime ist, Niemand zu verletzen, aber mir auch nicht auf die Füße treten zu lassen." Es war das große Staatsprinzip, Niemand zu brauchen, um zu bestehen; keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen. Diesen Grundsatz wollte er nicht gegen die Verbindungen seiner Kinder aufgeben, wenn sie auch noch so angemessen wären: er wollte die Heirathen schließen, aber ohne die politische Allianz zu erneuern. Dagegen in England blieb man dabei, daß die Angelegenheiten der Politik und der Familie zusammengehen müßten. Als der Königin Caroline, die überhaupt An-

fangs einen gewiſſen Einfluß ausübte[1], die erſte Eröffnung geſchah (der Geſandte ſprach nur in eigenem Namen), verſicherte ſie zwar, daß ſie nichts mehr wünſche, als die doppelte Vermählung, daß ſie auch für ihren Sohn keine beſſere Gemahlin wiſſe, als die preußiſche, welche Verſtand habe und ſich zu betragen verſtehe; „aber um Gottes Willen", fügt ſie hinzu, „wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen, erſt wollen wir die Geſchäfte in Ordnung bringen, dann kann ich mit Erfolg an der Heirath arbeiten."[2]

Sah es nicht wirklich aus, als betrachte der engliſche Hof dieſe Vermählung als eine Gunſt, die durch anderweite Zugeſtändniſſe zu erwiedern ſei? Für Friedrich Wilhelm bedurfte es nichts weiter, um ihn in der Seele zu entrüſten. Wenn der Herr die Dame, ſagt er, von ſeiner Tochter redend, ſo iſt die Dame den Herrn werth. Seinem Geſandten antwortet er, es ſcheine als wolle man ihn gleichſam zwingen, ſich in neue Verpflichtungen einzulaſſen, als meine man, ihn durch jene Heirath dazu bringen zu können: ſolche Vortheile aber finde er dabei nicht, daß er die Intereſſen ſeines Hauſes darüber hinopfern, oder ſich beſchwerlichen Bedingungen unterwerfen ſollte. Noch ſtärker drückte er ſich gegen ſeine einheimi-

1. „C'est la reine qui represente le premier ministre." Äußerung einiger engliſchen Großen. S. Majeſtät, ſagt der deutſche Bericht, aus dem wir dies nehmen (Febr. 1728), wollen nicht zugeben, daß die Miniſtri regieren ſollen, ſondern ſie ſelbſt alleine.

2. Ne commençons pas le roman par la queue, ne commençons pas par la conclusion. Remettez premièrement les affaires.

schen Minister aus. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, seine Tochter lieber dem Herzog Johann Adolph von Weißenfels, oder einem andern machtlosen deutschen Prinzen zu geben.

Von dem Ehrenpunct ging der Widerwille aus, doch nährten ihn noch andere Umstände.

Schon über das Testament Georgs I., das dessen Nachfolger nicht zum Vorschein kommen lassen wollte, waren Irrungen entstanden: es folgten andere über die Erbschaft jener unglücklichen Herzogin von Ahlden, Mutter Georgs II. und der Königin von Preußen; nachbarliche Streitigkeiten brachen aus, vornehmlich über Mecklenburg, von welchem Lande Hannover, um der Kosten einer früher einmal vollzogenen Execution, die sehr hoch berechnet waren, sicher zu sein, einige Bezirke besetzt hielt, wogegen sich jetzt der König von Preußen ein Conservatorium ertheilen ließ, — auch über Ostfriesland, das bei einer nahe bevorstehenden Vacanz an Preußen fallen sollte, zur schlechten Genugthuung der hannoverschen Minister. Es war nicht zufällig, daß man gegen Ende 1728 den Prinzen Friedrich, nunmehr Prinzen von Wales, von Hannover plötzlich nach London beschied; man fürchtete, er möchte sonst etwa auf eigene Hand nach Berlin gehen, um die ihm bestimmte Braut zu besuchen.

Da Friedrich Wilhelm eben damals den Tractat einging, durch den er sich so genau an den Kaiser anschloß und England — denn die Unterhandlungen hatten noch

immer zu keinem Ergebniß geführt — ſich dieſem ſehr ernſtlich entgegenſtellte, da ganz Europa noch zwiſchen Krieg und Frieden ſchwankte, ſo hat es ſogar einen Augenblick bei einem geringen Anlaß den Anſchein gewonnen, als ſollte ſich zwiſchen dieſen beiden naheverwandten Königen der Streit zu ernſtlichen Thätlichkeiten entzünden.

Den Anlaß gaben einige Gewaltſamkeiten preußiſcher Werber, wie ſie ſchon oft vorgekommen. Aber jetzt wollte Georg II., der 1729, zum erſten Male als König, ſeine deutſchen Länder beſuchte, ſie nicht mehr dulden. Ohne dem König von Preußen auch nur Nachricht von ſeiner Ankunft gegeben, geſchweige ihn erinnert zu haben, ließ er die preußiſchen Soldaten, die den Weg durch ſein Gebiet nahmen, aufgreifen und gefangen ſetzen, und erklärte ſie nicht wieder frei geben zu wollen, bis ihm die Hannoveraner, welche man in preußiſche Dienſte genommen, ausgeliefert ſeien.

In Berlin erfuhr man dies nicht etwa durch amtliche Anzeige, ſondern durch die Zeitungen, und es läßt ſich denken, in welche Aufregung Hof und Armee gerieth. Georg II., ſagte man, habe damit nicht eine Feindſeligkeit begangen, gegen die man ſich würde wehren können, ſondern eine Beleidigung, die man rächen müſſe; Friedrich Wilhelm hatte nicht übel Luſt, ein paar Quartiere im Lüneburgiſchen aufheben zu laſſen, damit auch er Gefangene auszuwechſeln habe, ſich überhaupt mit den Waffen Genugthuung zu verſchaffen.

Wirklich hat man ſich einſt zu beiden Seiten in Kriegsbereitſchaft geſetzt, Georg mahnte ſeine Freunde in Wolfenbüttel, Caſſel, Kopenhagen auf; er hat ſich ſelbſt an die Franzoſen gewendet. In Berlin ſah und hörte man nur noch von Rüſtungen: ſchon wallte in dem Kronprinzen der angeborne kriegeriſche Muth auf: er hoffte ſich auszuzeichnen und dem König eine beſſere Meinung von ſich beizubringen.

Dazu waren jedoch die Dinge nicht angethan, um zu einem blutigen Zuſammentreffen zu führen. Es wäre wie eine Fehde des Mittelalters geweſen, wie ſich noch in der Reformationsepoche zuweilen Beſtrebungen von allgemeiner Bedeutung durchſetzen; aber auch dieſe Zeiten waren vorüber, die beiden Fürſten viel zu mächtig, als daß eine einſeitige Feindſeligkeit zwiſchen ihnen noch möglich geweſen wäre.

Nach mancherlei andern Vermittelungsverſuchen, die aber nicht weit führten, machte endlich Friedrich Wilhelm ſelbſt den Vorſchlag, daß die von Hannover reclamirten Unterthanen verhört und diejenigen unter ihnen, bei welchen das zwiſchen beiden Ländern beſtehende Cartel verletzt worden, herausgegeben werden ſollten. Man hatte

1. Seckendorf ſagt, er habe den Rath gegeben. 28. Juli: „on veut avoir satisfaction coûte qui coûte, j'ai fait différer la response (wo drin ſteht, man halte es für einen Friedensbruch, wenn man nicht alles in statu quo ſtellt) jusque après la revue des troupes de Hesse, afin que ceux-là retournent dans leur quartier; j'ai proposé pour expédient que les Hanovriens doivent relâcher tous les Prussiens et que le roi en même tems relâchera diejenigen ſo man mit Gewalt weggenommen.“

von hunderten geſprochen: es fanden ſich zuletzt nur zwanzig. Gegen deren Auslieferung wurden die feſtgehaltenen preußiſchen Soldaten ebenfalls zurückgegeben.

Und indem nahmen auch die großen Angelegenheiten eine etwas andere Wendung. Im Nov. 1729 gelang es den Engländern zu Sevilla, im Verein mit Frankreich, Spanien von dem Kaiſer zu trennen und auf ihre Seite zu bringen. Der Grund war, daß Königin Eliſabeth Farneſe endlich doch an der Vollziehung jener Heirathsverſprechungen, mit denen ſie ſich vier Jahre lang geſchmeichelt hatte, irre wurde und es vorzog, die Zukunft ihres Sohnes durch eine neue Abkunft mit England und Frankreich zu ſichern. Dieſe verſprachen ihr die Beſetzung der feſten Plätze der dem Prinzen ſchon früher beſtimmten italieniſchen Lande, Toskana, Parma und Piacenza durch ſpaniſche Garniſonen, wogegen ſie zuſagte, die andauernden Beläſtigungen des ſüdamerikaniſchen Handels fallen zu laſſen.

Der Vertrag von Sevilla iſt vor allem ein Werk Robert Walpole's und ſeines Bruders, die durch das Geſchrei der Nation, beſonders des Handelsſtandes, ihn einzugehen genöthigt wurden. Doch war mit dem bloßen Abſchluß die Sache noch nicht ausgerichtet. Denn wie dann, wenn der Kaiſer ſich der Aufnahme jener Garniſonen widerſetzte?

Um ihn dazu unfähig zu machen, erſchien es als eins der beſten Mittel, ihm auch Preußen zu entfremden. Dann wäre er entweder geradezu genöthigt geweſen, die ihm vor-

zulegenden Bedingungen einzugehen [1], oder man hätte doch in dem nördlichen Deutschland nichts mehr von ihm noch von seinen Verbündeten zu fürchten gehabt.

Kaum war die Bewegung der Werbeirrungen verraucht, die so viel Aufsehen, Lärm und Befürchtung veranlaßt, so kehrte man in England zu den alten Vermählungsprojecten zurück. Sie waren jetzt nicht mehr eine Sache allein des Hofes: wir vernehmen, die Nation habe den Gedanken mit allgemeinem Beifall begrüßt. Für das Ministerium kam noch hinzu, daß es sich so eben in den Whigprincipien, von denen es dann und wann abzuweichen geschienen, aufs neue befestigte. Einige der vornehmsten Mitglieder der Partei, wie der Herzog von Newcastle, traten in die Verwaltung: Parteifragen wurden im Parlament durch große Majorität im Sinne der eifrigen Whigs entschieden. Damals waren die Torys östreichisch, die Whigs preußisch gesinnt. Wie oft haben die Wortführer der letztern sich beklagt, daß man eine Macht vernachlässige, die eben jetzt noch einmal so stark werde, als sie gewesen, und die sich gern an England anschließen würde, wenn man ihr nur die nöthige Rücksicht zeige; nicht ganz mit Unrecht, wie die

1. Robert Walpole 1730: To distress the emperor — — is the only way of bringing him to reason. „Man glaubt," schreibt der preußische Gesandte schon im Januar 1729, „daß wenn man Ew. Königl. Mt. völlig von dem Kaiser abziehen könnte, man alsdann gewonnenes Spiel haben, und der Kaiser sich bequemen, Spanien sich auch alsdann besseren Kaufes müsse geben."

zustimmenden Anmerkungen darthun, welche Friedrich Wilhelm den Berichten über diese Reden beischrieb. Die englischen Minister beschlossen, einen außerordentlichen Gesandten, Sir Charles Hotham, der sich durch Jugend, Gestalt und Herkunft für einen Auftrag dieser Art besonders zu eignen schien, deshalb nach Berlin zu schicken.[1] Ihre Absicht war auf eine langdauernde Familienverbindung und daher auf die doppelte Vermählung gerichtet.

Und hatte es nicht auch für Preußen den größten Werth, mit den mächtigen Nachbarn, zugleich dem Hofe, dem Ministerium und der Nation, in immer genauere Verbindung zu treten? Wir wissen: die dringendsten Wünsche der Königin von Preußen, des Kronprinzen und der Prinzessin gingen dahin: auch die preußischen Minister waren nicht dagegen. Nach nochmaliger Erwägung der Sache erklärten Knyphausen und Borck mit einer gewissen Feierlichkeit, als verpflichtete Diener der Krone können sie nicht anders urtheilen, als daß die „gedoppelte Vermählung in alle Wege zu wünschen sei."

Und so wurde dem König Friedrich Wilhelm I. diese Frage nochmals vorgelegt, die schwierigste, dornenvollste, vielleicht bedeutenste für sein ganzes Leben, welche er je zu entscheiden gehabt hat; alle seine öffentlichen, häuslichen und persönlichen Beziehungen wurden davon berührt.

Er war nicht blind gegen die Vortheile der Verbin-

1. Am 22. März 1730 kündigte der regelmäßige Gesandte du Bourgal die bevorstehende Ankunft Hothams an.

dung, und ſeiner Tochter, die er liebte, hätte er gern das Glück gegönnt, „in das magnifike Land“ zu kommen, einmal als Königin von Großbritannien zu glänzen.

Aber dagegen war er enger, als man wußte oder vermuthete, mit dem Kaiſer vereinigt; ſo viel durchſchaute er von ferne, daß, wenn gleich noch von keiner politiſchen Allianz die Rede war, eine ſolche doch für die Zukunft beabſichtigt wurde.

Und vornehmlich: für ſeinen Sohn hielt er die vorgeſchlagene Vermählung keineswegs für ſo rathſam. Man brauche, ſagt er ſeinen Miniſtern, überhaupt nicht mit ihm zu eilen; er ſelbſt, der König, habe noch nicht das Alter zu ſterben, an ſeinem Stamme ſehe er noch zwei andere wohlgemachte Reben; der Kronprinz könne dreißig Jahre werden, ehe er ſich vermähle. Überdies aber, warum ſolle man gerade eine engliſche Prinzeſſin für ihn ausſuchen. Der König fürchtete, in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen, werde ſich eine ſolche in die Einfachheit des preußiſchen Weſens nicht finden, ſie werde ihren Sinn auf koſtbare Vergnügungen richten, hoch hinauswollen, die Sparſamkeit der eingeführten Hausordnung unterbrechen und wohl gar durch ihren Aufwand veranlaſſen, daß man die Armee vermindern müſſe: dann würde ſeine Verfaſſung nicht beſtehen können, ſein Haus und Staat würden den Krebsgang gehen. [1]

1. Einer der ausführlichſten Aufſätze, welcher von ſeiner Hand vorhanden iſt. Am Schluß: was iſt Alliance? (durch Vermählung.)

Wenn er nachdachte, so waltete für ihn kein Zweifel ob; er wünschte die Vermählung der Tochter, nicht des Sohnes: daß man aber in England die letzte als die Bedingung der ersten bezeichnete, blieb doch noch auf ihn nicht ohne alle Rückwirkung und machte ihn, so stark er sich auch zuweilen dagegen ausdrückte, in seinem Herzen wieder irre.

Eben daher aber kam es, daß sich zwei entgegengesetzte Tendenzen, die sich um ihn her gebildet, auf der einen und der andern Seite, mit verdoppelter Lebhaftigkeit regten.

Eins der merkwürdigsten Denkmale über den Zustand des preußischen Hofes bleiben immer die Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine, so viel Übertriebenes und Unrichtiges sie auch enthalten. Man sieht daraus, daß weder sie selbst noch auch die Königin einen Begriff von den Gründen hatte, die den König bedenklich machten, sofort eine bejahende Entscheidung zu geben. Sie sahen in ihm einen eigensinnigen gewaltsamen Hausvater, der nur gegen seine Angehörigen streng ist und schwach gegen Fremde. Die Gemüther erfüllten sich gegenseitig mit Bitterkeit und Widerwillen. Auch der Kronprinz, der

Ist man dann besser Freund in der Welt? Ja, unter Particuliers; aber große Herren, die gehen nach dem Interesse. Indessen wünsche von Herzen meinen Blutsfreunden alles Glück und Wohlseyn, wenn es nur nicht à mes dépenses und gegen meine Verfassung ist, die über den Haufen zu schmeißen: denn das stichet den Herren Engländer-Hanoveranern in die Augen. Meine Verfassung c'est la pierre de touche.

noch in den Jahren war, wo ein junger Mann wohl von einer geiſtreichen, älteren Schweſter Einfluß erfahren kann, ward von dieſer Stimmung ergriffen; er ließ ſich verleiten, um ihre Vermählung zu befördern, insgeheim eine förmliche Erklärung auszuſtellen, daß er dermaleinſt keiner andern als einer engliſchen Prinzeſſin ſeine Hand geben wolle.

Aber auch davon hat man doch keinen Begriff, was die andere Partei ſich erlaubte, um den König feſtzuhalten. Seckendorf hatte den täglichen und vertrauteſten Geſellſchafter des Königs, General Grumbkow, vollkommen auf ſeine Seite gebracht; beide unterhielten mit dem preußiſchen Reſidenten in London, Reichenbach, eine Verbindung, die etwas überaus Anſtößiges hat. Dieſer Reichenbach, der ſich einmal des Mangels an äußerem Ehrgeiz rühmt, dem es aber auch an innerem fehlte, ſtand nicht allein mit Seckendorf in unmittelbarer Correſpondenz, in der er ihn von dem unterrichtete, was in England in Bezug auf die Heirath geſchah, und ihm wohl ſagte, er könne auf ihn ſo gut rechnen, wie auf ſich ſelbſt; noch bei weitem ſchlimmer iſt, daß er ſich von Grumbkow angeben ließ, was er an den König ſchreiben ſollte, und dann nach deſſen Weiſungen ſeine Depechen zuſammen-

1. In einem Briefe vom 17. März 1730 meldet Reichenbach, qu'il a envoyé hier par un courier de 57 (Kinsky) à Brusselles et de là par l'ordinaire à Berlin une telle lettre, à 120 (le roi de Prusse conformément aux ordres de Grumbkow) et de Seckendorf et il a employé tout ce, qu'il a trouvé dans la dernière lettre de Grumbkow.

ſetzte. Es iſt kaum begreiflich, daß man dieſe Briefe nicht vernichtet hat: ſie haben ſich in dem Nachlaß Grumbkows gefunden. Reichenbach, der eine untergeordnete Rolle ſpielte, ſich aber als den dritten in dieſem Bunde betrachtete, gab auch ſeinerſeits an, was dem König zur Unterſtützung ſeiner Berichte mündlich beigebracht werden müſſe. Ihr Syſtem war, dem König vorzuſtellen, daß England nur damit umgehe, Preußen wie eine Provinz zu behandeln, und eine ſolche Partei um ihn her zu bilden, daß er die Hände nicht regen könne. Vorſtellungen, für welche Friedrich Wilhelm ohnehin im höchſten Grade empfänglich war.

Er wollte auch deshalb eine engliſche Schwiegertochter lieber vermeiden, weil er ſonſt in ſeinem Hauſe nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete, vielleicht werde ſie mehr bedeuten wollen, als er ſelber; man werde ihn umbringen durch Verdruß, mit kleinem Feuer.

Vergleichen wir dieſe von beiden Seiten um den König geſchäftige Intrigue: ſo iſt der Unterſchied, daß die eine, in ſeiner eigenen Familie, was die Abſicht anbelangt, ſich entſchuldigen ließ, denn ihr erſtes und letztes Ziel war das Zuſtandebringen der Heirath; der König vermuthete wenigſtens eine Neigung dazu und fuhr mit Gewaltſamkeiten dazwiſchen, welche Haus und Stadt erſchreckten und in ganz Europa wiederhallten: dagegen war die andere bei weitem ernſtlicher; ſie hatte den beſtimmten Zweck, Preußen bei dem einmal ergriffenen politiſchen

Syſtem in jeder Beziehung zu feſſeln und von England ferne zu halten. Von dieſer hatte der König keine Ahnung: was ihm Reichenbach ſchrieb oder Grumbkow hinterbrachte, nahm er ohne allen Verdacht hin.

Nicht eben günſtig ſtanden dergeſtalt die Sachen, als man in England jenen Entſchluß faßte, zu einer förmlichen und offiziellen Unterhandlung zu ſchreiten. Der engliſche Hof wußte es wohl, aber er dachte zugleich die ganze Cabale, die den König umgab, zu ſprengen.

Am 2. April traf Sir Charles Hotham in Berlin ein; er hatte am 4. ſeine Audienz bei dem König, zu Charlottenburg.

Sein Vortrag hielt ſich fürs erſte noch ganz im Allgemeinen. Er knüpfte an ein im letzten December eingegangenes Schreiben der Königin an, über das er die perſönliche Anſicht des Königs zu vernehmen gekommen ſei. Dieſer verſichert, in dem Schreiben ſei nur von einer Heirath zwiſchen dem Prinzen von Wales und ſeiner Tochter die Rede geweſen (der Entwurf dazu ſcheint verloren gegangen zu ſein); er war mit der Eröffnung des Geſandten höchlich zufrieden und ergriff ſie mit dem Vergnügen eines Vaters, der einem geliebten Kinde die größte Freude, die es ſich auf Erden denkt, machen zu können hofft. Er bat Hotham, zu ſchweigen, er hätte lieber geſehen, daß das Gerücht verbreitet würde, als ſei die Unterhandlung abgebrochen, dann wolle er zur Stadt kommen und ſeine

Tochter mit der Nachricht überraschen, auf welche sie hoffe wie auf den Messias. Er dachte sich aus, wie er sie unerwartet, in Beisein des Gesandten, um ihre Einwilligung ersuchen wollte.[1] — So einfach und den Wünschen des Königs entsprechend waren jedoch die Absichten des englischen Hofes und Ministeriums keineswegs: Hotham bemerkte, sein Auftrag gehe zunächst dahin, die Antwort des Königs von Preußen durch einen Staatsboten nach England zu senden. Hierauf ward ihm eine offizielle Antwort zu Gunsten der einfachen Heirath gegeben, in welcher nur der Vermählung der Prinzessin Erwähnung geschah, und diese schickte er ab.

Er fügte ihr jedoch noch einiges andere Weiterreichende hinzu. Was die Politik anbetrifft, so hatte sie der König selber berührt und zu vernehmen gegeben, man müsse ihm darüber von England aus Vorschläge machen. Über den Kronprinzen meldete Hotham ein Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war. Der König sollte einem seiner Geheimschreiber gesagt haben, er sei des Haderns mit seinem Sohne müde und würde in die Vermählung einwilligen, wenn Georg II. denselben zum Statthalter von Hannover machen wollte.[2] In früherer Zeit hat dies

1. „er möchte so gut sein und seyn still davon bis ich in die Stadt käme: hätte er dann Ordre, so wollte in seiner Gegenwart meine Tochter um ihren Consens fragen, und was wegen der Heirath, und ihren Transport nach England auf was Art, sollen sie (die Minister) mit ihm alles abreden.“ Er bestimmte die Mitgift der Prinzessin auf 40,000 Thaler; so viel habe auch seine Gemahlin mit bekommen.

2. Nach Hothams Bericht, den wir aus Raumers Auszug ken-

der König allerdings einmal ausgesprochen; daß er es damals wiederholt haben soll, steht mit seinen Beischriften von dem nämlichen Tage in Widerspruch. Wie dem aber auch sein möge, Hotham hörte es und meldete es als etwas was er für wahr halte nach Hause.

Überhaupt erschien nach seiner Darstellung der Anfang nicht als ein ungünstiger. Man hielt in England für möglich, den gefaßten Plan auszuführen, und schickte den Staatsboten mit einer neuen näheren Instruction zurück. Nach dessen Ankunft, am 4. Mai, hatte Hotham eine zweite Audienz, die noch um vieles merkwürdiger war als die erste.

Im Laufe der Rede wagte er es, einen Angriff auf die Faction zu machen, von der man an den beiden Höfen meinte, daß sie Friedrich Wilhelm I. beherrsche. Er beklagte sich über Reichenbach, der Mangel an Ehrerbietung gegen den König von Großbritannien an den Tag lege, und zwar in Briefen, deren Originalien man würde vorlegen können. Friedrich Wilhelm dachte einen Augenblick nach der Art und Weise zu fragen, wie man zu diesen Briefen gekommen sei, doch überwog in ihm diesmal eine nachgiebige Stimmung und er ging darüber hinweg. Er sagte, wenn Reichenbach in England unange-

uen (Europa 1763—1783 I, 503), hätte dies der König dem Cabinetssecretär, am 5. April gesagt. Von demselben Datum liegt aber eine eigenhändige Resolution an den Minister vor, welche dieser kennen mußte: „von der doublen Mariage höre nit (will ich nichts hören) steht auch nit in dem Briefe von meiner Frau.“

nehm ſei, ſo ſei er auch unnütz daſelbſt, und bewilligte, ihn abzurufen.

Die Hauptſache aber war nun der Antrag über die Vermählung. Hotham begann damit, daß er im Namen ſeines Königs und Herrn um die älteſte preußiſche Prinzeſſin für den Prinzen von Wales förmlich anſuchte. Friedrich Wilhelm erwiederte, es ſei ihm lieb und angenehm. Doch war das nur die eine Seite des engliſchen Antrags. Hotham fuhr fort, der König von Großbritannien wünſche ſich noch enger mit dem preußiſchen Hauſe zu verbinden: einverſtanden mit der ganzen Nation, die das ſogar für nothwendig halte, habe er eine ſeiner Prinzeſſinnen für den preußiſchen Kronprinzen beſtimmt: er laſſe ihm dazu einige Vorſchläge machen.

Und dieſe Vorſchläge nun, die er ſogleich mittheilte, ſchienen Alles zu enthalten, was man am preußiſchen Hofe nur immer wünſchen konnte.

Georg II. erbot ſich, die Prinzeſſin, mit welcher ſich der Kronprinz von Preußen vermähle, zur Statthalterin ſeiner churbraunſchweig-lüneburgiſchen Erblande zu ernennen; ihr Gemahl, der Kronprinz, würde dann mit ihr in Hannover reſidiren, eben ſo bedient und unterhalten werden, wie dieſer ſelbſt, wenn er zugegen wäre, und zwar auf deſſen Koſten.

Der Antrag ſah noch großmüthiger aus, als er war. Man forderte, daß der Kronprinz die Koſten ſeines Hofhaltes nach ſeiner Thronbeſteigung wieder erſtatten, über-

dies ſich aber verpflichten ſollte, jeder Zeit auf den erſten Ruf nach England hinüberzukommen. Das ließ man jedoch zunächſt unerwähnt, und unleugbar iſt, daß die ganze Eröffnung den dringenden Wunſch einer freundlichen Annäherung ausdrückte und eine Erweiterung des preußiſchen Einfluſſes in ſich ſchloß. Man ſah an den Mienen des Königs, daß ſie ihn überraſchte und ihm ein gewiſſes Vergnügen machte.

Doch beſaß er dies Mal Zurückhaltung genug, nicht ſogleich darauf einzugehen. Er ſagte, da in dem Schreiben ſeiner Gemahlin von der Vermählung des Kronprinzen nicht die Rede geweſen, und dies alſo ein neuer Antrag ſei, ſo werde man begreifen, daß er darüber zuerſt mit ſeinen Miniſtern Rückſprache nehmen müſſe.[1]

Bei dieſer näheren Überlegung ſtellten ſich ihm nun aber mannichfaltige Bedenken dar.

Es ſchien ihm nicht ehrenvoll, daß England die Unterhaltung des Kronprinzen übernehmen wolle, gleich als ſei er ſelber zu karg dazu; — er beſorgte, durch den Aufenthalt in Hannover werde ſich derſelbe von ſeinem Lande entfremden, ihm aber alles Andere eher als eine gehorſame Schwiegertochter zu Theil werden; — er kam nicht darüber hinweg, daß der Kronprinz noch zu jung ſei; — aber die vornehmſte Schwierigkeit ſah er in den politi-

1. Schreiben des Königs vom 9. Mai an die Miniſter, worin er auch von dem Verlaufe der Audienz Kunde gab, von der Hotham denſelben nicht hatte ausreichende Nachricht geben wollen.

ſchen Verhältniſſen. Der Hader der Verbündeten von Sevilla, deren Mittelpunct England war, mit Öſtreich, ſetzte ganz Europa in neue Gährung; wie dann, wenn der Krieg zwiſchen beiden Parteien doch noch ausbrach? Wäre nicht Preußen alsdann in die größte Verlegenheit gekommen? Der König, dem ſich die Dinge in ihren äußerſten Folgen darſtellten, meinte ſogar in den Fall kommen zu können, daß er gegen ſeinen Sohn, alsdann Statthalter von Hannover, die Waffen ergreifen müſſe. Er forderte wenigſtens das Verſprechen, daß England den Kaiſer nicht im Reiche angreife. Um aber dem Vorübergehenden einen Vortheil auf immer hinzuzufügen, brachte er die Succeſſion von Berg wieder zur Sprache und verlangte die Erneuerung der Garantie derſelben durch den König von England. [1]

In dieſem Sinne ward nun am 11. Mai eine offizielle Antwort abgefaßt. Der erſten Vermählung, heißt es darin, ſtehe kein Bedenken entgegen, in die zweite aber könne der König nicht willigen, wofern nicht den Differenzen mit dem Kaiſer abgeholfen, ihm aber Berg garantirt werde; auch dann behalte er ſich die Zeit der Vermählung zu beſtimmen vor. Er ließ mündlich ſagen, der Kronprinz müſſe ſich erſt hervorthun und die zur

1. Er bezeichnet es als eine Condition sine qua non daß K. Mt. von Großbritannien und die Crone Engelland zum faveur dieſer Mariage ſich vor immer verbindlich erklären dem Kgl. Pr. Hauſe die Garantie der künftigen Succeſſion in den jülich-bergiſchen Landen zu leiſten.

Führung eines Hausweſens nöthigen Eigenſchaften erwerben; er müſſe 28 Jahre werden, ehe er ſich verheirathe.

Es waren die Tage, wo ſich der preußiſche Hof zu einem großen militäriſchen Feſte, einem Luſtlager begab, daß der König von Polen bei Mühlberg veranſtaltet hatte. Hier im Lager vernahm man, daß dem engliſchen Hofe die vorgelegte Erwiederung zu weitausſehend ſcheine; er wolle ſich auf Bedingungen nicht einlaſſen, die den Vermählungen ſo ganz ferne lägen. Der König anwortete, dann ſei in der Sache nichts weiter zu thun: doch müſſe man nicht ſagen, daß er die Ehre einer ſolchen Verbindung abgelehnt habe; es heiße nicht ſie ablehnen, wenn man ſie noch zu frühzeitig finde.

Auch ſah man dies in England trotz aller Ausſtellungen in dieſem Lichte an; man rechnete fortwährend auf die Vollziehung der Vermählungen. Unter andern haben wir einen Brief der Königin von England an die Königin von Preußen vom 16. Juni, der ganz von dem Gefühl der neu bevorſtehenden Verwandtſchaft erfüllt iſt, [1] ohne Spur von Gereiztheit, voll zärtlicher Erinnerung an ihre Jugendjahre.

Was dazu beitrug, war ohne Zweifel auch die Haltung des Kronprinzen. So geheim es bleiben mußte,

1. J'ai mis, heißt es darin unter anderm, mes intérêts en vos mains, ma chère soeur, comme celle qui connait mon coeur pour son roi et toute sa famille royale: je me souviens de nos jeunes ans quoique fort anciens du roi de Prusse; nous nous sommes toujours aimés comme frère et soeur et je vous prie, ma chère, d'être mon garant que cela sera toujours de mon côté, et le bon coeur du roi de Prusse m'est garant de son côté.

so hatte Hotham doch Mittel gefunden, mit ihm in Verbindung zu treten: ein flüchtiges Wort, etwa bei einer Jagdpartie, genügte schon, sie zu unterhalten. Friedrich hatte sich aber auch ganz ausdrücklich erklärt. Er hatte seinen Oheim auf das dringendste ersuchen lassen, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, wie sie auch immer beschaffen sein möchten: ja vielleicht gar keine Zusicherungen desselben zu fordern: nur fürs erste die Ehe seiner Schwester abzuschließen, damit diese nicht ganz unglücklich werde; es sei genug, daß er das Versprechen erneuere, das er schon gegeben habe, keine andere Gemahlin zu nehmen als die Prinzessin Amalie von England. Er werde wissen sein Wort zu halten: man möge ihm nur Vertrauen schenken. [1]

In England ging man nun zwar hierauf nicht so vollständig ein, wie der Prinz gewünscht hätte, aber man hütete sich doch, die Unterhandlungen abzubrechen. Sir Charles Hotham erklärte endlich, Dinge dieser Art könne man besser mündlich verhandeln als schriftlich: er bitte sich noch einige Erläuterungen aus und wolle sie selber nach England überbringen. Der König gab ihm diese Erläuterungen, die hauptsächlich zwei Puncte betreffen. Er versprach bei seinem königlichen Wort, wenn er beschließen sollte, den Kronprinzen zu vermählen, dann eine englische Prinzessin jeder andern vorzuziehen und zwar die, welche ihrem Alter nach am besten passen würde; fer-

1. Das Schreiben bei Raumer 513.

ner aber dieſe Vermählung ſpäteſtens binnen 10 Jahren eintreten zu laſſen. [1] Hotham ſprach die Hoffnung aus, daß er nach einiger Zeit mit ſolchen Inſtructionen zurückkommen würde, kraft deren er zu einem Abſchluß in dieſer Angelegenheit ſchreiten könnte. Unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß der engliſche Hof nach jener Zuſicherung auch zu einer einfachen Heirath eingewilligt haben würde. Wenigſtens vernahm der neue preußiſche Geſandte, Graf Degenfeld, bei ſeiner Ankunft in England, daß Königin Caroline ſehr geneigt dazu ſei.

Wenn man über die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm in dieſer Sache urtheilen will, ſo wird die Heftigkeit ſeiner Äußerungen, die dann und wann hervorbrach, manche Mißbilligung erfahren: aber in der Hauptſache kann man ihm ſo Unrecht nicht geben. Seine Einwendungen, mochten ſie perſönlicher oder häuslicher, oder auch politiſcher Natur ſein, hatten guten Grund, und man darf ſie nicht etwa blos von dem Einfluß eines Grumbkow oder Seckendorf herleiten. Grumbkow, der keine amtliche Stellung in den auswärtigen Sachen hatte, wurde keineswegs allezeit zu Rathe gezogen, und aus ſeinen Aufzeichnungen ergiebt ſich, daß er zuweilen ſchlecht unterrichtet war. Eine wirkliche und nicht zu beſeitigende Schwierigkeit, von der freilich die wenigſten eine Ahnung hatten, lag für den König in jenem geheimen Bunde mit

1. Le roi donne sa parole royale qu'il préférera toujours le mariage du prince royale son fils avec une princesse d'Angleterre à tout autre. (Declaration vom 9. Juli.)

Öſtreich, in dem er die vornehmſte Sicherheit für die künftige Machterweiterung ſeines Hauſes ſah. Sollte er ſich in ein Verhältniß begeben, das demſelben offen oder verſteckt entgegenlief? Er wünſchte vielmehr den Frieden zwiſchen Öſtreich und England hergeſtellt zu ſehen, um dann das letztere zu jener Garantie von Berg heranzuziehen. Auch aus dieſem Grunde verlangte er Aufſchub; der weitausſehendſte mußte ihm der liebſte ſein. Bei ſeiner Art zu denken iſt es ſchon viel und in Wahrheit alles, was ſich erwarten ließ, daß er das Verſprechen, ſeinen Sohn mit einer engliſchen Prinzeſſin zu vermählen, wirklich gab[1]. Dabei hätte man es laſſen, jede Beſchleunigung oder Änderung des Syſtems von den Wechſelfällen der Zukunft erwarten ſollen.

Unvorſichtiger Weiſe that aber Hotham, im Begriff Abſchied zu nehmen, einen Schritt, der neue Verwirrung veranlaſſen mußte.

Am 10. Juli hatte er noch eine Audienz, um ſich zu beurlauben und zugleich ſeinen einſtweiligen Stellvertreter Gui Dickens vorzuſtellen. Alles ging auf das Beſte, der König zeigte eine gute Stimmung, als Hotham einen Brief hervorzog, den er als eine Fortſetzung der früher angeklagten reichenbachiſchen Correſpondenz mittheilen wollte. Er war von der Hand Grumbkow's, der ſich darin über das Auffangen von Privatbriefen, wie es der

1. Schulenburg verſichert, que le roi même avoit avoué, que depuis, s'ils avoient accepté le simple mariage, le double s'en serait sûrement suivi. Bitze 4. Oct. an Grumbkow 1731 (bei Förſter III, 70.)

engliſche Hof treibe, mit Wegwerfung ausſprach; Grumbkow hatte ihn zu dem Zweck geſchrieben, daß er aufgefangen und geleſen würde.[1] Dieſen Brief nun überreichte Hotham dem Könige in der Hoffnung, Grumbkow zu ſtürzen, wie er die Abberufung von Reichenbach veranlaßt hatte. Allein er war wohl ſehr unerfahren in der Kunſt der Unterhandlung; bei einigem Nachdenken hätte er vorausſehen müſſen, daß er in dem leicht erregbaren Fürſten eher das Gegentheil hervorbringen werde. Daß um die Abberufung eines Geſandten gebeten ward, lief nicht ſo ganz wider das europäiſche Herkommen: Friedrich Wilhelm hatte damals einen natürlichen Widerwillen dagegen erſtickt und nachgegeben; noch ganz anders aber berührte es ihn, daß man den Miniſter ſeiner geheimen Geſchäfte, der am meiſten um ihn war, durch dieſelben gehäſſigen Mittel zu ſtürzen unternahm. Legte es ſich nun nicht doch an den Tag, daß man in ſeine Angelegenheiten eingreifen, ihm in ſeinem Hauſe Geſetze geben wollte? das Verhaßteſte, was er ſich auf Erden denken konnte. Er warf den Brief auf den Boden, wandte dem Geſandten den Rücken und verließ das Zimmer.

Man hat damals erzählt, der König habe den Fuß

1. Nachricht von Grumbkow, aufgeſetzt 15. Juli: „Tout de coup Mr. le Chevalier Hotham tira de sa poche une lettre de moi écrite de ma main — — où je taxe ceux qui ont ouvert mes lettres et y donnent un sens pervers d'infamie. Le roi qui ne s'attendoit pas à une telle récidive de leur part après qu'il eut l'affaire assoupie par le rappel de Reichenbach fut fort ému.

gegen Hotham erhoben, gleich als wolle er ihn persönlich insultiren, und ihn hernach nicht viel weniger als um Verzeihung gebeten; wie das erste, eben so ist das letzte übertrieben.

Da der Gesandte sich verlauten ließ, das Vorgefallene gehe nicht weniger seinen Hof an als ihn, so erklärte der König um so nachdrücklicher, die geheiligte Person Sr. Großbritannischen Majestät habe damit nichts zu thun, sondern allein der Chevalier Charles Hotham. Doch wollte er auch von diesem nicht in Unfrieden scheiden. Er ließ ihn fragen, ob es ihm eine Genugthuung wäre, wenn er noch einmal zur königlichen Tafel gezogen würde. Aber Sir Charles machte ganz andere Ansprüche: der König sollte den Brief, den er damals auf die Erde geworfen, in einer andern Audienz entgegennehmen und eine Untersuchung der Sache versprechen, womit er dann freilich vollkommen Recht behalten haben würde. Da ihm dies nicht bewilligt ward, so zog er vor, den Hof ohne Abschied zu verlassen. Friedrich Wilhelm, hierüber aufs neue entrüstet, ließ dem König von England wissen, dieser Gesandte sei nicht geeignet, weder durch Sinnesweise noch Betragen, das gute Vernehmen zwischen den beiden Höfen zu erhalten.

Gewiß war Hotham nicht der Mann für Durchführung einer so schwierigen Angelegenheit. Gleich nach seiner Ernennung, noch in London, vertraute er sich Reichenbach an, und dieser meldete Grumbkow und Seckendorf, daß

ſie an ihm einen Feind haben würden. In Berlin ließ er ſich bei weitem zu tief in die den König umgebenden Spannungen ein, glaubte mehr dem, was Andere von ihm ſagten, als daß er deſſen eigenen Sinn zu durchdringen geſucht hätte; indem er überhaupt mit einer ſtolzen Zuverſichtlichkeit zu Werke ging, erweckte er die Vermuthung, als denke er ſelber hier zu Lande zugleich Geſandter und erſter Miniſter zu werden, einmal einen Einfluß auszuüben, wie Seckendorf, nur von der entgegengeſetzten Seite her. Wie wäre er aber fähig geweſen, ſich mit dieſem oder mit Grumbkow zu meſſen, die alle Untiefen dieſes klippenvollen Golfes kannten.

Es liegt am Tage, daß ein Vorfall, wie dieſer, den Fortgang der Unterhandlung wieder gewaltig hemmen mußte; auch jetzt aber ward ſie noch nicht abgebrochen.

Dazu führte erſt ein anderes mit dieſen Dingen zuſammenhängendes Ereigniß ſehr perſönlicher Natur, welches an und für ſich, das iſt in dem, was wirklich geſchah, vielleicht nicht von ſo großer Bedeutung war, aber von der größten eben durch die Perſönlichkeiten, die darin handeln, und die Rückwirkung, die es auf dieſelben ausübte.

Fluchtverſuch des Kronprinzen und deſſen Folgen.

Wir ſahen oben, in welchem Zuſtand Friedrich ſich befand, wie ſich in ihm die Meinung feſtſetzte, daß er in der Nähe ſeines Vaters nicht leben könne.

Schon im Jahre 1729 hat er gedacht, die Reise, die ihm nicht gestattet wurde, eigenmächtig zu unternehmen. Von einem damals in Berlin sehr bekannten Manne, Bernezobre, der bei den Lawschen Actien in Frankreich viel gewonnen und nun davon lebte, sein Geld auf Zinsen auszuthun, lieh er sich eine nach den Umständen ziemlich ansehnliche Summe und bestellte sich einen Reisewagen in Leipzig. Bei diesen Vorbereitungen hatte es aber damals sein Bewenden, besonders deshalb, weil der Page Kait, der ihm dabei an die Hand ging, eben in dieser Zeit in wirklichen Dienst trat und nach Wesel versetzt wurde.[1]

Auch war noch nicht jede andere Aussicht verschlossen.

Einen Augenblick ließen sich die Dinge noch sehr kriegerisch an; das Leben im Felde hätte ihm schon an sich größere Freiheit verschafft: wäre es aber wirklich zu Waffenthaten gekommen, das Glück seinem Muthe günstig gewesen, so würde ein ganz anderes Dasein für ihn begonnen haben. Der Vater selbst hatte ihn oft auf eine Campagne verwiesen.

Statt dessen erfolgte die Aussöhnung; als Hotham nach Berlin kam, fand er den Kronprinzen schwermüthig und niedergeschlagen, was die Theilnahme noch steigerte, die er ohnedies erweckte; er lebte aber bald auf, als er

1. Acta inquisitorialia in puncto desertionis des Obristlieutenants Kronprinzen von des Königs Regiment. — Der Kammerdiener Gummersbach sagt aus, der König habe ihn nach Kaits Entfernung einst gefragt, ob das gut sei; er geantwortet: wenn er nur schon früher weggewesen wäre. Ihr Verhältniß erregte also damals Verdacht.

von den Vorſchlägen vom 4. Mai unterrichtet ward, die ſich ſo unmittelbar auf ſeine Zukunft bezogen. Welch eine Ausſicht für ihn, in ſeiner gedrückten und mit Bitterkeiten erfüllten Lage, ſich zu einer beinahe ſelbſtändigen ehrenvollen Stellung in einem der angeſehenſten Churfürſtenthümer erhoben zu ſehen. Er willigte in Alles, was man von ihm forderte: nach England abgerufen werden zu können, wo dann ſeine Schweſter als Prinzeſſin von Wales gelebt haben würde, war eher ein Reiz für ihn als eine Abhaltung. In Kurzem aber zeigte ſich, daß, wenn es jemals dazu komme, er doch vorher noch manches Jahr der Entſagung und des Dienſtes vor ſich habe.

Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß eben hierüber ſeine früheren Gedanken mit doppelter Stärke in ihm erwachten. Wenn er verſprach, auch gegen ſeines Vaters Willen, — denn daß dieſer über ſeine Hand verfügen könne, wollte ihm nicht einleuchten, — die engliſche Vermählung zu vollziehen, und ſich bei ſeinem Worte anheiſchig machte, das auszuführen, ſo lag dem die Abſicht zu Grunde, die man auch recht wohl durchſchaute, ſich durch die Flucht aus der harten Gewalt zu retten, unter der er ſtand.

Denn täglich ward ihm dieſe unerträglicher. In jenem Luſtlager von Mühlberg, wo die Augen ſo vieler Fremden ſich auf ihn richteten, ward er wie ein ungehorſamer Knabe, ſogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen ſollte, daß man ihn für nichts beſ-

seres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte, wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich todtgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich Alles gefallen.

In diesem erhob sich hierüber der Gedanke, auf der Stelle davonzugehen. Er hat einmal bei dem sächsischen Minister Grafen Hoym angefragt, ob es wohl möglich sei, daß ein paar Offiziere unangemeldet nach Leipzig kämen. Dieser antwortete, der Gouverneur von Leipzig sei aufmerksam und streng. Hoym hatte eine Ahnung von der Absicht des Prinzen und warnte ihn, denn er werde sehr genau beobachtet; eine Empfehlung verweigerte er. Der Prinz überlegte, wenn er von hier entfliehe, möchte leicht der Verdacht, ihn dabei begünstigt zu haben, auf den König von Polen fallen, und stand davon ab.

Schon durfte er sich auf eine bessere Gelegenheit Rechnung machen. Friedrich Wilhelm beschloß eine Reise nach Oberdeutschland, oder wie man noch sagte, in das Reich zu unternehmen, wobei er einige Höfe für die damalige Politik des Kaisers im Gegensatz gegen die Verbindung von England, Frankreich und Spanien zu stimmen dachte, und alsdann den Rhein abwärts nach Cleve zu gehen; es war davon die Rede, daß der Kronprinz ihn begleiten sollte. Da diese Reise in die Nähe der westlichen

Grenzen führte, so ließ sich dabei am leichtesten an ein Entkommen nach dem Ausland denken.

In dem Vertrauen des Prinzen war damals an die Stelle von Kait der Lieutenant von Katte getreten, ein junger Mann von einiger Bildung, der auf dem Pädagogium zu Halle studirt hatte, sich mit Literatur und Musik beschäftigte; was wir schriftlich von ihm übrig haben, zeigt einen gewissen Schwung des Geistes und viel jugendliche Beredsamkeit; es mag sein, daß er sich in dem Ansehen gefiel, das ihm der vertraute Umgang mit dem Kronprinzen hie und da verschaffte; mit den Dingen des Lebens nahm er es überhaupt noch leicht; bei seinen Freunden galt er mehr für dreist und unbesonnen, als für klug und überlegt.

Mit diesem Freunde, der eine unendliche Hingebung zeigte, wurden nun mancherlei Pläne geschmiedet.

Katte sollte sich z. B. auf Werbung ausschicken lassen und seinen Weg nach Oberdeutschland nehmen: in einem Wirthshaus bei Canstatt, wo die Straße vorüber führt, sollte er der Ankunft der königlichen Wagen warten; ein Diener, kenntlich an einer rothen Feder, sollte das Wahrzeichen abgeben, daß er zugegen sei; unter einem oder dem andern Vorwande wollte dann der Prinz absteigen und, während man ihn in dem Wirthshaus glaube, mit dem Freunde und dessen Begleitern auf die bereit gehaltenen Pferde steigen und davon reiten. So viele Gefährten sollte Katte zusammenbringen, daß man

ſich gegen einige Leute, durch welche ihnen der König nachſetzen laſſen dürfte, auch allenfalls vertheidigen könne. So werde man die nicht weit entfernte franzöſiſche Grenze erreichen; wahrſcheinlich werde im nächſten Jahre der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ausbrechen, daran könne man Theil nehmen; wenn man ſich dabei hervorthue und von ſich reden mache, ſo werde der König ſeine Meinung ſchon ändern und ſie bitten, wiederzukommen.[1] Der Plan einer auf abenteuerliche Unternehmungen begierigen Jugend. Zu den häuslichen Irrungen geſellte ſich in dem Prinzen die Unluſt, ſeine Kräfte im Friedensdienſt gefeſſelt zu fühlen, und der Wunſch, die Welt zu ſehen, ſich hervorzuthun.

Zuweilen nahm jedoch die Phantaſie ihre Richtung mehr nach England. Im Lager hatte Friedrich eines Tages den Secretär der engliſchen Geſandtſchaft, Gui Dickens, der eben im Begriff ſtand, nach London zu reiſen, zufällig getroffen und ihn gebeten, ſich am engliſchen Hofe zu erkundigen, ob man ihn aufnehmen und ſchützen wolle, wenn er hinüberkomme. Man kann denken, wie begierig der Prinz nun war, Gui Dickens nach deſſen Rückkehr zu ſprechen. Den verdachtvollen Zwang, unter dem er lebte, zeigt auch die Art und Weiſe, wie er mit demſelben zuſammenkam, indem eine andere nicht möglich

1. Verhör des Prinzen zu Mittenwalde 2. Sept. Auf Kattes Einwendungen hat er geſagt: das wäre eine ſchlechte Sache, die man der Difficultäten wegen unterließe: vielmehr würde ſie dadurch um ſo angenehmer, wenn man ſie ausführe.

war; es geschah eines Abends um 10 Uhr unter dem großen Portal des königlichen Schlosses.

Katte führte den Engländer herbei und ging dann auf und ab, Wache zu halten und jede Störung zu verhüten. Die Eröffnungen von Gui Dickens waren aber nicht, wie der Prinz sie wünschte. Er meldete ihm geradezu, man wolle ihn in England nicht haben; Georg II. wolle den Schein nicht auf sich laden, als hätte er den Prinzen verführt, darüber könnte sonst ein Feuer an allen vier Enden von Europa aufgehen; man bitte ihn, diesen Gedanken lieber ganz fallen zu lassen; habe er Schulden, brauche er Geld, so möge er nur die Summe nennen und man werde sie ihm verschaffen. [1]

Nicht sogleich scheint sich der Prinz von der Unwiderruflichkeit dieses Bescheides überzeugt zu haben. Er faßte noch einmal den Gedanken, seinen Freund Katte nach London zu schicken, um die Sache besser anzubringen, und hat ihm dafür einst schon eine Art von Beglaubigungsschreiben ausgestellt. Bei besserem Nachdenken fand er jedoch sowohl Katte ungeeignet als die Sache unausführbar. Und da es wieder zweifelhaft wurde, ob er den König, der darüber einen Augenblick geschwankt hat, begleiten solle, so beschloß er endlich bei sich selbst, wenn dies nicht geschehe, ruhig in Potsdam zu bleiben; wo-

1. Vgl. Informatio ex Actis (die sich hauptsächlich auf Katte bezieht) aus den Sammlungen von König bei Preuß: Lebensgeschichte Friedrichs des Gr. IV, 470, Jugend und Thronbesteigung Friedrichs des Großen 87.

fern es aber geſchehe und der König ihn auf die Reiſe mitnehme, alsdann auf die früheren Entwürfe zurückzukommen und ſich bei günſtiger Gelegenheit zu entfernen. Junge Leute lieben wohl ihre Entſchlüſſe von Dingen abhängig zu machen, welche nicht in ihrer Gewalt ſtehen. Katte verſprach, alsdann dabei zu ſein und Theil zu nehmen.

Endlich erklärte der König, daß der Prinz ihn begleiten ſolle. Beide Freunde fühlten ſich dadurch in ihrem Herzen verpflichtet.

Katte machte es möglich, einſt in der Nacht unangemeldet nach Potsdam zu kommen, um mit dem Prinzen eine ſchließliche Abrede zu nehmen. Doch ließ ſich nichts feſtſetzen, da Katte noch nicht die Zuſicherung hatte, von der alles abhing, auf Werbung geſchickt zu werden. Mochte er dieſelbe nun erhalten oder nicht, ſo kam man überein, daß er nichts thun, überhaupt Berlin nicht verlaſſen ſolle, ehe er weitere Nachricht von Friedrich habe. Er nahm deſſen Koſtbarkeiten an ſich, ein paar Ringe und Tabatieren, einige tauſend Thaler an baarem Gelde, ſeinen polniſchen Orden in Brillanten, von dem jedoch die ächten Steine guten Theils ſchon herausgenommen waren; damit ſollte Katte auf die erſte Weiſung nachkom-

1. Verhör des Kronprinzen (2. September): wenn er in Potsdam bleibe (gelaſſen würde), wolle er nicht weggehen: wenn er aber mit dem König wegginge, ſollte Katte mit ihm gehen. Die Abrede ſcheint in Folge der Abmahnungen von Gui Dickens ſo genommen worden zu ſein.

men, die Bücher, zu denen ihm Duhan die Schlüssel gegeben, sollten nach Hamburg gebracht werden. Sie durften darauf rechnen, daß auch Kait dann aus seiner Garnison entweichen und sich anschließen würde. Nur die Namen waren bestimmt, die sie führen, doch weder die Zeit wann noch der Ort wo sie zusammentreffen würden.

Am 16. Juli ward die Reise des Königs angetreten. Friedrich Wilhelm ließ sich, wie sein Begleiter Seckendorf sagt, überall patriotisch vernehmen; er suchte die fürstlichen Mitglieder der associirten Kreise zum Beitritt zu einer vom Kaiser gegen seine Widersacher von Sevilla erlassenen Declaration zu bringen; den Franzosen, die ihm vorkamen, zeigte er, wie wenig er ihnen geneigt sei.

Indeß richteten sich alle Gedanken seines Sohnes dahin, eben zu ihnen seine Flucht zu nehmen.

Die Vorbereitungen, die er ohne seinen Vertrauten dazu machen konnte, wollten nun freilich nicht viel sagen. Um nicht durch die Uniform im ersten Augenblick verrathen zu werden, ließ er sich einen Roquelaure von rothem Tuche anfertigen; er meinte, sehr insgeheim, aber Jedermann wußte es: gegen einen Verwandten Katte's, der ihm einen Brief von diesem brachte und den er zu gewinnen hoffte, äußerte er sich sehr unvorsichtig, so daß derselbe die Umgebung des Prinzen, namentlich den mit der unmittelbaren Aufsicht betraueten Oberstlieutenant Rochow warnte, und die Aufsicht um so strenger wurde;[1] nur

1. „Er avertire ihn als ein guter Freund, er möge auf seinen hohen Untergebenen ein wachsames Auge haben."

Eins gelang ihm: er brachte einen Pagen, der den König begleitete, Bruder des Lieutenant v. Kait, eben durch die Erinnerung an deſſen Beiſpiel, auf ſeine Seite, und dieſer verſprach ihm ſeine Hülfe.

Vielleicht würde aber doch die Sache noch unterblieben ſein, wäre nicht zu Feuchtwangen wieder eine Scene häuslichen Haders vorgefallen, wo ihn der Vater bei einem geringen Anlaß heftig anfuhr.[1]

Dem Prinzen trat vor die Seele, was er, da Jedermann gegen ihn zu ſein, die Umgebung des Königs denſelben recht mit Abſicht gegen ihn zu ſtimmen ſchien, künftigen Herbſt in den trüben Tagen zu Wuſterhauſen zu erfahren haben werde; man gelangte nun in die Gegenden, wo ſich die franzöſiſche Grenze am leichteſten erreichen ließ: er beſchloß es zu wagen.

Er ſchrieb an Katte, er möge die Sachen nur vorausſchicken und Alles vorbereiten, um bei der Nachricht, daß er, der Prinz, weggegangen, ſofort zu Pferde ſitzen und ihn einholen zu können; er nannte ein Schloß des Grafen Rothenburg in Frankreich, wo er ihn treffen werde. Dem ältern Kait in Weſel ſchrieb er, er möge ſich nach dem Haag begeben und in der Stille anfragen, ob ſie ſpäter daſelbſt Aufnahme finden würden; der jüngere ging ihm bei den zu ſeinem Entkommen nöthigen Anſtalten an die Hand.

1. Wie Katte aus einem Briefe des Kronprinzen angiebt (Verhör am 30. Aug.) »bei Gelegenheit daß er ein Meſſer von der Markgräfin an die Erde fallen laſſen.«

Die Gelegenheit, die ſie ergreifen wollten, war folgende.

Das letzte Nachtquartier vor Mannheim nahm der König nicht weit davon, in einem Dorfe, mit Namen Steinfurt. Noch ging alles ſehr einfach her. In dem Dorfe lagen ein paar Scheunen einander gegenüber: in der einen wurde dem König, in der andern dem Prinzen das Nachtlager aufgeſchlagen. Beim Schlafengehen ſagte der König, er denke am nächſten Morgen nicht wie gewöhnlich um drei, ſondern erſt um fünf Uhr wegzufahren, da man nicht mehr weit nach Mannheim habe.

Da dachte nun der Prinz, es werde ihm leicht werden, während die übrigen noch im Schlafe ſeien, davon zu kommen. Kait verſprach ihm, um dieſe Stunde Pferde herbeizuſchaffen und ihn zu begleiten.

Der Morgen kam heran: Kait ſeinerſeits ging wirklich nach den Pferden; in erſter Frühe erhob ſich der Prinz von ſeinem Lager, kleidete ſich an, ſteckte ſein Geld zu ſich, nahm ſeinen rothen Reiſerock um und ging hinaus, um die Pferde zu erwarten.

Indeſſen aber hatte der Kammerdiener, dem der Oberſtlieutenant Rochow geſagt, er möge den Prinzen nur bei Nacht in Obacht nehmen, bei Tage wolle er ſchon für ihn haften, dieſem Meldung gemacht, und kaum war Friedrich vor der Thür, wo er ſich an einen davorſtehenden Wagen lehnte, ſo erſchien auch Rochow und bot ihm unbefangen guten Morgen.

In dieſem Augenblick kam Kait mit ſeinen Pferden

heraufgezogen. Rochow fragte ihn mit einiger Schärfe, wohin er mit den Gäulen wolle. Kait antwortete, es seien die Pferde, auf denen die Pagen reiten sollten, und damit war denn auch Rochow zufrieden.

Daß der Prinz eben hier, in der Stunde, da man sonst gewöhnlich aufbrach, hatte entfliehen wollen, vermuthete noch immer Niemand. Schon kam auch Seckendorf aus des Königs Scheune, wohin Friedrich seine Schritte gewendet. Rochow fragte ihn scherzend und harmlos, wie ihm der Aufzug des Prinzen in seinem neuen Mantel gefalle.

Endlich war Alles auf. Es hatte nichts auf sich, daß der Prinz ein wenig später nach Mannheim kam, als der König; dieser besah die Stadt mit ihm; sie gingen des andern Tags zusammen in die Kirche. Noch wußte Niemand als der Page Kait um das Vorhaben: der Prinz forderte denselben in Mannheim abermals auf, ihm Pferde zu verschaffen.

Kait war aber unfähig, diesen Zustand zu ertragen. Er gehörte mit nichten zu den eigentlichen Vertrauten des Prinzen, ward von diesem nur eben jetzt herbeigezogen; er fühlte sich in seinem Herzen beängstigt und unglücklich, daß er den König, dem er diente, täuschen sollte; endlich dort zu Mannheim in einer Bewegung von Gehorsam und Reue warf er sich demselben zu Füßen und bekannte ihm Alles.

Hierauf, in einem der churfürstlichen Vorzimmer zu

Mannheim, rief der König den Oberſtlieutenant an das Fenſter und ſagte ihm, daß Friedrich habe entfliehen wollen, — der König ſagte es der Umgebung des Prinzen, nicht dieſe ihm, — hier aber, fuhr Friedrich Wilhelm fort, ſei nicht Zeit noch Ort davon zu reden, man müſſe warten, bis man in das eigene Gebiet nach Weſel komme; Rochow werde mit ſeinem Kopfe dafür ſtehen, daß er den Prinzen dahin bringe, „lebendig", ſagte der aufgebrachte Fürſt, „oder todt." Rochow antwortete, der Prinz ſolle nicht entkommen: man könne ſich auf die Leute verlaſſen, die bei ihm ſeien. [1]

Zunächſt nahm man den Weg nach Darmſtadt: der Prinz ahnte noch nicht, daß er verrathen ſei — er hat noch dort ſeinen Antrag an Kait erneuert — bald aber mußte es die Behandlung, die er erfuhr, ihm lehren, wenn es ihm auch Niemand geſagt hat.

Als man nach Bonn kam, ſuchte der Prinz die Vermittelung Seckendorfs nach; ſo ſehr dieſer aber auch ſonſt in Gnaden ſtehen mochte, ſo vermochte er hierin nichts: der König war nicht allein aufgebracht; er vermuthete ein Geheimniß und wollte einer Sache, die in die Irrungen einſchlug, welche ihm die widerwärtigſten auf der Welt waren, ſchlechterdings auf den Grund kommen.

Am 12. Auguſt, des Abends, langte man in Weſel an,

1. Relation welche S. Kgl. Maj. von des Kronprinzen intendirten Retraite mir zu Papier dictirt haben, wie S. Hoheit und übrige darin benannte Perſonen zu vernehmen wie Mylius.

So ſpät es ſchon war, ſo lud der König den Prinzen ſogleich zum feierlichen Verhör vor. Er ermahnte ihn, Gott ſeinem Herrn und ſeinem Vater die Ehre zu erweiſen, alle Umſtände der vorgehabten Deſertion, denn unter dieſem Geſichtspunct einer militäriſchen Pflichtverletzung faßte er die Sache, zu geſtehen.

Der Prinz machte keinen Verſuch, zu läugnen: er nannte auch ſeine beiden Vertrauten, den älteren Kait und Katte, von denen er vorausſetzte, daß ſie ſich gerettet haben würden.

Kait, von einer Weiſung des Prinzen erreicht, hatte wirklich einige Tage zuvor Weſel verlaſſen und war nach Holland gegangen; nur vergeblich verſuchte der König ſeine Auslieferung zu bewirken: er entkam glücklich nach England.

Katte dagegen, immer vorbereitend, aber nichts ausführend, — ſo viel wir wiſſen, gewarnt, wenngleich nicht durch den Brief des Prinzen, der nicht an ihn gelangte, ward feſtgenommen wie dieſer.

In Weſel nun, wo noch zwei andere Verhöre Statt fanden, war die Sache nicht zu Ende zu bringen; ohnehin mußte der König, wie vorher beſtimmt war, nach Berlin zurückgehen. Die Vorſichtsmaßregeln, die er dabei für die Rückreiſe ſeines Sohnes nahm, zeigen, welche Beſorgniſſe ſich ihm aus dem ſchwankenden und halbfeindſeligen Verhalten ſeiner Nachbarn erhoben. Der Termin der Abreiſe ward geheimgehalten; die Heſſiſchen und

Hannoverſchen Gebiete wurden vermieden; aber der König hielt für möglich, daß man auch an andern Stellen dem Reiſewagen des Prinzen auflauere und ihn zu entführen ſuche. Nicht in Dörfern und Städten, ſondern davor ward umgeſpannt; man aß nur kalte Küche, und dieſe entweder im Wagen, oder im freien Felde, entfernt von Waldungen und Gehegen; es waren Verhaltungsbefehle für den Fall eines Angriffs gegeben; unter keinen Umſtänden ſolle man den Prinzen in die Hände feindſeliger Wegelagerer, vermutheter Widerſacher gerathen laſſen.[1]

Die unverbürgten Erzählungen über die Ausbrüche väterlicher Heftigkeit des Königs bei ſeiner Rückkehr wollen wir nicht wiederholen: Anordnungen wie die, deren wir ſo eben gedachten, zeigen am beſten, in welcher Aufregung er war, welche weitreichende Combinationen, eingreifend in ſein eignes Haus, ihm möglich ſchienen: er brannte vor Begierde, dieſe zu entdecken.

Zunächſt ward Katte binnen 4 Tagen 3 Mal verhört. Er verfaßte eine ausführliche Erzählung über den Thatbeſtand, die er Species facti nannte, wobei er nur darin irrte, daß er ein größeres Gewicht auf ſeine Abmahnungen legte, als denſelben zukam; aber der König war damit noch nicht zufrieden, er ordnete eine Specialinquiſition gegen ihn an und wäre ſogar nicht abgeneigt

1. Inſtruction vor den General Buddenbrock, auf was Art er des Königs Sohn Friedrich von Weſel nach Cüſtrin wohlverwahrt bringen ſoll.

gewesen, die Tortur in Anwendung zu bringen; Grumbkow bemerkte ihm aber, das könne zu Verantwortung führen, und es wurde unterlassen.

Auch alle Anderen, die in einiger Beziehung zu dem Prinzen gestanden, wurden vernommen: der Kammerdiener, der Page, Oberstl. Rochow; die Lieutenants Ingersleben und Spaen, mit denen er in Potsdam Umgang gepflogen: sein früherer Untergouverneur Oberst Kalkstein, jener Vernezobre, der ihm das erste Geld geliehen, der Goldschmidt, der ihm Juwelen verkauft oder abgekauft; auch ein junges Mädchen, Dorothee Ritter, Tochter eines kurz vorher nach Potsdam gekommenen Schulmannes, die er ein paar Mal an ihrer Hausthüre gesprochen und der er einige kleine Geschenke gemacht hatte: auf das härteste mußte sie büßen.

Aus den Aussagen, die in den Acten vorkommen, ist unsere Erzählung der Ereignisse zusammengesetzt worden; das Merkwürdigste, was außerdem daraus hervorgeht, ist die Haltung des Prinzen.

Er bekennt, daß er sehr Unrecht gethan habe, und sucht sich nicht zu vertheidigen. Nur will er nicht zugestehen, daß sein Fluchtversuch als Desertion betrachtet werden dürfe; so könne man es nicht nennen, daß er sich der Ungnade seines Vaters habe entziehen wollen. Dabei entschlüpft ihm nichts, was seiner Mutter oder seiner Schwester hätte zur Last gelegt werden können. Über die Verhältnisse zu England, auf die sein Vater besonders

begierig ist, die aber nicht so entscheidend gewesen waren, wie derselbe wohl dachte, drückte er sich mit aller Zurückhaltung aus.

Bei einem Verhör, das auf dem Wege nach Cüstrin zu Mittenwalde am 8. Septbr. mit ihm vorgenommen wurde, mußte er erfahren, daß Katte nicht entkommen sei, und man deutete ihm an, es könne diesem wohl das Leben kosten. Er ließ seinem Vater vorstellen, er möge ihn als den Schuldigen ansehen und Katte als den Verführten: er, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt; er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wieder finden, wenn Jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte.

So kam er nach Cüstrin, wo er in eigentlich scharfen Arrest genommen ward: in einem Zimmer, das mit neuen starken Schlössern und Riegeln verwahrt wurde; an der Thür standen zwei Wachen, auf der Treppe noch eine; der wachthabende Offizier schlief in dem Vorzimmer: Niemand durfte länger bei ihm bleiben als 4 Minuten. Der König hatte die Artikel selbst aufgesetzt, auf welche hier am 16. Septbr. durch den Generalauditeur Mylius ein neues Verhör mit ihm angestellt wurde. Besonders merkwürdig sind darunter die letzten, gegen die Mylius einige Einwendungen machte wegen der Folgen, die daraus entspringen könnten: der König wiederholte ihm jedoch den unabänderlichen Befehl, sie dennoch vorzulegen.[1] Der

1. „Ich befehle es euch: es ist meine strenge Ordre, die ich

erſte iſt: was ein Menſch verdiene, der ſeine Ehre breche und Complotte zur Deſertion mache; der Prinz antwortete: er glaube nicht gegen die Ehre gehandelt zu haben. Der zweite: ob er ſich noch für würdig halte, Landesherr zu werden; der Prinz: er könne ſein eigener Richter nicht ſein. Der dritte: ob er ſein Leben geſchenkt haben wolle oder nicht; der Prinz: er unterwerfe ſich der Gnade des Königs. Es war die ſchwerſte Stunde, die er noch erlebt, wo ſeine Geiſtesgegenwart auf eine ernſte Probe geſtellt wurde. Endlich kam Mylius auch mit dem vierten und letzten Artikel hervor: da Friedrich ſich der Succeſſion unwürdig gemacht, indem er ſeine Ehre gebrochen, da er auch ſein Leben verwirkt habe, ob er, um dieſes zu retten, auf die Erbfolge Verzicht leiſten wolle, dergeſtalt, daß die Renunciation von dem Reiche beſtätigt werde. Der Prinz antwortete gefaßt und beſonnen, an ſeinem Leben liege ihm ſo viel nicht, aber er denke, Se. Majeſtät werde nicht ſo ganz ungnädig auf ihn ſein. Nach Beendigung des Verhörs ſtieg ihm die Beſorgniß auf, ſein Vater wolle ihn in ewigem Gefängniß halten. Er bat die Commiſſion, ihn noch einmal zu hören, was am 1. October geſchah. Dieſe glaubte ſchon, er werde etwas mehr von dem Antheil Englands bekennen; er blieb aber nur bei den letzten Artikeln ſtehen und erklärte, fortwährender Arreſt würde ihm unerträglich ſein, lieber ſei ihm Verzichtleiſtung

habe ſelber meinem Secretär in die Feder dictirt; ich befehle euch, meine Ordre auf meine Verantwortung zu exequiren.“

oder der Tod. Solle er sterben, so möge man es ihm bei Zeiten sagen: könne er aber durch Renunciation die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben darin unterwerfen; der König möge mit ihm machen, was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren.

Nachdem die Verhöre beendigt waren, wurde ein Kriegsgericht in Köpenick niedergesetzt, um über den Prinzen und seine Mitschuldigen zu sprechen. Es war nach dem für den militärischen Rang des Prinzen in Anwendung kommenden kriegsrechtlichen Gebrauche aus 3 Generalmajors, 3 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 3 Majors, 3 Capitäns [1] zusammengesetzt; den Vorsitz führte der Generallieutenant Schulenburg, ein Mann, der militärisches Wesen mit sehr ausgesprochenen religiösen Tendenzen vereinigte, ganz wie der König es wünschte. Die beiden Auditeurs Mylius und Gerbett waren zugegen.

Am 25. Octbr. 1713 ward den Versammelten das erste, am 26. das zweite Volumen der Acten vorgelesen. Hierauf schwuren sie, auf die vorgelesenen Acten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten: ohne irgend eine menschliche Rücksicht. Am 27. gaben sie nach den verschiedenen Rangclassen ihr Urtheil ab.

1. Die Generale: v. Schwerin, Graf Dönhof, v. Linger; die Obersten: v. Derschau, v. Sterling, v. Wachholz; Oberstlieutenants: v. Weiher, v. Schenk, v. Milagsheim; Majore: v. Einsiedel, v. Lestewitz, v. Lüderitz; Capitains: v. Podewils, v. Jeetze, v. Itzenplitz.

Was den Kronprinzen anbetrifft, so waren sie alle darüber einig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie Statt gefunden; es würde sogar, sagen die Generale, gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine solche Nachforschung anzustellen, wie für ein gründliches Urtheil erfordert werde. Die einen bemerken noch, der Prinz sei durch seinen Arrest schon hinreichend bestraft, die andern — die Oberstlieutenants — in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe. Man sieht, die Meinung des Kronprinzen, daß sein Vorhaben nichts mit Desertion gemein habe, behielt hier die Oberhand. Insgesammt legten sie darauf noch besonderen Nachdruck, daß er sich der Gnade seines Vaters und Königs so vollkommen unterwerfe.

Ich finde nicht, daß König Friedrich Wilhelm das Mindeste hiegegen eingewendet, oder daß er jemals im Ernst daran gedacht habe, seinen Sohn mit dem Tode zu bestrafen. Wahr ist, daß Viele von seiner aufbrausenden Natur, und vielleicht durch eine oder die andere zornige Äußerung veranlaßt, das Äußerste befürchtet haben. Die befreundeten Fürsten versäumten nicht, sich für den Gefährdeten zu verwenden: König Friedrich von Schweden erinnerte Friedrich Wilhelm an das Vertrauen, das seine Familie, sein Volk, alle Protestanten zu ihm hätten; König August von Polen, er möge die Sache nicht mit militärischer Strenge, sondern als ein großer Herr mit

Großmuth behandeln; Kaiſerin Anna von Rußland ſagt, der Kronprinz, von deſſen ausnehmenden Fähigkeiten und Eigenſchaften man ſo viel Rühmliches melde, ſei gewiß nur auf einen Augenblick durch unbeſonnene Leute verführt worden. Eben ſo drückt ſich auch Karl VI. in ſeinem Interceſſionsſchreiben aus. Noch ſei zwar, heißt es darin weiter, der Kronprinz von der Neigung des Kaiſers zu dem königlichen Churhaus Brandenburg nicht recht überzeugt, aber dieſe Verwendung[1] werde ihn davon überführen: von der beſtändigen Vertraulichkeit der beiden Häuſer hange ihre Wohlfahrt ab. Wer wollte leugnen, daß ſo viele Vorſtellungen einigen Eindruck auf den König hervorbringen konnten? Doch dürfte man nicht ſagen, daß ſie ihn entſchieden hätten; auch nicht die kaiſerliche, obwohl das Antwortſchreiben, die freundliche Annäherung mit einer entſprechenden erwiedernd, dahin zu deuten ſcheint; Seckendorf, dem es überlaſſen war, zu beurtheilen, ob, wann und wie weit ſich etwas für den Kronprinzen thun laſſe, überreichte das Schreiben, zu dem er ſelber den Entwurf gemacht, erſt am 31. October, als das Urtheil des Kriegsgerichts dem König überreicht und von ihm, inſofern es den Kronprinzen betraf, ohne Widerrede hingenommen war.

Mit dem Urtel dagegen, welches das Kriegsgericht

1. „Dieſe aus aufrichtig und liebreichſter Neigung — — — ergehende Vorſchrift.“ In dem Leben Seckendorfs, wo dies Schreiben ſammt den Antworten des Königs und des Kronprinzen zuerſt mitgetheilt wurde (IV, 285), wird die Überreichung den 1. Nov. angeſetzt. Die Antwort des Kronprinzen war dieſem wörtlich vorgeſchrieben.

nach einiger Meinungsverschiedenheit über Katte gesprochen, war der König nicht einverstanden.

Von jenen Rangklassen hatten ihn drei, unter andern auch aus dem Grunde, weil er sich mit fremden Ministern eingelassen und in Sachen gemischt habe, die zwischen dem König und seinem Sohn vorgefallen, zum Tode verurtheilt, aber zugleich der königlichen Gnade empfohlen. Die beiden andern dagegen zogen in Betracht, daß sein Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen sei, und verurtheilten ihn, — denn sehr schuldig sei er allerdings, da es niemals so weit gekommen wäre, hätte er nicht dem Prinzen Vorschub geleistet, — zu immerwährendem Festungsarrest. Der Vorsitzende, der für sich allein eine Stimme führte, gesellte sich der letztern Meinung bei[1], und da auf diese Weise Gleichheit der Stimmen entstand, so vereinigte man sich nach dem in Fällen solcher Art gewöhnlichen Rechtsgebrauch auf das mildere Urtheil, das dem König als das der Gesammtheit vorgelegt wurde.

Dieser meinte, es sei ein Urtheil, aus Menschenfurcht geflossen, und ließ das Gericht am 31. October nochmals zusammentreten, um über Katte anders zu sprechen; das Kriegsrecht blieb jedoch bei seinem Spruch, jede einzelne Classe, und alle zusammen.

Hierauf nahm sich der König vor, das Urtheil zu verändern. Eben darum, sagt Mylius, sende man gesprochene

1. Votum des Präsidis: „da die Sache doch nicht zum Effect gekommen, ja noch nicht einmal Zeit und Ort festgesetzt gewesen.“

Urtheile dem souveränen Landes- und Kriegsherrn ein, damit er solche nach seiner umfassenden Einsicht und Machtvollkommenheit entweder mildern oder vielleicht auch schärfen könne.[1] Der König selbst sagt: Katte, obgleich als Offizier der Garde ihm noch mehr als andere persönlich verpflichtet, habe doch „mit der künftigen Sonne tramirt", sich behufs der Desertion mit fremden Gesandten in „Durchstechereien" eingelassen; dadurch habe er das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen und sich des Todes durch das Schwert schuldig gemacht; würde er ihn schonen, so würde er sich in Zukunft auf Niemand mehr verlassen können, der in Eid und Pflicht bei ihm stehe. Katte wandte sich noch einmal in einem ausführlichen Schreiben an des Königs Gnade. Er klagt sich darin jugendlicher Unbedachtsamkeit und Verirrung an, doch sein Wahn, frei von versteckten Absichten, sein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herz rufe um Erbarmen: ein verdorrender Baum werde noch eine Weile geschont, er aber werfe schon wieder neue Knospen der Treue und Unterthänigkeit. Der König jedoch blieb unerbittlich; er ließ ihm sagen, es sei besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme. Er hatte in seinem Sinn festgesetzt, daß Katte auf der Festung von Küstrin, vor des Prinzen Augen, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

1. Zumal wo bonum publicum solches erfordern sollte. Mylius in einer nach England bestimmten Deduction.

Dies ſein Gebot ward vollzogen am 6. November.

Früh am Morgen erfuhr Friedrich, was ihm zu ſehen bevorſtand. Er forderte, man möge inne halten und durch eine Staffette dem König melden, daß er, der Prinz, dem Tod oder der Entſagung oder, was ſchlimmer als beides, dem ewigen Gefängniß ſich unterwerfen wolle, wenn der Freund verſchont werde. Wer hätte es aber wagen können, der ſchlechthin befohlenen und ſchon beginnenden Execution Einhalt zu gebieten? Um ſieben Uhr zog ein Commando der Garniſon auf dem Wall auf und ſtellte ſich im Kreis um die beſtimmte Richtſtätte; bald darauf führte ein Commando von den Gensd'armes der Garde, bei denen Katte geſtanden, den Verurtheilten herbei. So wie Katte erkannte, daß er keine Begnadigung hoffen dürfe, hatte er ſein ganzes Gemüth dem Troſte der Religion geöffnet: der Prediger hatte ihn überzeugt, daß er zur Rettung ſeiner Seele dieſen ſauern Weg geführt werde; jetzt erſchien er gefaßt und muthig. Es iſt ganz wahr, daß die Richtſtätte ſich unmittelbar unter den Fenſtern des Prinzen befand, über der Mühlenpforte bei der Wache.[1] Katte ſtand ſchon in der Mitte des Kreiſes, und man wollte eben ſein Urtheil verleſen, als der Prinz, der am Fenſter erſcheinen mußte, ihm zurief, er möge ihm ver-

1. Bericht des General Lepel am 8. Nov. „Die Execution iſt vor ſeinen (des Prinzen) Augen verrichtet worden und hat der Katte, nachdem er ſich entblößet, das Geſicht gegen ihn gekehret, worüber der Kronprinz in Ohnmacht gefallen, und der Capitain zutreten und ihn halten müſſen.“

zeihen. Katte antwortete: er wisse von nichts, was er ihm zu verzeihen hätte[1], nahm sich selbst das Halstuch ab und richtete sein Gesicht nach dem Prinzen; die Augen auf ihn geheftet, so wollte er sterben. Friedrich ward bei dem Anblick von einer Ohnmacht ergriffen: als er wieder zu sich kam, war Alles vorüber; Kopf und Rumpf des Todten zusammengelegt, lag auf dem Platze; er wich nicht von seinem Fenster, bis Nachmittags ein paar Bürger erschienen, den Körper in den Sarg zu legen und wegzubringen; auch alsdann verwandte er bis Abend kein Auge von der Richtstätte; in der Nacht hörte man ihn mit sich selber sprechen; am andern Morgen sagte er, der König habe ihm Katte nicht nehmen können; unaufhörlich stehe ihm derselbe vor den Augen.

Wenn dann der nämliche Geistliche, der den Freund zum Tode vorbereitet hatte, bei ihm erschien und religiöse Gespräche mit ihm anfing, so entstand in ihm der Gedanke, daß auch er über acht oder vierzehn Tage denselben Weg zu gehen bestimmt sei.

Wer kann die Wirkung ermessen, die solch ein Ereigniß, dies heftige Emporstreben aus einem drückenden verletzenden Zustand, und da es mißlingt, die verdoppelte Gewalt der unüberwindlichen Nothwendigkeiten, die das Leben bedingen, der Anblick des denselben zum Opfer fallenden

1. Lepel giebt die Worte an: „Je vous demande mille pardons", worauf Katte ungefähr geantwortet: „Monseigneur, vous n'avez rien à me demander", was wohl keinen andern Sinn haben kann als den angegebenen.

Freundes, dies Schwanken zwiſchen Leben und Tod auf eine noch nicht vollkommen befeſtigte, in ihrer Entwickelung begriffene, großer Dinge fähige Seele ausüben mußte.

Merkwürdig finde ich, daß in dem ganzen Laufe des Verhörs kein Wort des Haſſes, keine Spur einer politiſchen Abſicht zum Vorſchein kommt. Wie ganz anders als etwa bei Don Carlos von Spanien, der in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung ſeines Vaters geſprochen hat: oder bei dem ruſſiſchen Alexei, welcher die Abſicht in ſich nährte, alles rückgängig zu machen, was ſein Vater geſchaffen, dieſen als einen Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete, ſich als den gebornen Befreier deſſelben, nicht von ſeinem Vater das Reich erben, ſondern von dem Kaiſer Karl VI. eingeſetzt werden wollte.[1] Hier könnte man von einer politiſchen Abſicht höchſtens bei dem Vater reden, der den Verſuchen, von der Fremde her in ſein Haus uud ſeine Politik einzugreifen, auf immer ein Ende zu machen entſchloſſen war: er befand ſich ungefähr auf einer Stufe des Staatslebens, wie Cardinal Richelieu hundert Jahre früher, der die Beziehung, in welche ſich Spanien zu der höchſten Gewalt in Frankreich ſetzen wollte, in der Mutter und dem Bruder ſeines Königs mit gewaltſamem Eifer bekämpfte. Übrigens ſehen wir hier nur einen Vater, der ſeinen Sohn und Nachfolger nach ſeinem Sinn haben will; und einen Sohn, in dem ſich ein angeborener

1. Einige ſeiner Geſtändniſſe bei Bergman: Peter d. G. IV, 240, 279. Aſſanaßjews 283.

Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht ohne Bedenken folgt, dabei auf Abwege geräth, die ihn weiter und weiter hätten führen können, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen.

Indem der Prinz am meisten fürchtete, noch zum Tode verurtheilt zu werden, ließ ihm der König ankündigen, da er durch den Prediger von seiner Reue und Zerknirschung unterrichtet worden, so wolle er einen Anfang der Vergebung machen und ihn aus dem scharfen Arrest lassen. Friedrich wollte es kaum glauben: er hielt es erst für wahr, als man ihm den Brief seines Vaters im Original vorzeigte.

Dieser war jedoch nicht ohne Bedingung. Der Vater wollte keine Erleichterung gewähren, wenn sich der Sohn ihm nicht von neuem durch einen Eid verpflichte.

Friedrich mußte schwören, seinem Vater allezeit getreu und gehorsam zu sein, nie und nimmermehr zu versuchen, sich der königlichen und väterlichen Gewalt desselben zu entziehen; sollte er hinfüro nicht in allen Stücken dem Willen und Wohlgefallen seines Vaters nachleben, so wolle er der königlichen und churfürstlichen Successiön auf ewig verlustig sein. [1]

1. Der König an den Prediger 8. Nov. Eine erste Formel hatte der König als ungenügend verworfen. Er ließ den Kronprinzen ausdrücklich erinnern, reservationes mentales kenne man hier zu Lande nicht, worauf dieser sagt, er wisse sehr wohl, daß man einen Eid in der Meinung schwören müsse, in welcher ihn der verstanden, der ihn vorschreibt, wünscht ihn aber vorher zu sehen.

Er ſchwur dies in Gegenwart der Generale Grumbkow und Glaſenapp und einiger höheren Civilbeamten, die zu dieſem Zweck nach Cüſtrin gekommen, ſo wie derjenigen, die ihm jetzt als beſonders zuverläſſige Leute beigegeben wurden.

Dies waren die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel, und ein königlicher Rath, Wolden, dem die Oberaufſicht anvertraut ward.[1] Auch ſie mußten einen Eid ſchwören, — bei deſſen Ablegung ſie erzitterten, — daß ſie nur Einen Gott erkennen wollten und Einen König, Friedrich Wilhelm, als ihren Herrn.

In deren ausſchließendem Umgang ſollte der Prinz in Cüſtrin, auf deſſen Ringmauern er beſchränkt war, noch eine ſtrenge Schule durchmachen.

Des Königs Gedanke war ſchon immer geweſen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu laſſen: denn ein Fürſt, der nichts von Adminiſtration und Ökonomie verſtehe, gerathe in die Hände der Günſtlinge und werde verachtet.

Den Tag nach jener Eidesleiſtung ward der Prinz in die Kriegs- und Domänenkammer in Cüſtrin eingeführt. An einem untenan geſtellten Tiſch nahm er als Auſcultator mit einem der beiden Kammerjunker Platz.[2]

1. Wie es in der Inſtruction heißt: welche S. K. Mt. dero Kronprinzen Hoheit vorgeſetzt, um zu Cüſtrin bei ihm zu ſeyn und auf ihn Achtung zu geben.

2. Das erſte Protocoll einer Sitzung in ſeiner Gegenwart iſt vom 20. Nov. Darin kam eine Beſchwerde des Herzogs von Merſeburg über ein Verbot ſächſiſcher Waaren, beſonders Tücher, in Frankfurt a. d. O. vor.

Hier sollte er alle Tage von sieben bis halbzwölf, und von drei bis fünf Uhr arbeiten; wir finden die Protocolle der Sitzungen von ihm ebenfalls unten an hinter den Räthen unterzeichnet; in den spätern Stunden sollten dann der Präsident Münchow oder der Director Hille ihn über die Kammersachen, die er noch nicht verstehe, unterrichten. Er sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin; Musik weder machen noch auch nur hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen: nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Von allen Büchern der Welt wurden ihm nur drei gestattet, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christenthum; habe er noch Zeit übrig, so könne man ihm die alten Papiere des Markgrafen Hans von Cüstrin, Bruder Joachims II., eines der ersten deutschen Fürsten, welche ächten Sinn für Staatshaushaltung entwickelt haben, aus dem Archiv vorlegen, die möge er studiren.[1]

Der König verwarf den Vorschlag, den ihm Münchow und Hille machten, dem Kronprinzen wenigstens einige Bücher über Finanzen und Polizei mittheilen zu dür-

1. „Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Cüstrinschen Archiv die Schriften und Documente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Sachen divertiren kann: wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten.

ſen; aus Büchern, ſagte er — wie ganz verſchieden von ſeinem Sohn — lerne man nichts, durch unnütze Lectüre ſei der Prinz eben verdorben worden. Wir finden, daß hierauf den Acten jenes alten Markgrafen auch in Berlin nachgefragt wird.

Man meinte den König zu gewinnen, als man ihm nicht lange nach dem Anfang ein Project über Verbeſſerung der Spinnwerke in Preußen, das der Prinz verfaßt habe, einſchickte. Der König wollte einmal nicht glauben, daß es von ihm herrühre: überhaupt aber ſollte er ſich nicht mit Verbeſſerungsentwürfen beſchäftigen, ſondern Anſchläge von Grund und Boden machen lernen, ſich um die Viehzucht bekümmern, denn er müſſe erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koſte, ſo viel Groſchen zuſammenzubringen, als zu einem Thaler gehören: um damit einſt rathſam umzugehen. Im Mai brachte Friedrich wirklich einen Arrendeanſchlag nach einer aufgegebenen Morgenzahl zu Stande, den man dem König ſchickte; Hille ſagt, weder er noch der Präſident könne einen beſſeren machen; der Prinz habe es vortrefflich gelernt.

Und noch eine andere Sache kam in den erſten Monaten zu Cüſtrin vor, von zarteſtem Inhalt, die oben berührte religiöſe Meinungsverſchiedenheit. Des Königs Geblüt wallte ihm auf, wenn er bedachte, daß ſein Sohn an der calviniſtiſchen Lehre von der Prädeſtination feſthalte, nach welcher dann, ſo verſtand er ſie, Einige nichts als Gutes, Andere, zur Verdammniß vorbeſtimmt, nur Böſes vollbringen könnten; er fand das unbibliſch und

seelenverderblich. Friedrich aber war in den Beweisen für diese Ansicht sehr gut bewandert; ich denke, daß die theologischen Aufsätze von seiner Hand, die Katte nach seiner Aussage bei ihm gesehen hat, diesen Punct betrafen, der ihm der wichtigste war: er wußte, daß auch Luther anfangs eine verwandte Meinung behauptet habe, und wollte sie nicht fahren lassen. Unaufhörlich disputirte seine Umgebung mit ihm darüber. Zuerst brachte man ihn zu der Erklärung, er halte die Lehre mehr für philosophisch als für theologisch, ohne Werth für das praktische Christenthum; aber der König antwortete, das sei eine Ausflucht: er müsse leider befürchten, daß sein Sohn nicht ehrlich zu Werke gehe. Dann gab sich Hille, ein Mann von allgemeiner Bildung und nicht ohne Geist, in Gesprächen so wie in Briefen Mühe, die schlimmen Consequenzen jener Ansicht zu entwickeln. Da der Prinz diese nicht zugeben wollte, so suchte man ihm zu beweisen, daß er dann zu einer Auffassung genöthigt werde, bei der alles eigentlich nur ein Wortstreit sei. Hille behauptet, das habe den Prinzen überwunden. Von Friedrich selbst wissen wir nur, daß er sagt, er wolle für seine Meinung nicht zum Märtyrer werden.

Der König war höchlich zufrieden, als er von dieser Annäherung erfuhr; er ließ sich nun etwas gnädiger ver-

1. Gegen den Prediger Müller benutzt der Prinz gleichnißartige Argumente, z. B. von den Rädern in einer Uhr, die aber in einander greifen müssen: die Stelle 2 Petri 2, 1 war ihm in dieser Beziehung noch neu. Dagegen stützte sich Friedrich auf Römer 9.

lauten und ſchickte Predigten, um den Prinzen vollends des Irrthums zu überzeugen, worin er geſchwebt habe.

Ob dies aber nicht der Weg war, ihm beide Meinungen zu verleiden? Wenn die eine nicht als folgerecht erſchien und die andere zu Folgerungen führte, die anderen unantaſtbaren Grundſätzen widerſprachen, mußten ſie einem forſchenden Geiſte beide gleichgültig werden.

Zuweilen empfand Friedrich die Unterwürfigkeit, in der man ihn hielt, ſehr bitter; es fuhr ihm wohl eines Tages durch den Sinn, ſich hier im Gefängniß nochmals in Widerſpruch gegen ſeinen Vater zu ſetzen und umzukommen mit Ehren. Man überzeugte ihn aber, daß auch das Ertragen von Widerwärtigkeiten Ehre mache.

Darin beſtärkten ihn ohne Zweifel die Briefe, die zuweilen anonym, mit verſtellter Hand geſchrieben, an ihn gelangten, wahrſcheinlich von ſeiner älteren Schweſter, worin eine feurige Bewunderung ſeiner Haltung ausgeſprochen wurde[1]: ſo viele Selbſtbeherrſchung lege er an den Tag, er thue nie etwas, als was an der Zeit, in allen Dingen ſei er vollkommen; er wiſſe ſein großes Herz den Geboten der Vernunft zu unterwerfen.

An und für ſich wäre es ein Ding der Unmöglichkeit geweſen, den Willen des Königs vollkommen zu vollſtrecken.

1. Es heißt von ihm:
Celui-ci est parfait en toutes ses actions,
Maître de ses passions il sait les commander,
Son grand coeur est soumis aux lois de la raison
Il ne fait jamais rien qui ne soit de saison.

Der König konnte anordnen, daß ſein Sohn nie einen Franzoſen ſehen, kein franzöſiſches Buch, keine franzöſiſche Zeitung leſen ſollte — von Zeitungen überhaupt nur die Berliner, Hamburger und die Intelligenzblätter — aber das erweckte in dieſem vielleicht nur eine um ſo ſtärkere Vorliebe für das Franzöſiſche. Verſe in dieſer Sprache zu machen, ließ er ſich nicht nehmen, ſelbſt wenn man ihm ſagte, daß ſich das für ihn nicht ſchicke: es ſind deren noch übrig, worin er ſich über ſeine Widerwärtigkeiten tröſtet, nicht ohne Spuren von einem Geiſte, dem dieſe Ausdrucksweiſe einmal zur andern Natur werden ſollte.[1] Man nahm mit Erſtaunen wahr, wie ganz ihn der Geſchmack daran beherrſche; Hille meint, eine epigrammatiſche Wendung mache dem Prinzen mehr Vergnügen als der einfache geſunde Menſchenverſtand, mit weiſen Lehren erreiche man nichts bei ihm, man müſſe ihm die lächerliche Seite der Dinge zeigen. Friedrich hat wohl ſelbſt ſeinen Zuſtand durch ſcherzhafte Ordres ironiſirt, die mit allen Förmlichkeiten des Kanzleiſtyls abgefaßt ſind.

Seine Umgebung, die in ihm immer den Prinzen erblickte, ihren künftigen Herrn, ſah ihm alles nach, was irgend mit den ſtrengen Befehlen, die ſie hatte, zu vereinigen war.

1. Hille an Grumbkow 18. Dez. 1730. Dites ou écrivez-lui tout ce que vous voulez; si cela n'est pas assaisonné de quelques traits d'esprit, il s'en moque. S'il y en a, il admire, il pèse avec exactitude s'il y en a trop ou trop peu du sel attique: mais pour ce qui est du reel, il ne se met pas guère en peine.

Auch Grumbkow näherte ſich: da der Prinz und ſeine Geſellſchaft einige Mal darin fehlgegriffen, gab er endlich an, was man von Cüſtrin aus an den König zu ſchreiben habe, um denſelben zu gewinnen, und was zugleich an ihn ſelbſt, in oſtenſiblen Briefen.

Hierauf, und nachdem nun auch ein Jahr der Buße vergangen, entſchloß ſich der König, ſeinen Sohn wiederzuſehen. Die Zuſammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Cüſtrin Statt: am 15. Auguſt 1731. Ich will ſie nicht ſchildern, da man ſie ſchon kennt[1], und Einiges von Seiten des Prinzen für den Fall vorbedacht war. Aber als der König mit väterlicher Wärme ihm vorſtellte, was daraus erfolgt ſein würde, wenn ſein Plan gelungen wäre, beſonders wie unglücklich die Königin darüber hätte werden müſſen, ihn fragte, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal ſeine Freundſchaft erwerben könne, fühlte ſich Friedrich überwältigt; wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, das Erz, das ſein Herz umgab, ward gebrochen; er empfand, daß der König ihn wirklich liebe; ſo warf auch er ſich demſelben mit einer Hingebung zu Füßen und drückte ihm ein kindliches Gefühl aus, das jenſeit aller Vorbereitung lag. Er bekannte Einiges, was er bisher allezeit verborgen gehalten; ſie ſchienen auf immer verſöhnt. Man müßte blind ſein, ſagt Hille, wenn man darin nicht den Finger der Vorſehung erkennen wollte.

1. Nachricht von Grumbkow an Seckendorf bei Förſter III, 50.

Der Prinz bekam hierauf die Erlaubniß, zuweilen Cüstrin zu verlassen und die nahen Ämter zu besuchen.

Er war jetzt dahin gebracht, daß er es als ein Glück empfand, wieder freie Luft athmen zu können. Es gewährte ihm mehr Vergnügen durch das Feld dahin zu reiten, als der Jagd zu pflegen, obwohl auch das letzte geschah, und dem Vater, der es gerne hörte, ein ausführlicher Bericht darüber zugestellt ward.

Vorzüglich wurden die Ämter bereist: Quartschen, Carzig, Wollup. Einen nicht geringen Eindruck machte es ihm, als er hörte, das letzte habe früher nur 1600 Thlr. eingetragen und sei durch seines Vaters Einrichtung bis auf einen Ertrag von 22000 Thlr. gebracht worden. Er besah sich dann Gebäude, Vieh, Acker, das ganze Gebiet und fand, daß es noch neuer Verbesserungen fähig sei, besonders wenn man die Brüche austrockne, die keinem Menschen etwas nützen.

Eine so vollkommene Umgestaltung der Denkart, wie der Vater sie beabsichtigte, war in dem Prinzen nun nicht hervorgebracht. Viel zu energisch und von Natur eigenthümlich geartet war dieser Geist, als daß er sich jemals einem andern hätte unterwerfen können. Aber die Cüstriner Schule, der Umgang mit Männern, die ihm zwar Schonung und Rücksicht bewiesen, doch auch die Wahrheit sagten [1], brach die bisherige Einseitigkeit seiner Rich-

1. Hille rühmt sich dessen einst: nous avons assez de courage pour dire les choses comme elles sont et sans flatterie.

tung. Man bemerkte bald, daß er Sinn nicht allein für Vergnügen und literariſch Geiſtreiches hatte, ſondern auch für den Ernſt und die Arbeit. Er ergriff die cameraliſtiſchen Studien mit einem Eifer, den man ihm nicht zugetraut hätte, und nachdem er über die erſten Schwierigkeiten derſelben hinweggekommen, fing er an die Ideen, die ſie ihm darboten, auf ſeine Weiſe zu combiniren und der Verwaltung eine Theilnahme zu widmen, die aus Verſtändniß entſpringt. Auch zum Soldatenſtande zeigte er jetzt eine freiwillige Neigung. Er ſprach den Wunſch aus, eine Compagnie in Cüſtrin, eine andere in Frankfurt zu haben, um zugleich dem Dienſte leben und ſeine landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen in der dortigen Gegend fortſetzen zu können. Der König wollte es noch nicht glauben, denn es überſtieg ſeine Erwartungen, doch war es ohne Zweifel ſehr ernſtlich gemeint.

Unter den Entwürfen, die unzweifelhaft von Friedrich ſtammen, finden ſich zwei, die von großer Merkwürdigkeit ſind, der eine über die Nothwendigkeit, den preußiſchen Handel durch die Herabſetzung der inneren Zölle zu heben und die Vortheile zu benutzen, welche der Beſitz der Odermündungen und eine ſo große Strecke der Oſtſeeküſte in ſich ſchließe; der andere von politiſcher Natur. Darin wird die geographiſche Unhaltbarkeit der preußiſchen Monarchie beſprochen. Der Prinz findet, im Oſten ſei der Beſitz von Weſtpreußen und des noch ſchwediſchen Pommern unentbehrlich: im Weſten werde Cleve ſich erſt ver-

theidigen laſſen, wenn man auch Jülich und Berg beſitze. So viel wir wiſſen hat der König dieſen Aufſatz nicht geſehen, aber Seckendorf wußte ihn ſich zu verſchaffen und ſchickte ihn an den Prinzen Eugen. Der zeigt ſich in ſeiner Antwort ganz erſtaunt über die weitausſehenden Ideen dieſes jungen Herrn, der wohl noch flüchtig und unüberlegt, aber lebendig und vernünftig ſei, ſo daß er ſeinen Nachbarn einmal gefährlich werden könne. Schon machte er bei jedem, der ihn ſah, den Eindruck einer bedeutenden Perſönlichkeit. Feldmarſchall Schulenburg war erſtaunt, wie er die Offiziere ſeines Regiments, die er ihm vorſtellte, empfing, beinahe wie ein König: er fühle was er ſei; er werde es einſt zeigen.

Noch waren aber die Fäden nicht alle angeknüpft, an denen ſich ſein perſönliches Leben entwickeln ſollte. Indem ſich Friedrich zu Gedanken erhob, die ganz anders als die weitfliegenden Pläne, denen er ſich früher hingegeben, zugleich praktiſch und kühn erſcheinen, dachte ſein Vater, um jede weitere Abweichung unmöglich zu machen, nun doch darauf, ihn unverzüglich zu vermählen.

In Mitten der Mißverſtändniſſe, ſelbſt nach dem Hothamſchen Begegniß, hatte der Londoner Hof auf ſeine Entwürfe einer Familienverbindung nicht Verzicht geleiſtet. Er war ſogar geneigt, damit eine Annäherung an Öſtreich in Verbindung zu bringen, wie Friedrich Wilhelm zuletzt gefordert: noch im September 1730 hat

Harrington eine Eröffnung in dieſem Sinne gemacht. Eben damals aber ſtellte ſich bei den Unterſuchungen über die Flucht des Kronprinzen heraus, daß die engliſchen Bevollmächtigten, wenn ſie auch nicht ſo weit gegangen ſein ſollten, wie man vermuthete, doch die Beziehungen deſſelben zu ihrem Hofe vermittelt, ſeine Anfragen nach Hauſe beſorgt, ihm Antworten, wiewohl nicht immer eines Inhaltes wie er ihn wünſchte, mitgetheilt hatten.[1] In dem Eifer der Entrüſtung, die hierüber in ihm aufſtieg, ließ Friedrich Wilhelm dem engliſchen Geſchäftsträger, Gui Dickens, mit amtlicher Beſtimmtheit erklären, daß von einer Verbindung zwiſchen den Kindern beider Häuſer, weder einer doppelten, alſo des Kronprinzen, noch einer einfachen, alſo nicht einmal ſeiner Prinzeſſin mit dem Prinzen von Wales, die Rede ſein könne; er wolle, ſagt er in einer ſeiner Randbemerkungen, keine engliſche Prinzeſſin in ſeinem Hauſe ſehen, eben ſo wenig aber eine der ſeinen in das engliſche geben, unter keiner Bedingung, wäre ſie auch noch ſo vortheilhaft. Hiedurch erſt wurden dieſe Verhandlungen auf immer abgebrochen. Im Frühjahr 1731 ward die Prinzeſſin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt; der König ſuchte

1. König an Chambrier 16. Sept.: Vous ne devez pas dissimuler, que la cour d'Angleterre n'avait pas ignoré que le prince meditoit son evasion que le chevalier Hotham avoit été consulté par le prince sur l'exécution de ce projet etc., ſo wie an Keppel: man hätte ihm davon Mittheilung machen müſſen „si lon avoit voulu agir en ami avec moi.“

für seinen Kronprinzen eine Gemahlin aus einem anderen Hause.

Schon früher und dann von Zeit zu Zeit immer wieder ist die Behauptung aufgetaucht, daß von einer Vermählung des künftigen Königs von Preußen mit der Erbtochter von Östreich die Rede gewesen sei [1], und man wird neugierig zu erfahren, ob jemals ein solcher Plan gefaßt worden ist. Ich habe darüber nichts gefunden als eine Aussage Katte's, nach welcher der Prinz geklagt hat, er werde von Seckendorf und Grumbkow zu einer Vermählung mit einer katholischen und kaiserlichen Prinzessin gedrängt. In dem Gefängniß hat dann Friedrich wohl auch einmal hören lassen, um seinen Vater zu begütigen, sei er nicht abgeneigt, sich mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, vorausgesetzt, daß er die Religion nicht zu ändern brauche. Dabei haben aber, wie es scheint, Mißverständnisse obgewaltet. Die beiden Minister haben standhaft geläugnet, jemals einen ähnlichen Gedanken gehegt zu haben, und gewiß ist er weder dem König noch auch dem Kaiser in den Sinn gekommen. In Wien dachte man zwar längst nicht mehr an Don Carlos, wie sich ja auch die Politik in ganz anderen Bahnen bewegte. Aber am Hofe lebte der junge Franz von Lo-

1. In den kurzgefaßten historischen Nachrichten zu Behuf der neuen europäischen Begebenheiten 1730 37 St. war von einer Reise des Kronprinzen nach Wien, zugleich der Errichtung der Hofstatt der Erzherzogin die Rede, mit dem Zusatz, daß das auf eine hohe Mariage deute; der Artikel machte damals viel Aufsehen.

thringen, zu dem die Erzherzogin eine frühe Neigung faßte, die mit ihr aufwuchs. König Friedrich Wilhelm erklärte sich von Anfang an ganz damit einverstanden; keinem andern als dem gönne er diese reiche Erbin; an seinen Sohn zu denken, verbot ihm schon die Religion, deren Gegensatz, durch die Natur beider Staaten und die Sinnesweise beider Familien getragen, ein unübersteigliches Hinderniß bildete.

Etwas näher ist der König auf einen andern Gedanken eingegangen, der damals aufkam, den Kronprinzen mit der präsumtiven Erbin von Rußland zu vermählen.

Es war Anna von Meklenburg, Enkelin Iwans, des älteren Bruders Peters I., deren Rechte auch bald darauf von ihrer Tante, Kaiserin Anna, anerkannt worden sind. Am Russischen Hofe gab es eine Stimme dafür. Der damals in den auswärtigen Angelegenheiten wirksamste Minister Ostermann hat gesagt, wenn er dies Meisterstück der Politik vollbringe, so werde er sich auf immer Ruhe gönnen. Friedrich Wilhelm aber machte Bedingungen, die nimmermehr zu erlangen waren: Beibehaltung der Religion nicht allein für den Prinzen [1], sondern auch für alle aus der Ehe entspringenden Kinder; und sodann: unmittelbare Eidesleistung der ganzen russischen Armee

1. Nach einem Bericht vom 10. Jan. 1731 wäre man nicht abgeneigt gewesen, dies zuzugestehen, die Prinzessin jedoch werde übertreten müssen: doch sei der Erzbischof von Nowgorod, der sie unterrichte, im Herzen gut lutherisch. — Unter andern Einwürfen erscheint auch der, daß man nicht wisse, ob sich nicht Kaiserin Anna noch vermählen und ob nicht später die Nation die Prinzessin Elisabeth vorziehen würde. —

an denſelben als dereinſtigen Nachfolger. Auch dann aber wäre noch immer die wichtigſte Frage übrig geweſen, in welches Verhältniß der preußiſche Staat zu dem ruſſiſchen Reiche treten würde; denn eine Vereinigung von beiden hätte ganz Europa in Bewegung geſetzt. Der Kronprinz, den man einmal gefragt hat, ob er, wenn die Sache zu Stande komme, geneigt ſei, auf die preußiſche Krone Verzicht zu leiſten, antwortete, er wolle eine ſo große Thorheit nicht begehen; wenn er es thäte, ſo meinte man, er würde es nicht halten, ſondern beim Tode ſeines Vaters an der Spitze einer ruſſiſchen Armee an den Grenzen erſcheinen und ſein angeſtammtes Erbe zurückfordern.

Es war überhaupt nicht beſtimmt, daß dieſe mächtig aufwachſende geiſtige Kraft dem einen oder dem andern der benachbarten Reiche zu Gute kommen ſollte; Friedrich Wilhelm hatte ſehr recht, wenn er eine Prinzeſſin für ihn ſuchte, die weder einen bedeutenden Einfluß an ſeinem Hofe ausüben noch ihn in anderweite Verwickelungen abziehen könnte: Preußen ſollte vor allen Dingen preußiſch bleiben.

Da richtete er nun ſein Augenmerk auf die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern.

Die Gemahlin Kaiſer Karls VI. ſtammte aus dieſem Hauſe, war die Tante der Prinzeſſin, und es iſt kein Zweifel, daß die öſtreichiſche Politik, — im tiefſten Geheimniß, von dem kein Menſch, außer Grumbkow, nur eine Ahnung haben durfte — durch ihren gewandten Vertreter

den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat. Man glaubte erst dadurch den englischen Entwürfen vollends ein Ende zu machen und den Kronprinzen auf beständig an das Haus Östreich zu knüpfen.[1] Man setzte voraus, daß der Prinz von seinem Vater nur kärglich bedacht werden würde, und zeigte sich sehr bereit, ihn in diesem Falle mit Geld zu unterstützen.

Dem König mochte es ganz angenehm sein, daß die Prinzessin eine Verwandte des kaiserlichen Hauses war, hauptsächlich aber fand er zu rühmen, daß sie, wenn auch nicht eben schön, aber bescheiden und gottesfürchtig sei, mit ihm und seiner Gemahlin werde leben können. Anfang Februar 1732 schlug er sie dem Prinzen vor, versprach ihm, daß er auf Reisen gehen sollte, sobald er Erben habe, und forderte ihn auf, sich so rasch wie möglich zu erklären.

In demselben Sinne schrieb Grumbkow. Er schilderte die Prinzessin, die mit ihren Eltern eben damals nach Berlin kam, absichtlich minder vortheilhaft, damit Friedrich sich angenehm überrascht fühlen möchte, wenn er sie sehe; er ließ, auf Seckendorfs Wunsch, — denn eine Unwahrheit erregte ihnen kein Bedenken — sogar einfließen, der kaiserliche Hof habe die Reise der Bevernschen Familie nicht gern gesehen, um nicht in den Verdacht zu

1. Prinz Eugen fordert den Grafen Seckendorf (29. Jan. 1732) auf, alles Mögliche unter der Hand anzuwenden, damit des Königs Entschließung je eher je besser zu Stande kommen möge: wozu etwa die Anwesenheit des Herzogs von Lothringen und wann der Prinz Bevern sich mit ihnen nach Berlin verfüget, eine nochmalige Gelegenheit geben dürfte.

gerathen, als wolle er sich in die Familienangelegenheiten des preußischen Hauses, namentlich des Kronprinzen, mischen, dem man in der Wahl seiner Gemahlin vielmehr volle Freiheit lassen sollte.

Noch einmal gerieth Friedrich in die größten Wallungen seines Gemüthes. Auf der einen Seite sah er den Vater, der es im Grunde gut meinte, dessen Zorn zu erwecken entsetzlich war; wenn er sich fügte, konnte er auf ein ungleich freieres und ruhigeres Leben rechnen; sogar eine Reise war ihm in Aussicht gestellt, und er bemerkte kaum, an welche Bedingungen sie geknüpft ward. In einem Augenblick, wo er sich hievon durchdrungen fühlte, schrieb er dem Vater: selbst wenn die Schilderung der Prinzessin, wie er sie mache, zu günstig für sie wäre, so würde er sich doch in Allem seinem Willen fügen.

Sogleich darauf aber erhoben sich ihm entgegengesetzte Betrachtungen.

Sollte er sich für alle Zukunft an ein Verhältniß binden, das ihm wahrscheinlich unerträglich werden mußte? Er fürchtete, sich einer wenig erzogenen Gemahlin schämen zu müssen, sich neben ihr Jahr aus Jahr ein zu langweilen: von übereinstimmender Gemüthsart und schön müsse die Frau sein, mit welcher er leben solle, lieber zu frei als zu tugendhaft; am wenigsten könne er eine Fromme ertragen, die ein halb Dutzend Heuchler in ihrem Gefolge habe. Kaum war der Brief an den König abgegangen, so schrieb er in dem entgegen-

geſetzten Sinne an Grumbkow. Unglück gegen Unglück, ſagt er, alles ſei ihm einerlei; für die Verirrung, die er begangen, ſei er genug geſtraft: er wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Piſtolenſchuß allen Qualen ein Ende; Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er ſich von einem unglücklichen Daſein befreie. [1]

Grumbkow, dem der König voller Freude den erſten Brief gezeigt hatte, erhielt um andern Morgen den zweiten an ihn gerichteten. Man muß geſtehen, er hatte jetzt guten Grund, ſich dem Prinzen zu widerſetzen. Er führte demſelben zu Gemüthe, daß er zu früh, ohne Kenntniß der Sache verzweifle; was wolle er thun, wenn ihn Gott dereinſt mit wahren Unglücksfällen heimſuche? Beſonders aber ſprach er ſo nachdrücklich wie möglich aus, daß der Prinz hiebei nicht auf ihn zählen dürfe; er werde ihm dienen, ſo weit es der Dienſt des Königs zulaſſe, aber nicht einen Schritt weiter. Wolle der Prinz den Don Carlos (des St. Real) ſpielen, er wolle nicht den Herzog von Grammont machen.

Indem Friedrich dieſe ſchroffe Zurechtweiſung bekam, traf auch die Antwort des Königs ein, der ſich glücklich darüber zeigte, daß er einen ſo gehorſamen Sohn habe, und ihn anwies, ſein Quartier in Cüſtrin aufzuſagen, Alles zu bezahlen, mit Sack und Pack nach Berlin zu kom-

1. Je crois que le bon dieu ne me damnerait pas pour cela et ayant pitié de moi en échange d'une vie misérable, m'accordera le salut.

men. Die Zeit der Ankunft bestimmte er in seiner Weise auf das genaueste, Dienstag den 26. Febr. Abends 6 Uhr; es war der Fastnachtsabend. Sollte Friedrich Bedenken tragen, den Ort seiner Gefangenschaft und Verbannung zu verlassen? Er kam zur festgesetzten Stunde.

Am Hofe vermißte man bei seiner Erscheinung etwas von der jugendlichen Anmuth, von der raschen Hingebung an Personen und Dinge, welche man früher an ihm geliebt hatte.[1] Er war größer und stärker, besonnener, kälter, überhaupt männlicher geworden.

Dem König aber durfte er nicht wagen sich zu widersetzen, auch nicht in dieser persönlichsten Sache. Schon den 28. schritt Friedrich Wilhelm dazu, denn Verzug kannte er nicht, die Heirath zu Stande zu bringen. Nachdem er den Herzog und die Herzogin von Bevern in Person um ihre Einwilligung ersucht hatte, ward Friedrich herbeibeschieden. Da er erklärte, daß er keinen Widerwillen gegen die Prinzessin fühle, rief man auch diese, die dann als ein gutes Kind antwortete, sie werde alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten. Der König bestand darauf, daß dieser sofort seinen künftigen Schwiegereltern zum Zeichen kindlicher Ehrerbietung die Hand küsse.

So eben war auch Herzog Franz von Lothringen

1. Schon im November 1731 hatte er der Hochzeit seiner Schwester beiwohnen dürfen; sie erstaunte über die Veränderung, die in ihm vorgegangen war. Mém. de Baireuth I, 343.

nach Berlin gekommen und ward hier auf das beste empfangen. Der König ließ die großen Grenadiere zu Potsdam ihre Übungen vor ihm machen, die Geschütze von Berlin bei seiner Ankunft abfeuern, Bataillone, deren Paraden er besuchte, ihm ein Vivat bringen und was dem mehr ist.[1] In seiner Gegenwart ward die feierliche Verlobung des Kronprinzen am 10. März vollzogen. Die beiden jungen Herren schienen gute Freundschaft mit einander zu schließen.

Den andern Tag führte der König den Kronprinzen in das Generaldirectorium ein, für den Anfang unter der Bedingung, daß er noch nichts entscheiden, sondern nur erst suchen solle, sich zu unterrichten; habe er Zweifel, so möge er nicht widersprechen, sondern die alten Resolutionen des Königs nachsehen. Er beförderte ihn gleichsam, wie einen seiner Räthe, von der untern zu der obern Behörde. Auch in das Militär ward der Prinz wieder aufgenommen, zum Obersten und Chef des bisher Golzschen Infanterieregiments, das in Ruppin stand, erklärt. Er hatte seine Freiheit wieder, aber man sieht, um welchen Preis und mit welcher Verpflichtung zum strengsten Gehorsam.

Der König äußerte viel Genugthuung über den Gang dieser Dinge. Man habe ihm in seiner Familie Gesetze geben, ihm vorschreiben wollen, mit wem er seine Kinder verheirathen solle und mit wem nicht; dann habe er zugelassen,

1 Zeitungsartikel in Faßmanns Fr. Wilhelm I., 429.

daß von der ruſſiſchen Vermählung geſprochen und die ganze Welt darüber in Wuth geſetzt worden, aber nie ſei ſeine Meinung dahin gegangen; endlich habe er allem Gerede ein Ende gemacht und bewieſen, daß er eben ſo gut Herr in ſeinem Hauſe ſei als Andere in dem ihrigen.

Wenn der König dieſe Angelegenheit als eine durchaus perſönliche, individuell-hausväterliche begriff, ſo wiſſen wir doch ſchon, wie der Ehrgeiz der ſtolzeſten politiſchen Unabhängigkeit in ihm damit zuſammenhing; wir mögen wohl noch eine andere Bemerkung hinzufügen.

Nicht in jedem Stadium des politiſchen Daſeins iſt einem Volke und Staate die enge Verbindung mit einem andern erſprießlich; und man darf fragen, ob in dem damaligen die eigene Entwickelung von Preußen durch eine ſo genaue Allianz mit England, wie die beabſichtigte, gefördert werden konnte. England war zu ſtark, als daß es bei dauernder Bundesgenoſſenſchaft nicht die ſchwächere Macht durch ſein natürliches Übergewicht in Schatten geſtellt oder mit ſich fortgeriſſen hätte. Und ferner, wenn die engliſche Cultur, die ſich eben in großen und glänzenden Werken erhob, einen gleichſam öffentlich berechtigten Einfluß in Berlin erhielt, welches ohnehin ſo viele fremdartige Beſtandtheile in ſich ſchloß, ſo muß zweifelhaft erſcheinen, ob es dann dem eigenthümlich deutſchen Weſen nicht doch zu ſchwer geworden wäre, ſich ſelbſtändig durchzuarbeiten. Wenigſtens hätte alles eine andere Geſtalt angenommen. Der Kronprinz als Statthalter von Hannover in eine immer unterge-

ordnete Verbindung mit dem engliſchen Hofe gezogen, hätte ſich einmal mit aller Gewalt wieder davon losreißen müſſen, oder er wäre nie der Preußiſche Friedrich geworden.

Wir werden ſpäter ſehen, welchen Weg er ging, um trotz der Beſchränkung, die ihm auferlegt war, ſich doch in Zuſammenhang mit der allgemeinen Bildung und den geiſtigen Tendenzen der europäiſchen Welt zu ſetzen; zwiſchen den Stürmen, die nun ausgetobt, und dem Antritt ſeiner Regierung war ihm noch eine geraume Zeit vergönnt, die er hiezu benutzte. — Jetzt wenden wir unſern Blick noch einmal auf die politiſchen Folgen dieſer Verwickelungen.

Es iſt unleugbar, daß ſie hauptſächlich dem Hauſe Öſtreich zu Statten kamen.

Die engliſche Regierung ſah ſich genöthigt, auf die unmittelbare Herſtellung eines guten Verhältniſſes mit Öſtreich zu denken. Hätte ſie Preußen, wie ſie wünſchte, gewonnen, ſo würde der Kaiſer haben nachgeben müſſen. Wären jene Vermählungen auch nur ohne politiſche Allianz zu Stande gekommen, ſo würde Preußen eine Stellung zwiſchen beiden Mächten ergriffen und die Vermittelung in die Hände genommen haben. Jetzt näherte ſich der engliſche Hof dem kaiſerlichen, eher im Gegenſatz mit Preußen. Er konnte es nicht aufſchieben, da der friedliche und ungeſtörte Handelsverkehr mit Spanien und deſſen Colonien, den die engliſche Nation vor allem wünſchte, ohnedies nicht herzuſtellen war. So lange die ſpaniſchen Beſatzungen nicht in die dem Don Carlos

bestimmten Plätze aufgenommen worden, war der Tractat von Sevilla unvollzogen, die spanische Regierung fühlte sich dadurch wenig gebunden und ließ die Engländer fortwährend ihre Verstimmung empfinden. Den kaiserlichen Hof zur Einwilligung zu vermögen, gab es aber, wie die Dinge standen, kein anderes Mittel, als daß man ihm in der Angelegenheit, die ihm am meisten am Herzen lag, der Festsetzung der Erbfolge die Hände bot. Das hatte jetzt weniger Schwierigkeiten als früher, da an die spanischen Vermählungen nicht mehr zu denken war, und es erschien sogar wünschenswürdig, weil sich am französischen Hofe immer deutlicher sehr einseitige Pläne in Bezug darauf hervorthaten. Und so zeigte sich England zu diesem Schritte bereit, wofern Östreich die auf der andern Seite nöthigen Concessionen gewähren wollte: wozu sich dies sofort verstand. Am 16. März 1731 ward ein neuer Vertrag zu Wien geschlossen, in welchem England sich zur Garantie der östreichischen Erbfolgeordnung anheischig machte, Östreich dagegen die Aufnahme der Garnisonen in jene Plätze bewilligte und zugleich die Compagnie von Ostende, deren Aufrichtung so große Bewegungen veranlaßt, definitiv fallen ließ.[1] Prinz Eugen fühlte sich in hohem Grade zufrieden. Er meinte, daß man nun auch die spanischen Truppen ohne Weiteres aufnehmen und dadurch den Tractat zu unzweifel-

1. Urkunde bei Dumont Supplement III, 2, 288. Actus concurrentiae ordinum generalium ad tractatum Viennensem ib. 291.

haſter Gültigkeit bringen ſollte. Wenn Öſtreich bei der Errichtung der Compagnie mit ſeiner Verbindung mit Spanien wirklich nur die Abſicht gehabt hätte, die noch widerſtrebenden Seemächte, denn Holland ſchloß ſich den Engländern an, zur Anerkennung der Erbfolge zu bringen, ſo wäre ſeine Politik ſehr geheimnißvoll, gewandt und glücklich geweſen. Zu ihrem Erfolge gehörte aber, denn ſonſt hätten die Sachen auch ganz anders kommen können, daß eben ein Mann wie Friedrich Wilhelm I., in welchem die deutſchen Sympathien vorherrſchten, und der ſich gegen ein entſcheidendes Zugeſtändniß mit einer fernen Ausſicht begnügte, auf dem Throne von Preußen ſaß. Jetzt folgte England nur dem Beiſpiele, das dieſer ſelbſt gegeben. Ohne Zweifel war der Vortheil von Öſtreich unermeßlich, wenn man einmal annimmt, wie man muß, daß die Sache zweifelhaft war, und die Garantie auch hätte verweigert werden können.

Der König von Preußen war ein ſo warmer Freund von Öſtreich, daß er ein Ereigniß, das ihm bedenklich ſcheinen konnte, als ein glückliches begrüßte; nichts, ſagte er, mache ihm größeres Vergnügen, als England und Holland kommen zu ſehen, um dem Kaiſer die Hand zu küſſen. Dagegen verſicherte Seckendorf, trotz der Herſtellung des guten Verſtändniſſes mit dem engliſchen Hofe ſolle dieſem doch nie etwas nachgegeben werden, was dem Hauſe Brandenburg zum Schaden gereiche; ſtehe der Kaiſer mit England gut, ſo werde er doch mit

Preußen allezeit noch in besserem und vertraulicherem Vernehmen stehen; er zweifle nicht: das seien auch des Königs Grundsätze. „So lang ich lebe", antwortete der König.[1]

Und sogleich gewährte dieser nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit. Englands oder vielmehr Hannovers versichert, beschloß man in Wien, die Erbfolgeordnung vom Reiche garantiren zu lassen. Friedrich Wilhelm hatte dies immer gerathen: als die Einleitungen in den herkömmlichen Formen getroffen waren, und das Commissionsdecret zur Dictatur kommen sollte, forderte der Kaiser den König auf, seinen eben abwesenden Gesandten nach Regensburg zu schicken, um in Gemeinschaft mit demselben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; wogegen er wiederholte, daß in keiner den preußischen Hof angehenden Sache, namentlich nicht in der jülich-bergischen, das mindeste geschehen solle, was mit der gegebenen Zusage in Widerspruch stehe; er gelobe vielmehr nochmals, solche „heiliglich zu halten." Der König antwortet, nächst Gott traue er auf Niemand so sehr, wie auf seinen wahren Freund und Alliirten, den Kaiser; in der Erbfolgesache — die er damals die gute Sache zu nennen pflegte — werde er sich so finden lassen, wie es einem treuen Freunde und deutschen Patrioten gezieme. Es war großentheils der eifrigen preußischen Unterstützung zu danken, daß der Antrag trotz

1. 21. Februar 1711. In diesem Briefe fügt Seckendorf hinzu: der Kaiser habe zu verstehen gegeben, er wünsche einen so rechtschaffenen patriotischen Herrn kennen zu lernen.

des Widerſpruchs, den die drei katholiſchen Churfürſten Sachſen, Baiern und Pfalz erhoben, am Reichstage durchging und die Garantie der pragmatiſchen Sanction am 3. Februar 1732 zu einer Reichsſatzung erhoben wurde. In Wien erwiederte man das Verfahren des Königs und ſeines Geſandten mit erkenntlichem Bezeigen.

Ein Denkmal dieſes Verſtändniſſes, Hervorbringung dieſes politiſchen Momentes iſt die Anſiedelung der Salzburger in Oſtpreußen. Der kaiſerliche Hof war jetzt unparteiiſch in religiöſen Dingen, mißbilligte die Gewaltſamkeiten des Erzbiſchofs Firmian gegen ſeine andersgläubigen Unterthanen und gewährte den von dieſen ſo gut wie vertriebenen Auswanderern den Durchzug, den ihnen Andere noch verſagten. Mit den Bitten der Salzburger, die zu Friedrich Wilhelm ihre Zuflucht nahmen, traf eine Eröffnung Seckendorfs von Wien zuſammen, der ihn aufmerkſam machte, daß dieſe frommen und arbeitſamen Menſchen ſich gut nach Preußen ſchicken würden.[1] Hierauf erſuchte der König den Erzbiſchof, die Auswanderer als künftige preußiſche Unterthanen zu betrachten: es gereichte ihm zur großen Ehre bei Mit- und Nachwelt, mit welchem Eifer er alsdann für ihre Reiſe und ihre Anſiedelung in ſeinen preußiſch-litthauiſchen Gebieten Sorge trug.

Einer der einflußreichſten Männer in Deutſchland war damals dieſer Graf von Seckendorf, der die Allianz, die

1. Das Schreiben Seckendorfs iſt vom 26. Dez. 1731. Der König hat die Stelle gleich beim Durchleſen mit einem Kreuz bezeichnet.

er zwiſchen beiden Höfen zu Stande gebracht, nun nach allen Seiten erweiterte. Im Frühjahr 1732 finden wir ihn auf einer Reiſe nach Caſſel und Kopenhagen, um auch dieſe Höfe in die Intereſſen herbeizuziehen, als deren Vertreter er ſich aufſtellte. Mit dem däniſchen Hofe brachte er einen überaus wichtigen Vertrag zu Stande, nach welchem derſelbe die öſtreichiſche Succeſſion gewährleiſtete, der Kaiſer dagegen, zugleich mit Rußland, die für den Herzog von Holſtein dargebotene Schadloshaltung annahm: in Caſſel ſchloß er eine vorläufige Abkunft wegen der Überlaſſung heſſiſcher Truppen ab; mit Wolfenbüttel ward ein Cartel entworfen, durch welches einige Irrungen mit Preußen ausgeglichen werden ſollten. Seckendorf verſichert, die Kaiſerin habe ihren Vater, den Herzog, gebeten, dem preußiſchen Hofe gefällig zu ſein, und dieſer habe ihm überlaſſen, die noch ſtreitigen Puncte zu vergleichen. Wie ſollte der nicht allezeit einer der mächtigſten Männer in Deutſchland ſein, dem es gelingt, ein gutes Verſtändniß zwiſchen Öſtreich und Preußen zu erhalten? Er wird ſeinen Einfluß auch auf alle mindermächtigen Fürſten ausdehnen.

Durch Seckendorf hauptſächlich geſchah es, daß der König, um den Kaiſer und die Kaiſerin kennen zu lernen, im Sommer 1732 eine Reiſe nach Böhmen unternahm. Am 31. Juli traf Friedrich Wilhelm, von Grumbkow und Seckendorf begleitet, auf einem kaiſerlichen Gute, des Namens Kladrup, wo alles zu ſeinem Empfange in

Bereitſchaft geſetzt war, in der Nähe der ſchleſiſchen Grenzen ein; in dem nahen Chlumitz erwartete ihn der Kaiſer, und man begab ſich von da nach Prag. Wie es faſt immer der Fall iſt, wenn die Fürſten perſönlich beiſammen ſind, — wo dann keine Berichte niedergeſchrieben werden — über dieſe Zuſammenkunft findet ſich in den Archiven ſo gut wie keine Nachricht. Aus den Briefen des Königs[1] ſieht man, daß die Fruchtbarkeit des Landes, die Pracht der Hauptſtadt einen nicht geringen Eindruck auf ihn machte, den größten aber die gute Aufnahme, die ihm zu Theil wurde. Die Kaiſerin ſagte, ſie ſehe die mit dem Kronprinzen verlobte bevernſche Prinzeſſin als ihre Tochter an, dieſen ſelbſt nannte ſie ihren Sohn. Beſonders zeigt ſich der König von Prinz Eugen eingenommen, der noch nie ſo von Herzen mit ihm geſprochen, gewiß ein ehrlicher Mann ſei und ihn lieb habe. Auch von Geſchäften, namentlich demjenigen, das dem König das wichtigſte war, dem jülich-bergiſchen, iſt dabei die Rede geweſen. Auf eine ſpätere Anfrage ſeiner Miniſter, was denn da eigentlich vorgekommen, hat der König geantwortet, man habe ihm einen Vorſchlag zu gütlicher Abkunft gemacht, den er aber nicht habe annehmen können. Dies hinderte jedoch nicht, daß nicht das beſte perſönliche Verhältniß obgewaltet hätte. In des Königs Händen war ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf, worin es hieß, wenn man über

1. Beſonders an Leopold von Deſſau.

die bergiſche Angelegenheit nicht durch Unterhandlung zum Ziel kommen könne, ſo müſſe man Anſtalt treffen, den berliner Vertrag mit Gewalt durchzuführen; der König habe ſich hiezu, den Tractaten gemäß, von Seiten des Kaiſers aller Beihülfe zu ewigen Zeiten zu verſehen. Aus den Äußerungen des Kaiſers nahm man ab, daß er es billige, wenn der König ſich in Bereitſchaft ſetze, um, ſo wie der Fall eintrete, das Land unverzüglich in Beſitz zu nehmen. Auch in der eben auftauchenden polniſchen Frage waren die beiden Mächte ſowohl unter einander als mit Rußland im Allgemeinen einverſtanden. Der König gab bei ſeiner Rückkehr nach Berlin eine vollkommene Befriedigung zu erkennen; ſein erſtes Geſpräch mit dem öſtreichiſchen Geſchäftsträger endigte er mit einem Lebehoch für den Auguſtiſſimus d. i. den Kaiſer. Von Kaiſer und Kaiſerin ſprach er nie ohne den Ausdruck perſönlicher Ergebenheit und Verehrung; er wiederholte, er wolle dem Hauſe Öſtreich bis in den Tod getreu ſein. [1]

1. Grumbkow am 20., der König am 26. Aug. an Seckendorf bei Förſter III, III, 307.

Drittes Buch.

Politik und Staat Friedrich Wilhelm's I., 1732 bis 1740.

Unter allen Bündniſſen, die jemals in der Welt beſtanden haben, giebt es keins, das größere Erfolge hervorgebracht und länger gedauert hätte, als die Allianz der drei nordiſchen Mächte in dem neunzehnten Jahrhundert.

Schon in dem erſten Drittheil des achtzehnten — wir berührten es ſo eben — ward ſie angebahnt; wie viel Umwälzungen aber haben eintreten müſſen, ehe ſie im Conflicte ganz anderer Weltkräfte, als der damaligen, nachhaltig zu Stande kam! Es iſt ſehr der Mühe werth, zu betrachten, worauf ſie ſich zuerſt gründete, und wodurch ſie in jenen Zeiten wieder unterbrochen wurde. Eben darauf führt uns unſre Geſchichte.

Die Verbindung zwiſchen Öſtreich und Preußen beruhte, wie wir ſahen, zugleich auf ihren beſonderen Intereſſen und den allgemeinen deutſchen. Jene waren: für Öſtreich die Erhaltung der Monarchie in ihrer vollen Macht, für Preußen eine Erwerbung, Durchführung jener uralten Anſprüche auf die niederrheiniſche Erbſchaft. Dieſe: Erhaltung eines guten Verſtändniſſes zwiſchen beiden Religionstheilen in Deutſchland; Ausſchließung jedes frem-

haſter Gültigkeit bringen ſollte. Wenn Öſtreich bei der Errichtung der Compagnie mit ſeiner Verbindung mit Spanien wirklich nur die Abſicht gehabt hätte, die noch widerſtrebenden Seemächte, denn Holland ſchloß ſich den Engländern an, zur Anerkennung der Erbfolge zu bringen, ſo wäre ſeine Politik ſehr geheimnißvoll, gewandt und glücklich geweſen. Zu ihrem Erfolge gehörte aber, denn ſonſt hätten die Sachen auch ganz anders kommen können, daß eben ein Mann wie Friedrich Wilhelm I., in welchem die deutſchen Sympathien vorherrſchten, und der ſich gegen ein entſcheidendes Zugeſtändniß mit einer fernen Ausſicht begnügte, auf dem Throne von Preußen ſaß. Jetzt folgte England nur dem Beiſpiele, das dieſer ſelbſt gegeben. Ohne Zweifel war der Vortheil von Öſtreich unermeßlich, wenn man einmal annimmt, wie man muß, daß die Sache zweifelhaft war, und die Garantie auch hätte verweigert werden können.

Der König von Preußen war ein ſo warmer Freund von Öſtreich, daß er ein Ereigniß, das ihm bedenklich ſcheinen konnte, als ein glückliches begrüßte; nichts, ſagte er, mache ihm größeres Vergnügen, als England und Holland kommen zu ſehen, um dem Kaiſer die Hand zu küſſen. Dagegen verſicherte Seckendorf, trotz der Herſtellung des guten Verſtändniſſes mit dem engliſchen Hofe ſolle dieſem doch nie etwas nachgegeben werden, was dem Hauſe Brandenburg zum Schaden gereiche; ſtehe der Kaiſer mit England gut, ſo werde er doch mit

Preußen allezeit noch in besserem und vertraulicherem Vernehmen stehen; er zweifle nicht: das seien auch des Königs Grundsätze. „So lang ich lebe", antwortete der König.[1]

Und sogleich gewährte dieser nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit. Englands oder vielmehr Hannovers versichert, beschloß man in Wien, die Erbfolgeordnung vom Reiche garantiren zu lassen. Friedrich Wilhelm hatte dies immer gerathen: als die Einleitungen in den herkömmlichen Formen getroffen waren, und das Commissionsdecret zur Dictatur kommen sollte, forderte der Kaiser den König auf, seinen eben abwesenden Gesandten nach Regensburg zu schicken, um in Gemeinschaft mit demselben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; wogegen er wiederholte, daß in keiner den preußischen Hof angehenden Sache, namentlich nicht in der jülich-bergischen, das mindeste geschehen solle, was mit der gegebenen Zusage in Widerspruch stehe; er gelobe vielmehr nochmals, solche „heiliglich zu halten." Der König antwortet, nächst Gott traue er auf Niemand so sehr, wie auf seinen wahren Freund und Alliirten, den Kaiser; in der Erbfolgesache — die er damals die gute Sache zu nennen pflegte — werde er sich so finden lassen, wie es einem treuen Freunde und deutschen Patrioten gezieme. Es war großentheils der eifrigen preußischen Unterstützung zu danken, daß der Antrag trotz

1. 21. Februar 1711. In diesem Briefe fügt Seckendorf hinzu: der Kaiser habe zu verstehen gegeben, er wünsche einen so rechtschaffenen patriotischen Herrn kennen zu lernen.

des Widerſpruchs, den die drei katholiſchen Churfürſten Sachſen, Baiern und Pfalz erhoben, am Reichstage durchging und die Garantie der pragmatiſchen Sanction am 3. Februar 1732 zu einer Reichsſatzung erhoben wurde. In Wien erwiederte man das Verfahren des Königs und ſeines Geſandten mit erkenntlichem Bezeigen.

Ein Denkmal dieſes Verſtändniſſes, Hervorbringung dieſes politiſchen Momentes iſt die Anſiedelung der Salzburger in Oſtpreußen. Der kaiſerliche Hof war jetzt unparteiiſch in religiöſen Dingen, mißbilligte die Gewaltſamkeiten des Erzbiſchofs Firmian gegen ſeine andersgläubigen Unterthanen und gewährte den von dieſen ſo gut wie vertriebenen Auswanderern den Durchzug, den ihnen Andere noch verſagten. Mit den Bitten der Salzburger, die zu Friedrich Wilhelm ihre Zuflucht nahmen, traf eine Eröffnung Seckendorfs von Wien zuſammen, der ihn aufmerkſam machte, daß dieſe frommen und arbeitſamen Menſchen ſich gut nach Preußen ſchicken würden.[1] Hierauf erſuchte der König den Erzbiſchof, die Auswanderer als künftige preußiſche Unterthanen zu betrachten: es gereichte ihm zur großen Ehre bei Mit- und Nachwelt, mit welchem Eifer er alsdann für ihre Reiſe und ihre Anſiedelung in ſeinen preußiſch-litthauiſchen Gebieten Sorge trug.

Einer der einflußreichſten Männer in Deutſchland war damals dieſer Graf von Seckendorf, der die Allianz, die

1. Das Schreiben Seckendorfs iſt vom 26. Dez. 1731. Der König hat die Stelle gleich beim Durchleſen mit einem Kreuz bezeichnet.

er zwiſchen beiden Höfen zu Stande gebracht, nun nach allen Seiten erweiterte. Im Frühjahr 1732 finden wir ihn auf einer Reiſe nach Caſſel und Kopenhagen, um auch dieſe Höfe in die Intereſſen herbeizuziehen, als deren Vertreter er ſich aufſtellte. Mit dem däniſchen Hofe brachte er einen überaus wichtigen Vertrag zu Stande, nach welchem derſelbe die öſtreichiſche Succeſſion gewährleiſtete, der Kaiſer dagegen, zugleich mit Rußland, die für den Herzog von Holſtein dargebotene Schadloshaltung annahm: in Caſſel ſchloß er eine vorläufige Abkunft wegen der Überlaſſung heſſiſcher Truppen ab; mit Wolfenbüttel ward ein Cartel entworfen, durch welches einige Irrungen mit Preußen ausgeglichen werden ſollten. Seckendorf verſichert, die Kaiſerin habe ihren Vater, den Herzog, gebeten, dem preußiſchen Hofe gefällig zu ſein, und dieſer habe ihm überlaſſen, die noch ſtreitigen Puncte zu vergleichen. Wie ſollte der nicht allezeit einer der mächtigſten Männer in Deutſchland ſein, dem es gelingt, ein gutes Verſtändniß zwiſchen Öſtreich und Preußen zu erhalten? Er wird ſeinen Einfluß auch auf alle mindermächtigen Fürſten ausdehnen.

Durch Seckendorf hauptſächlich geſchah es, daß der König, um den Kaiſer und die Kaiſerin kennen zu lernen, im Sommer 1732 eine Reiſe nach Böhmen unternahm. Am 31. Juli traf Friedrich Wilhelm, von Grumbkow und Seckendorf begleitet, auf einem kaiſerlichen Gute, des Namens Kladrup, wo alles zu ſeinem Empfange in

Bereitſchaft geſetzt war, in der Nähe der ſchleſiſchen Grenzen ein; in dem nahen Chlumitz erwartete ihn der Kaiſer, und man begab ſich von da nach Prag. Wie es faſt immer der Fall iſt, wenn die Fürſten perſönlich beiſammen ſind, — wo dann keine Berichte niedergeſchrieben werden — über dieſe Zuſammenkunft findet ſich in den Archiven ſo gut wie keine Nachricht. Aus den Briefen des Königs[1] ſieht man, daß die Fruchtbarkeit des Landes, die Pracht der Hauptſtadt einen nicht geringen Eindruck auf ihn machte, den größten aber die gute Aufnahme, die ihm zu Theil wurde. Die Kaiſerin ſagte, ſie ſehe die mit dem Kronprinzen verlobte bevernſche Prinzeſſin als ihre Tochter an, dieſen ſelbſt nannte ſie ihren Sohn. Beſonders zeigt ſich der König von Prinz Eugen eingenommen, der noch nie ſo von Herzen mit ihm geſprochen, gewiß ein ehrlicher Mann ſei und ihn lieb habe. Auch von Geſchäften, namentlich demjenigen, das dem König das wichtigſte war, dem jülich-bergiſchen, iſt dabei die Rede geweſen. Auf eine ſpätere Anfrage ſeiner Miniſter, was denn da eigentlich vorgekommen, hat der König geantwortet, man habe ihm einen Vorſchlag zu gütlicher Abkunft gemacht, den er aber nicht habe annehmen können. Dies hinderte jedoch nicht, daß nicht das beſte perſönliche Verhältniß obgewaltet hätte. In des Königs Händen war ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf, worin es hieß, wenn man über

1. Beſonders an Leopold von Deſſau.

die bergiſche Angelegenheit nicht durch Unterhandlung zum Ziel kommen könne, ſo müſſe man Anſtalt treffen, den berliner Vertrag mit Gewalt durchzuführen; der König habe ſich hiezu, den Tractaten gemäß, von Seiten des Kaiſers aller Beihülfe zu ewigen Zeiten zu verſehen. Aus den Äußerungen des Kaiſers nahm man ab, daß er es billige, wenn der König ſich in Bereitſchaft ſetze, um, ſo wie der Fall eintrete, das Land unverzüglich in Beſitz zu nehmen. Auch in der eben auftauchenden polniſchen Frage waren die beiden Mächte ſowohl unter einander als mit Rußland im Allgemeinen einverſtanden. Der König gab bei ſeiner Rückkehr nach Berlin eine vollkommene Befriedigung zu erkennen; ſein erſtes Geſpräch mit dem öſtreichiſchen Geſchäftsträger endigte er mit einem Lebehoch für den Auguſtiſſimus d. i. den Kaiſer. Von Kaiſer und Kaiſerin ſprach er nie ohne den Ausdruck perſönlicher Ergebenheit und Verehrung; er wiederholte, er wolle dem Hauſe Öſtreich bis in den Tod getreu ſein. [1]

1. Grumbkow am 20., der König am 26. Aug. an Seckendorf bei Förſter III, III, 307.

Drittes Buch.

Politik und Staat Friedrich Wilhelm's I., 1732 bis 1740.

Unter allen Bündniſſen, die jemals in der Welt beſtanden haben, giebt es keins, das größere Erfolge hervorgebracht und länger gedauert hätte, als die Allianz der drei nordiſchen Mächte in dem neunzehnten Jahrhundert.

Schon in dem erſten Drittheil des achtzehnten — wir berührten es ſo eben — ward ſie angebahnt; wie viel Umwälzungen aber haben eintreten müſſen, ehe ſie im Conflicte ganz anderer Weltkräfte, als der damaligen, nachhaltig zu Stande kam! Es iſt ſehr der Mühe werth, zu betrachten, worauf ſie ſich zuerſt gründete, und wodurch ſie in jenen Zeiten wieder unterbrochen wurde. Eben darauf führt uns unſre Geſchichte.

Die Verbindung zwiſchen Öſtreich und Preußen beruhte, wie wir ſahen, zugleich auf ihren beſonderen Intereſſen und den allgemeinen deutſchen. Jene waren: für Öſtreich die Erhaltung der Monarchie in ihrer vollen Macht, für Preußen eine Erwerbung, Durchführung jener uralten Anſprüche auf die niederrheiniſche Erbſchaft. Dieſe: Erhaltung eines guten Verſtändniſſes zwiſchen beiden Religionstheilen in Deutſchland; Ausſchließung jedes frem-

den Einflusses, sowohl des französischen, als des englischen, die bisher vorgewaltet hatten.

So gründete sich auch die Verbindung zwischen Östreich und Rußland auf die wichtigsten allgemeinen Motive.

Sie lagen vor allem Andern in den gleichartigen Verhältnissen, in denen sie beide zu dem osmanischen Reiche standen. Nicht als ob aus denselben nicht einmal in Zukunft Irrungen hätten hervorgehen können, wenn etwa die Osmanen dahin gebracht würden, dem einen größern Einfluß als dem andern zu gestatten: damals aber ließ sich daran nicht denken, beide durften von dem Divan, besonders unter der fortdauernden Einwirkung von Frankreich, nichts als noch immer sehr gefährliche Feindseligkeiten erwarten. Der Sieger von Zenta erklärt, man habe nicht mehr die Kriegskunst der Osmanen zu fürchten, aber wohl ihre Überzahl, und brauche gegen sie einen beständigen Alliirten. Auch für Rußland wäre es eine empfindliche Entbehrung gewesen, zum Widerstand gegen diesen Feind oder auch zum Angriff auf ihn, nicht einen Verbündeten wie Östreich an seiner Seite zu sehen. Es wußte, daß es eines mächtigen Östreichs bedürfe.

Daher kam es, daß Rußland sofort bereit war, die Erbfolgeordnung Carls VI. anzuerkennen; im August 1726 schon haben die beiden Mächte einen Vertrag geschlossen, einen der historisch wichtigsten im achtzehnten Jahrhundert, durch welchen sie einander ihre sämmtlichen Besitzungen in Europa gewährleisteten und sich sogar zu

gemeinſchaftlichen Unternehmungen vereinigen zu wollen erklärten.

Der König von Preußen wurde eingeladen, dieſem Vertrage beizutreten: aber ſeine Miniſter machten ihn aufmerkſam, daß er dadurch in fern abliegende unüberſehbare Verwickelungen gerathen würde, vielleicht einmal gegen die Türken Hülfe leiſten ſolle, und er lehnte es ab.

Dagegen gab es andere Beziehungen, in welchen ſeine eigenen Angelegenheiten ſich mit den öſtreichiſchen und ruſſiſchen auf das engſte berührten, in Polen.

Man hat oft angenommen, daß ſchon in dieſen Zeiten zwiſchen den drei Mächten ein Verſtändniß zu einer Theilung von Polen obgewaltet habe; das iſt aber ohne Zweifel ein Irrthum. Wenn man die Machtverhältniſſe ins Auge faßt, ſo lag ein ſolcher Gedanke ſehr nahe. Für Preußen z. B. erſchien es faſt als eine Lebensbedingung, die damals noch polniſchen, früher dem deutſchen Orden und dem deutſchen Reiche unterwürfig geweſenen Oſtſeeprovinzen an ſich zu bringen. Andere Forderungen erhoben die anderen Mächte. Und da es ferner ſchon das Anſehen hatte, als würde Polen keinen rechten Widerſtand dagegen leiſten können, ſo ſind auch wirklich von Zeit zu Zeit Theilungspläne zum Vorſchein gekommen; nach einem früheren, der noch in Carl Guſtavs Kopfe entſprungen und auf eine Mitwirkung Schwedens berechnet war, im Jahr 1710 ein anderer, den nunmehrigen Verhältniſſen näher liegender; wahrſcheinlich das Werk

eines ruſſiſchen Staatsmannes, von dem jedoch Peter I. nichts wiſſen wollte [1]; auf dieſen Grund in den Zeiten, in denen wir ſtehen, ſogar ein dritter, deſſen wir ſogleich gedenken werden. Allein bei alle dem erhielt ſich doch auch die Überzeugung, daß dieſe ariſtokratiſche Republik — denn dazu war Polen unter den letzten Königen geworden — in der Geſammtheit der europäiſchen Staaten ein weſentliches Glied bilde, und ihr Untergang viele andere Übelſtände nach ſich ziehen würde. Friedrich Wilhelm war in Folge der Rathſchläge, die der „bis in den Tod getreue" Ilgen ihm gegeben, wider jede große Veränderung in Polen, wenn ſie auch mit einer anſehnlichen Gebietsvermehrung verbunden ſein ſollte.

Das Intereſſe der drei Mächte ging vor allem nur dahin, hier weder bei einer Thronvacanz noch durch andere Ereigniſſe eine Gewalt aufkommen zu laſſen, von welcher Widerwärtigkeiten zu beſorgen wären. Wie leicht dies geſchehen konnte, zeigte eben damals das Beiſpiel Auguſts II., der ſeine Thronbeſteigung dem Einfluß von Öſtreich, ſeine Wiederherſtellung den Waffen der Ruſſen verdankte, dennoch in ſeinen letzten Jahren eine beiden Höfen entgegengeſetzte Politik einſchlug. Wir müſſen dieſes Fürſten und ſeiner Beſtrebungen mit ein paar Worten gedenken.

Auguſt II. war ein Mann von ſehr außerordentlichen

1. Ohne Zweifel ging der Plan, wie Stenzel mit Recht bemerkt, von Rußland aus, aber ich finde die Anmerkung, daß „Petrus I, den ganzen Plan nicht allein verworfen, ſondern auch diejenigen, welche ſelbigen formiret, zu Strafe ziehen wollen."

persönlichen Eigenschaften, vielseitig oder vielmehr, wie Friedrich Wilhelm sagte, universell. Was er angriff, dazu hatte er Geschick, und immer mußte er etwas Neues vorhaben, sei es den Bau eines Palastes oder einer Kirche, die Einübung eines Regiments oder die Anordnung einer geräuschvollen Festlichkeit, einen Liebeshandel oder eine politische Intrigue; er stürzte sich nur immer von einer aufregenden Beschäftigung zur andern, von Genuß zu Genuß, ohne auf Pflicht oder Anstand Rücksicht zu nehmen; er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit. Noch weniger hätte er sich Verschwendung übel genommen: er betrachtete solche vielmehr als wohlthätig für das Land; die Pracht der Paläste, die Menge der Diener, der Glanz des Hofes belebe Handel und Wandel und gewähre den Kunstbeflissenen die Mittel, sich zu erhalten.[1] Aber sein Erbland war ihm zu klein, um seinem Triebe zur Thätigkeit zu genügen: er warf sich in das „immerwallende Meer" der zweifelhaften Geschäfte der polnischen Nation. Da hatte er im Innern einen Widerspruch zu bekämpfen, der sich vor keiner Willensmeinung beugte und sich nur durch eine lebendige Gegenwirkung auf mannichfaltige Persönlichkeiten brechen ließ. Nach außen hin brachte ihn der Besitz dieses Thrones zu Allem, was in Europa mächtig war, in unmittelbare Beziehungen. Er hatte eine Vorliebe für die

1. Man leitete damals das sächsische Wappen von einem Gastmahl her, wo Friedrich Barbarossa einem der Ahnherrn des Geschlechtes den Rautenkranz aufgesetzt hatte.

geheimen Wege der Politik: wie er denn in Wien den Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg ſich durch die Gemahlin ſeines Geſandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiſerin ſuchte. Seine Pagen halfen ihm den Briefwechſel führen, der hiezu nöthig war; auf dieſem Wege hat Brühl ſein Glück gemacht. Zu ſeinem Weſen, dem Reize des Lebens, deſſen er bedurfte, gehörte es nun aber, daß er ſich hiebei in den Ausſichten eines unbeſchränkten Ehrgeizes bewegte. Er dachte einſt die öffentliche Gewalt in Deutſchland an einen Fürſtenbund zu bringen, denn das Haus Öſtreich ſei nicht mehr fähig, die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten. Keinen Augenblick gab er auf, beim Abgange Carls VI. die Rechte geltend zu machen, welche durch die Gemahlin ſeines Sohnes in ſeine Familie gekommen ſeien; aus dem Munde Brühls wiſſen wir, daß er ſich mit Frankreich über eine Theilung der öſtreichiſchen Erblande in Unterhandlungen einließ.[1] Wäre es ihm gelungen, wie er ſich bewilligen ließ, Böhmen ſammt Mähren und Schleſien mit dem reichen Sachſenlande zu verbinden, wie einſt die Lauſitzen: dann emancipirt von der kaiſerlichen Gewalt, welche Rolle hätte er in Deutſchland ſpielen können! Doch war Auguſt II. damit noch nicht zufrie-

1. Schreiben von Belleisle: 10. Mai 1741. — J'avais commencé par demander au comte de Brhulle, quel étoit le partage projecté par le traité du M^qs de Monti; il m'a dit que l'électeur de Saxe devoit avoir alors toute la Bohème y compris la Silésie et la Moravie.

den. Nachdem er lange darüber geſonnen und geſchwankt, wie er Polen beherrſchen, ſeine Dynaſtie dort befeſtigen könne, blieb er dabei ſtehen, daß er ſich wenigſtens in einem Theile deſſelben ſouverän zu machen verſuchen müſſe. Um dies aber zu vermögen, von den benachbarten Mächten keinen Widerſtand zu erfahren, vielmehr unterſtützt zu werden, bot er denſelben einige Provinzen des Königreichs an. Rußland ſollte Litthauen, Preußen das ſogenannte polniſche Preußen erhalten, doch jenes ohne Wilna, dieſes ohne Danzig, die er ſich ſelber vorbehielt; an Öſtreich wollte er die Zipfer Landſchaft abtreten. Von den verſchiedenen Theilungsvorſchlägen iſt der erſte, welcher ernſtlich in Überlegung genommen ward, von einem Könige von Polen ſelber ausgegangen. Im Spätjahr 1732 hat Auguſt II. dem preußiſchen Geſandten Marſchall von Biberſtein ganz unumwunden Anträge gemacht. Marſchall fragte ihn[1], ob er ſchon einige Magnaten des Reiches dafür gewonnen habe, ob er auf die Armee zählen könne; die Antworten des Königs laſſen erkennen, daß er dafür noch wenig gethan, aber er hielt es auch nicht für nothwendig; denn mit den Polen werde man ſchon fertig werden, wenn die Mächte nur einig ſeien. Marſchall fragte, ob er ſich der Zuſtimmung auch des

1. Die Inſtruction, durch welche er dazu ermächtigt wurde, bei Förſter II, 119, jedoch muß es bei nr. 5 ſtatt que la Saxe prétend de l'empire geleſen werdenque le roi de Pologne prétend de l'empereur. Unter den Erklärungen Auguſts iſt auch noch die folgende: il y a deux chemins, la douceur et la force, et il n'y a point de risque.

vierten ſeiner Nachbarn, des Großherrn, verſichert habe; der König antwortete mit einer der glänzenden Redensarten, die er liebte, „den Adlern, welche in die Sonne ſchauen, werde vor dem Halbmonde nicht bange werden.“ Im Anfang des Jahres 1733 machte Auguſt eine Reiſe nach Polen: auf ſein dringendes Geſuch ward General Grumbkow, den er ſich als den Vertrauten des Königs von Preußen dazu ausgebeten, nach Croſſen geſchickt, ihn zu bewillkommnen; ſehr characteriſtiſch iſt die Conferenz, die hier zwiſchen ihnen gehalten ward. Grumbkow nahm ſeine Einwendungen am meiſten von dem Verhältniß zu Öſtreich her, das vor kurzem erſt ein Abkommen mit Polen getroffen habe und ſich auf ſo zweifelhafte Unternehmungen um ſo weniger einlaſſen könne, da es wegen der Erbfolge auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt ſein müſſe. König Auguſt ließ ſich dadurch nicht in Verlegenheit ſetzen; das Hinderniß der Verträge ſchlug er ohnehin nur ſehr gering an; die Gefahr eines Krieges wollte er nicht zugeſtehen, wofern man nicht im Reiche zur Wahl eines römiſchen Königs ſchreite. Grumbkow deutete ihm an, wenn es doch zum Kriege käme, und er ſich etwa mit Frankreich verbände, ſo würde er in ſeinen ſächſiſchen Erblanden von Öſtreich und Preußen zugleich angegriffen werden; der König antwortete, er verzweifle nicht ſich zu vertheidigen, doch wünſche er mit Preußen gut zu ſtehen; er werde ſich, wenn dieſe Macht ihn unterſtütze, auch in der jülich-bergiſchen Sache willig finden

laſſen.[1] Auf altdeutſche Weiſe ſetzte man die Berathung beim Gelage fort, wo der König den Champagner nicht ſparte. Er ließ ſich eine Karte von Polen bringen und entwarf die Dispoſition zu einem Feldzug, wo entweder Ruſſen und Preußen allein agiren, oder er ſeine Truppen zu ihnen ſtoßen laſſen würde. Mit Vergnügen ruhten ſeine Augen auf den weiten Gebieten, die er für ſein Haus zu erwerben hoffte. Sechs Stunden ſaßen ſie bei einander; ſo warm es aber auch dabei herging, ſo vergaß ſich doch keiner der eingeübten Politiker. Es ſchien einmal, als beſorgte der König zu viel geſagt zu haben, wenn er erzählte, der Wiener Hof habe ihm Eröffnungen machen laſſen und denjenigen nannte, durch den das geſchehen ſei; aber Grumbkow glaubte ihm nicht, daß er jemals zu viel ſagen könne, und ſchloß höchſtens aus ſeinen Worten, daß er ſelber Anträge in Wien gethan habe. Grumbkow hatte ſich bei Tiſch ſehr in Acht genommen und mehr Waſſer als Wein getrunken. Der König erſtaunte, als er ihn den andern Morgen friſch und munter bei ſich eintreten ſah; während er ſich den Kopf wüſte fühlte. Wie er ſo da ſtand, mit halbnackten Beinen, am Feuer des Kamins, mit allen Zeichen zunehmender Gebrechlichkeit, hätte man nicht glauben ſollen, daß er ſich mit ſo weltumfaſſenden Plänen

1. Ausführlicher Bericht von Grumbkow 14. Jan. 1733, bei dem was man ſonſt von dieſer Zuſammenkunft erzählt hat, ungefähr ſo beſtehen kann, daß man ſagen darf, es ſei etwas wahres daran.

trage. Grumbkow dachte beinahe, es sei nicht sein Ernst, vielleicht habe die französische Partei diese Entwürfe an die Hand gegeben, um „die Adler zu entzweien.“ [1]

Hätten die drei Mächte auch eine größere Neigung gehabt, auf eine Theilung von Polen einzugehen, als in dieser Epoche wahrzunehmen ist, so würden doch die übrigen politischen Absichten, welche August II. verfolgte, sie davon zurückgescheucht haben. Wie wenig konnte er bei dem engen Verhältniß des Königs von Preußen zu Östreich mit jenem Gedanken einer bewaffneten Fürstenvereinigung auf denselben Eindruck machen. Friedrich Wilhelm begegnete ihm mit einer einfachen Bemerkung, die aber das Wesen der Sache traf. Er fragte, wer wohl eine solche Armee commandiren solle; er, der König von Preußen, werde es gewiß keinem Andern gönnen, aber auch ihm werde es Niemand gönnen; besser deshalb, man bleibe bei dem gewohnten Oberhaupt. In hohem Grade widerwärtig war ihnen seine Verbindung mit Frankeich. Die Aufrechterhaltung der östreichischen Erbfolge bildete in diesem Augenblick den Mittelpunct ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen; im Bunde mit Frankreich dieselbe bestreiten wollen und zugleich zu einem Unternehmen gegen Po-

1. Toute l'idée que je m'en peux former, c'est que le plan en question est un punto studiato de la cabale française pour occuper et diviser les aigles en cas, qu'ils entreront dans ce chimerique plan ou, ce qui est le plus apparent, pour en cas de refus pouvoir faire voir au patron combien peu on souhaite de le favoriser même dans les occasions où les autres princes trouvent aussi leur avantage.

len auffordern, waren Gedanken, die einander in sich selbst widersprachen.

Eben um der anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik ein Ende zu machen, waren die Mächte seit einiger Zeit in Unterhandlungen begriffen, die sich nach einem ganz andern Ziele richteten.

Bereits im Jahre 1726 hatten Rußland und Preußen die Verabredung getroffen, dahin zu wirken, daß bei der nächsten Thronvacanz in Polen ein Fürst aus der Wahl hervorgehe, welcher weder der polnischen Freiheit noch seinen Nachbarn gefährlich sei und von dem sich erwarten lasse, daß er die alten Verträge der Republik mit Brandenburg wie mit Rußland beobachten werde. [1]

Im Jahre 1729 ward zwischen den drei Mächten viel über die Frage verhandelt, ob man sich im voraus zur namentlichen Ausschließung der beiden zunächst zu erwartenden Competenten, des Stanislaus Leßczynski und des Churprinzen von Sachsen vereinigen solle. Rußland und Preußen waren hiezu einverstanden: Östreich sträubte sich, da es einen Bruch mit Sachsen zu vermeiden wünschte. Da aber die beiden ersten nichts thun wollten, dem das letzte nicht beitreten könnte, so sprachen auch sie die Exclusive nicht in aller Form aus, sondern

1. Ostermann sagte im Juli: der Churprinz erscheine seinem Herrn zu gefährlich; im October: S. Russisch Kaiserliche Maj. sei es am liebsten, wenn ein Piastus zur Krone käme. Er war sogar nicht damit zufrieden, daß Östreich herbeigezogen worden und von den Stipulationen Nachricht bekommen hatte.

blieben, wie früher, bei allgemeineren Ausdrücken stehen. Der Tractat, der im October 1729 geschlossen und, nachdem Kaiserin Anna den Thron bestiegen, von dieser im October 1730 bestätigt worden ist, ist eigentlich nur eine Wiederholung des früheren. Er enthält nichts Neues als eine verstärkte Clausel über den Schutz der Dissidenten evangelischen und griechischen Glaubens. Die Worte lauten so harmlos, daß man ihn dem König von Polen sogar mittheilen konnte.

In Kurzem fand man es, namentlich in Petersburg, doch auch rathsam, sich über den Candidaten, dem bei der Wahl der Vorzug zu geben sei, bestimmter zu verständigen. Preußen und Rußland fielen auf einen polnischen Magnaten, der sein Geschlecht von den Piasten herleitete, den Fürsten Sanguszko; sie meinten, daß dieser, der die Bewirthschaftung seiner Güter mit größerer Sorgfalt betrieb als Andere, selbst etwas für sich thun könne, ohne fremden Beistandes allzusehr zu bedürfen, und daß er doch nicht so ehrgeizig sei, um den Nachbarn Besorgnisse zu erwecken.[1] Dagegen schlug der Wiener Hof den Infanten Don Emanuel von Portugal vor.

Es sieht sehr wunderbar aus, daß ein portugiesischer

1. Dieser Vertrag enthält eine gegenseitige Garantie, besonders desjenigen Landes, so beide MM. an der Ostsee inne haben (§ 2), und einige geheime Artikel. Einer von diesen, auf Schleswig bezüglich, ist bei Dumont VIII, 2, 135. In einem andern heißt es: „und wenn es dermaleinst nach Gottes Willen zur Wahl eines neuen Königs von Polen kommen sollte, so wollen allerhöchst gedachte J. Kgl. und J. Kfl. Mt. nicht nur alsdann, sondern von nun an ihre

Infant den polniſchen Thron beſteigen ſollte; doch liegt es nicht ſo ganz fern, wie es ſcheint. Don Emanuel war durch ſeine Mutter ein Enkel jenes Churfürſten von der Pfalz, der einſt, auch von Brandenburg unterſtützt, mit ziemlicher Ausſicht nach dem polniſchen Throne geſtrebt hatte, er war Geſchwiſterkind mit dem Kaiſer. Schon lange hatte er Portugal verlaſſen. Man weiß nicht genau, ob dies wirklich darum geſchehen iſt, wie damals geſagt wurde, weil er zum geiſtlichen Stande genöthigt werden ſollte; genug, er verließ ſein Vaterland nicht mit Vorwiſſen ſeines Bruders, des Königs. Auch von Paris riß ſich der Infant von der Aufſicht, die deſſen Geſandter über ihn ausüben wollte, mit geſchickter Entſchloſſenheit los, er ſagte, er wolle bei der kaiſerlichen Armee „ſein Handwerk lernen". In dem Dienſt der Waffen hat er ſich dann auch ſehr hervorgethan; in der Schlacht bei Peterwardein (1716) ſtürzte er ſich mit einer Kühnheit in den Feind, die ihm einen glänzenden Lobſpruch des Prinzen Eugen verſchaffte. Seitdem hatte er die meiſten Höfe von Europa beſucht, ſich eine mehr europäiſche Bildung, bei Landsleuten und Freunden einen gewiſſen Namen verſchafft. Was ihn empfahl, war ohne Zweifel auch die Erwartung, die man hegte, daß ſein Bruder, König Johann V., der ſich durch große Werke der Pracht und des

Conſilia einmüthig dahin richten, daß der K. Polniſche Thron mit einem Succeſſeur wieder beſetzt werden möge, der ſo wenig der polniſchen Libertät als der Nachbarſchaft gefährlich; — der König von Preußen fügt hinzu, ſeine Meinung ſei hiebei keine andere, als daß dieſer Succeſſor ein geborner polniſcher Edelmann ſein ſolle und müſſe.

Nutzens in den Ruf ausnehmenden Reichthums geſetzt hatte, ihn unterſtützen würde, um das koſtſpielige Wahlgeſchäft durchzuführen. Der Wiener Hof forderte denſelben in wiederholten Anſchreiben dazu auf.[1] Der Gegenſatz, in dem auch er ſich gegen die Bourbonen fühlte, deren Übermacht leicht auf Portugal zurückwirken konnte, ſchien ein hinreichendes Motiv, ihn dazu zu bewegen.

Ohne Mühe willigte der König von Preußen in dieſen Vorſchlag: er hatte keinen andern Zweck, als einen ruhigen, nicht im Widerſpruch mit ſeinem jetzigen Syſtem ſtehenden Nachbar zu bekommen. Einen Augenblick zögerte Kaiſerin Anna; — ein Aufenthalt, den Don Emanuel in Petersburg gemacht, ſcheint ihm nicht förderlich geweſen zu ſein —; im Herbſt 1732 erklärte ſie ſich aber unzweifelhaft für ihn. Einer der Großen ihres Hofes, Graf Löwenwolde, erſchien mit dieſer Erklärung in Berlin und fügte ihr noch eine andere von nicht geringer Wichtigkeit für Preußen ſelbſt hinzu.

Schon öfter war die Rede davon geweſen, das Herzogthum Curland an einen preußiſchen Prinzen zu bringen, hauptſächlich auch darum, um der Abſicht der Polen, daſſelbe aufzulöſen und in Woiwodſchaften zu vertheilen, eine an-

1. Vgl. Schreiben Eugens 23. Aug. 1716, Schriften IV, 99. Foscarini Storia arcana. Madame d'Orleans gedenkt ſeiner im Juli 1716. Oliveyra hat ihm ſeine Mémoires de Portugal gewidmet. In der Dedication rühmt er ihn in den pompöſeſten Phraſen als: „tout à la fois un grand prince, un guerrier redoutable, un général habile, un soldat magnanime, un sage politique, un Seigneur généreux, un chretien vertueux, un héro consommé.

dere Combination entgegenzustellen; schon Peter I. hatte sich sehr geneigt dazu gezeigt; jetzt trug Kaiserin Anna bestimmter als je „aus Freundschaft und Hochachtung für das Haus Brandenburg" demselben an, ihm bei der bevorstehenden Vacanz den Besitz dieses Landes zu verschaffen.

Von Dingen, die sich einmal zerschlagen, liebte Friedrich Wilhelm an und für sich nicht wieder zu hören: er fürchtete, abermals zu scheitern, viele Kosten zu haben, nichts als Unannehmlichkeiten einzuernten; wie ihm aber jetzt der Antrag mit einer für sein Haus so schmeichelhaften Bestimmtheit geschah, so hielt er es fast für eine Pflicht gegen dasselbe, darauf einzugehen.

Es war auf jenem Jagdhaus zu Wusterhausen, wo Löwenwolde und Seckendorf, ganz allein mit dem König, darüber unterhandelten; erst als die Punctation festgesetzt war, zog Friedrich Wilhelm seine Minister in das Geheimniß, und diese brachten nach einigen Berathungen am 13. Dezbr. 1732 eine Übereinkunft zu Stande, der man den Namen der löwenwoldischen gegeben hat.

Der Hauptvertrag ward so eingerichtet, daß er, wenn es nöthig sei, auch Andern mitgetheilt werden könnte. Er enthält hauptsächlich, daß man in Polen die Wahlgerechtsame der Nation zwar aufrecht erhalten, aber dieselben nicht durch eine Faction zu Gunsten Frankreichs oder des Stanislaus Leßczynski mißbrauchen lassen wolle; ebenso werde man die Wahlfreiheit der curländischen Ritterschaft

achten, doch unter der Bedingung, daß sie nicht zum Nachtheil der drei Verbündeten angewandt werde. Bestimmungen von anzüglicherem Inhalt waren in geheime Artikel verwiesen. Der eine sagt, daß man alles, was mit dem freien Wahlrecht der Polen nur immer vereinbar sei, thun wolle, um den portugiesischen Infanten Emanuel auf den polnischen Thron zu bringen; eine Geldsumme wird nahmhaft gemacht, die man zu dem Ende anwenden wolle; darum soll aber dem neuen König alsdann doch keine Verpflichtung auferlegt werden, die ihn bei seinen Unterthanen verhaßt machen könnte; man will sehen, ihm durch Vermählung eine Partei in dem Lande zu verschaffen. Der zweite geheime Artikel bezieht sich auf Curland; die Kaiserin verspricht alles, was nur immer mit der freien Wahlgerechtigkeit der curländischen Ritterschaft vereinbar sei, anzuwenden, um ihre Wahl auf den zweiten preußischen Prinzen August Wilhelm, oder im Fall daß dieser abginge, auf einen seiner jüngeren Brüder zu lenken. Diese Wahl sollen alsdann Östreich, Preußen und Rußland gewährleisten und aufrecht erhalten. [1]

Es ist wahr, daß Seckendorf den Tractat, über den er mit großem Eifer unterhandelte, dann nicht förmlich unterzeichnet, daß auch Löwenwolde sich die Ratification seiner Kaiserin ausdrücklich vorbehalten hat; hätte man aber

1. Man hat behauptet, daß in dem Tractat auch Berg von Rußland garantirt worden sei. Das widerspricht aber den Begriffen von der Unabhängigkeit des Reiches in seinen inneren Angelegenheiten, es ist davon mit keinem Worte die Rede

wohl an dieſer zweifeln dürfen, da der Antrag von beiden Geſandten auf die Bahn gebracht war?

Die Mächte erſchienen überhaupt enger als jemals vereinigt: General Seckendorf ſpielte in Berlin eine ähnliche Rolle, wie einſt Königsegg in Madrid; von fremden Höfen eingehende Berichte wurden ihm mitgetheilt; mit ſeiner Hand hat er die Inſtruction geſchrieben, welche Grumbkow für jene Zuſammenkunft mit Auguſt II. erhielt. Das Feſt der preußiſchen Krone, der 18. Januar, ward in Petersburg von Kaiſerin Anna feierlich begangen. Man betrachtete es als den Schlußſtein dieſer Verbindung, daß der Prinz Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern, Neffe der Kaiſerin, der im Kurzen der Schwager des Kronprinzen von Preußen werden ſollte, zum Gemahl der damals zur Thronfolgerin in Rußland beſtimmten Prinzeſſin Anna von Mecklenburg auserſehen wurde. Eben gegen die Abſichten Auguſts II. war dieſe Verbindung der Mächte gerichtet; es läßt ſich nicht denken, daß er jemals fähig geweſen wäre, ſie zu ſprengen.

In dieſem Augenblicke aber erlag dieſer Fürſt ſchon den Krankheiten, die er Andern und vielleicht ſich ſelber nicht geſtehen wollte; den Reichstag, den er berufen, konnte er ſchon nicht mehr in Perſon eröffnen: er ſtarb in der Nacht vom 31. Jan. zum 1. Febr. zu Warſchau. [1]

1. Es gehört faſt mit zur Schilderung ſeiner Verhältniſſe zum preußiſchen Hofe, was Grumbkow in einem ſeiner Briefe von ſich

Es war an ſich von Bedeutung, daß dieſe unaufhörlich unruhige Kraft verſchwand, welche Oſten und Weſten zu bewegen, die verſchiedenen Syſteme der Politik umzugeſtalten ſich vermaß: damit trat nun aber zugleich die große Thronerledigung ein, welche noch immer einen Angelpunct der europäiſchen Bewegungen gebildet hatte. Auch jetzt mußte ſie dazu werden.

Ohne alle Rückſicht auf den zu erwartenden Widerſpruch nahm Frankreich Partei für Stanislaus Leßczynski. Ludwig XV., Schwiegerſohn dieſes Fürſten, ſah es faſt als eine Ehrenſache an, daß derſelbe den Thron wieder beſteige, von dem man ihn verjagt hatte, und verſah ſeinen Geſandten in Warſchau mit den Mitteln, ihm Anhang zu verſchaffen. Denn dabei blieb es, daß man hauptſächlich mit Geſchenken um Stimmen warb; die Polen wollten es ſo; einen der mächtigſten Magnaten hörte man ſagen: mit Ehrenbezeigungen ſei nichts gethan; vor dieſem habe man Geld gegeben, dabei müſſe man es jetzt und für die Zukunft laſſen. Doch wäre es ein Irrthum zu glauben, daß nun eben Alles durch Geld ausgerichtet worden ſei. Stanislaus hatte Anhänger, die ſich aus natürlicher Hinneigung oder auch conſequenten politiſchen Anſichten für ihn erklärten. Viele behaupteten, er

erzählt. Grumbkow, der von jener Zuſammenkunft aufgeregt und angegriffen nach Berlin zurückgekommen, glaubte einſt in der Nacht den König vor ſich zu erblicken, aufrechtſtehend, im Nachtkleid, mit geſchloſſenen Augen. Lieber General Grumbkow, ſagte die Erſcheinung, ich bin am 31. Januarii zu Warſchau geſtorben. —

habe nie aufgehört König zu ſein, man brauche ihn nur zurückzurufen.

Nun liegt am Tage, daß ein ſolches Vorhaben ſowohl in Rußland als in Öſtreich Mißfallen erregen mußte. Eben durch die ruſſiſchen Waffen war Stanislaus entfernt worden: ohne viele Umſtände ließ ſich der leitende Miniſter in Petersburg, Graf Oſtermann, verlauten, Rußland werde eine erneuerte Wahl des Verjagten als eine Kriegserklärung betrachten. Einen ſo directen politiſchen Grund hatte man zu Wien nun wohl nicht, ſich dieſer Rückkehr zu widerſetzen: aber man beſorgte, daß unter Stanislaus der franzöſiſche Einfluß in Polen herrſchend und von dort aus, bei dem zu erwartenden Kampfe über die Erbfolge, der Zukunft des öſtreichiſchen Hauſes gefährlich werden dürfte. Man könnte nicht ſagen, daß hierin etwas Neues liege. Gerade deshalb hatte man die Verabredungen getroffen, deren wir gedacht haben, und einen, wie es ſchien, Allen angenehmen Candidaten ausgeſucht. So viel wir finden, hatte Don Emanuel wirklich Freunde in Polen.

Da trat nun aber in Wien noch eine andere Betrachtung ein. Auguſt II. hatte einen Sohn hinterlaſſen, Erben ſeines Namens, doch nicht ſeiner Talente, weder im Guten noch im Böſen, auch nicht ſeiner politiſchen Beweglichkeit; durch ſeine Gemahlin ſtand er mit dem Hauſe

1. Foscarini Relatione di Vienna. Conosciutolo di spiriti differenti dal padre, e disposto pur anche a ricinoscere la pra-

Östreich in naher Verwandtschaft. Über die Ansprüche derselben an die Erbfolge gab er jetzt Erklärungen, die den Hof befriedigten. Schon Mitte März äußerte Prinz Eugen in seiner Abendgesellschaft, der sächsische Gesandte ertheile ihm solche Versicherungen, daß man mit dem Nachfolger besser zufrieden sein zu können hoffe als mit dem Vorgänger. Und war es nicht von dem größten Interesse, ihn zu gewinnen, da er unter denen, welche Ansprüche machen konnten, wo nicht die erste, doch die zweite Stelle einnahm? Es mag sein, daß auch die Mutter der neuen Churfürstin von Sachsen, die verwittwete Kaiserin, ihren Einfluß dafür verwandte. Aber die Hauptsache lag in der Hoffnung, zugleich eines sehr widerwärtigen Anspruches erledigt zu werden und einen zuverlässigen Freund auf dem polnischen Throne zu sehen. Da es offenbar leichter werden mußte, mit dem Erben eines letzten Königs, der Alles gethan, um sich eine Partei zu verschaffen, wenn er von den Mächten unterstützt wurde, durchzudringen, als mit einem portugiesischen Infanten, der wenigen bekannt war, so neigte man sich auch in Rußland zu dieser Auskunft.

Da trat nun aber die Frage ein, wie die dritte Macht,

gmatica si risolvette (la corte) d'inalzarlo; — abandonando l'infante considerato di non aver costumi idonei a conciliarsi favore nella natione Polacca, dove nemmeno riteneva capital di aderenze proprie e di amici. E credesi inoltre che a questo cangiamento — contribuisse non poco in segreto l'emperatrice vedova, tatta dall' ambition di veder la figlivola con una corona sul capo.

Preußen, dieſe Umwandlung der politiſchen Abſichten aufnehmen, ob ſie es billigen und theilen würde.

Auf den erſten Blick leuchtet ein, daß Preußen für ſich ſelbſt ſich nicht in ſo entſchiedener Nothwendigkeit befand, den franzöſiſchen Einfluß von Polen entfernt zu halten, wie die beiden anderen Mächte, denen die Einwirkungen Frankreichs von der Türkei her früher oftmals gefährlich geworden waren, dem Hauſe Öſtreich noch beſonders in Ungarn. Zog man das allgemeine Weltverhältniß in Betracht, ſo ſtand Preußen in ſeiner Beſonderheit in keinem Gegenſatze der Politik mit Frankreich. Sehr unbequem aber konnte es ihm werden, wenn der nächſte Nachbar in Deutſchland, mit welchem aus mancherlei Gründen Streitigkeiten und Mißverſtändniſſe kaum zu vermeiden waren, jetzt durch den Beſitz der polniſchen Krone verſtärkt wurde, die ſogar einen alten Anſpruch auf Oberhoheit feſthielt. Sollte Friedrich Wilhelm ſo ohne Weiteres nachgeben, daß ſtatt eines Piaſten, wie er ihn immer gewünſcht, jenes wenigſtens unſchädlichen Portugieſen, den er ſich gefallen ließ, ein angeſehener deutſcher Fürſt auf den polniſchen Thron ſteigen ſollte, von dem er eine der ſeinen vielfach zuwiderlaufende Politik erwarten mußte? Sollte er ſich ſogar entſchließen, die Verpflichtung einer Vertheidigung mit den Waffen, die er für einen andern Fall übernommen, auch auf dieſen zu übertragen?

Er erklärte ſich nicht abgeneigt, ſich auch jetzt an Rußland und Öſtreich anzuſchließen, wofern nur Sachſen die

Bedingungen annehme, die er gegen ein ſo großes Zugeſtändniß aufſtellen müſſe. Im Mai waren die Unterhandlungen ſo weit gediehen, daß er ſie nahmhaft machte.[1]

Er forderte vor Allem Anerkennung und Förderung ſeiner Anſprüche ſowohl auf das Großherzogthum Berg als nun auch auf Curland; — dies war die Hauptſache: denn das übrige, was er noch verlangte, Anerkennung des oſtfrieſiſchen wie des königlichen Titels, Begünſtigung in der Reluitionsſache von Elbingen und bei dem Salzhandel verſtand ſich entweder von ſelbſt oder wollte nicht viel ſagen. Die preußiſchen Miniſter und der König ſelbſt zweifelten nicht, daß der Churfürſt von Sachſen auf die Vorſchläge eingehen werde, zumal da man ihn zugleich anderweite Vortheile hoffen ließ.

Der Dresdener Hof glaubte jedoch, da er Öſtreichs und Rußlands ſicher war, ſein Ziel auch ohne preußiſche Hülfe erreichen zu können.

Die Antwort deſſelben war in den höflichſten freundſchaftlichſten Ausdrücken abgefaßt, aber abſchläglich: durchaus, in allen Puncten. In denen, die Polen berührten, bezog er ſich auf die Beſchränkungen, denen ein König in dieſem Reiche unterworfen ſei, ohne auch nur ſeine guten Dienſte anzubieten: in der bergiſchen Sache auf die

1. Preußiſche Poſtulata 12. Mai; daß Ihro Kön. Hoheit der Churfürſt verſpräche, daß ſie den Proceß beim Reichshofrath in der Cleve, Jülich und Bergſchen Sache nicht weiter treiben, ſondern gänzlich liegen laſſen; S. Königl. Majeſtät und dero Succeſſoren an der Cron und Chur, auch allenfalls der weiblichen Poſterität das Herzogthum Berg nebſt denen Herrſchaften Ravenſtein und Winnenthal garantire.

Verhältniſſe zu den Lehensvettern; den oſtfrieſiſchen Titel verſprach er anzuerkennen, wenn es der Kaiſer thue, gleich als hätte es dann in ſeiner Macht geſtanden, dies zu verweigern; ſelbſt die Anerkennung des königlichen Titels erſchien noch zweifelhaft.

Eine zweite Antwort, die bald darauf einging, lautete nicht beſſer.[1] König Friedrich Wilhelm ſagte, er falle aus den Wolken, er müſſe deutſch mit den Sachſen reden.

Sah er aber weiter um ſich her, ſo konnte ihm nicht entgehen, daß ſich ihm ſeit dem Tode Auguſts II. das Verhältniß zu ſeinen Verbündeten überhaupt verändert hatte.

Kaiſerin Anna hatte den Vertrag, der in ihrem Namen angeboten worden, noch nicht ratificirt. Graf Löwenwolde, dem man eine Chiffre mitgegeben, um eine geheime Correſpondenz mit ſeinem Hofe zu unterhalten, hatte ſich derſelben nicht bedient, niemals ein Wort geſchrieben: alle Anfragen über die Sache wurden ausweichend beantwortet, und es fiel in die Augen, daß man dort von dem ganzen Project lieber nichts mehr hören wollte. Ein Verfahren, das ſich erklärt, wenn es wahr iſt, was die Hiſtoriker der Zeit einmüthig verſichern, daß der Churfürſt von Sachſen dem Oberkammerherrn und Günſtling der Kaiſerin, Biron, jenes Curland verſprochen habe, welches dem Vertrage zufolge an einen preußiſchen Prinzen kommen ſollte.[2]

1. 8. Juni 1733 dem Preußiſchen Miniſter Lüderitz ausgeſtellt.
2. In einem Gutachten Tulemeiers 4. Febr. 1734 heißt es: Biron verdiene um ſo weniger ein Geſchenk, „als er dem Wieneriſchen Hofe

Was aber Öſtreich betrifft, ſo trat ein Vorfall ein, der die Stele des Königs in ihrem Innerſten aufregte.

Im Juni 1733 ſollte die von dem öſtreichiſchen Hofe früher ſo eifrig unterſtützte Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern vollzogen werden. Die preußiſchen Unterthanen waren in einem Rundſchreiben, wodurch ihnen das ſonſt herkömmliche Geſchenk erlaſſen wurde, und überdies auf das Feierlichſte von allen Kanzeln davon unterrichtet worden: der Großvater der Prinzeſſin, Herzog Ludwig Rudolf, Vater der Kaiſerin, hatte übernommen, die Hochzeit in dem damals durch ſeine Kunſtſchätze berühmten Schloß Salzdahlum auszurichten; König und Königin von Preußen mit ihrem Hofſtaat waren ſchon daſelbſt angekommen; als bei Seckendorf, der den Hof auch hier begleitete, ein Schreiben des Prinzen Eugen einlief, worin ihm befohlen ward, der Sache wo möglich noch eine andere Wendung zu geben. Einſt, als eine Verbindung von England mit Preußen gegen Öſtreich zu beſorgen war, hatte der kaiſerliche Hof Alles gethan, um dieſelbe zu trennen; jetzt, da er nur noch mit Frankreich zu kämpfen hatte, mit England eben wie mit Preußen wieder gut ſtand, erſchien es vortheilhaft, die beiden Mächte, zunächſt die beiden Familien

zu gefallen einzig und allein Schuld daran iſt, daß die Ruſſiſche Kaiſerin ſich mit dem Churfürſten von Sachen vertieft und der Ruſſiſch kaiſerliche Hof uns jetzt gleichſam à la pointe de son epée forciren will, daß wir den Churfürſten von Sachſen auf dem polniſchen Thron befeſtigen helfen und dadurch zu unſerm eigenen Schaden und Verderben arbeiten ſollen.

wiederzuvereinigen. Schon einmal hatte Seckendorf eine Andeutung gewagt, der König ſich aber in ſeiner Tabacksgeſellſchaft darüber unwillig geäußert. Aber allzuwichtig war die Sache; dir Erneuerung der großen europäiſchen Allianz gegen Frankreich ſchien ſich daran zu knüpfen: Seckendorf mußte endlich, obgleich er an dem Erfolge zweifelte — wie denn auch Grumbkow allen Antheil daran ablehnte — zu einer förmlichen Eröffnung ſchreiten, und zwar unverweilt, ehe es zu ſpät geworden. Der König lag noch im Bett, als Seckendorf bei ihm erſchien, wie er ſelbſt erzählt, mit lächelnder Miene. Sein Antrag ging dahin, daß der König, allem Vorgefallenen zum Trotz, nun doch ſeinen Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin vermählen möge, wogegen die Braut deſſelben mit dem Prinzen von Wales verlobt werden könne. Es zeigt ſich, daß man auch in Wien den König, ſeine Intention und Denkweiſe, nicht kannte; man bildete ſich gleichſam ein, die Intrigue geſpielt zu haben, über welche der engliſche Hof klagte: man hatte keine Ahnung von dem Ernſt und der Geſinnung, die hinter dem aufbrauſenden gewaltſamen Weſen dieſes Fürſten ſchlummerte und ſeinem Thun zu Grunde lag. Der König hörte Seckendorf ruhig an; er ließ ihn das Schreiben Eugens, und die darauf bezüglichen engliſchen Noten vorleſen; er gerieth auch dann in keine Aufwallung; aber er erklärte mit der größten Entſchiedenheit, an eine Sache, wie dieſe, laſſe ſich nicht denken, ſie ſei wohl von ſeinen

Feinden ausgeſonnen, um ihn der Welt als einen wankelmüthigen Mann ohne Ehre vorzuſtellen, aber er wolle dieſen Schandfleck nicht haben, noch wider ſein Gewiſſen handeln. Ohne alle Zögerung, 21. Juni 1733, ward das verlobte Paar — von Mosheim, deſſen Traurede gedruckt iſt — eingeſegnet, und wenigſtens das fand der Prinz daran nicht mehr zu tadeln, daß ſeine Gemahlin keine engliſche Prinzeſſin war; dieſen Wunſch hatte er ſeit der Verheirathung ſeiner Schweſter vollkommen aufgegeben.

In dem König aber, der ſeine Angelegenheiten immer mit ganzem Gemüthe umfaßte, entſtand hierüber eine nicht geringe Entfremdung; dieſer perſönlichen Verletzung bedurfte es nur noch eben, um in ihm das Bewußtſein ſeiner eigenen Intereſſen, in ſofern ſie von denen der beiden anderen Mächte verſchieden waren, zu erwecken, ſeine Miniſter konnten dieſe wieder mit beſſerem Erfolg in Erinnerung bringen. Die Unterhandlungen nahmen ſogleich einen ganz anderen Ton an.

Noch im Juni forderte Seckendorf den König auf, einer Erklärung beizutreten, durch welche die Mächte die Ausſchließung Stanislaus Leßczynskis vom polniſchen Throne ausſprechen wollten; — allein er fand damit nicht mehr die alte Bereitwilligkeit.

Die Miniſter erinnerten den König, daß der löwenwoldiſche Vertrag von Öſtreich und Rußland nicht ratificirt worden ſei, und daher auch Preußen nicht binden

könne. Die Bemerkung, die gegen England gegolten, wenden sie nun gegen Rußland und Östreich an: man würde eine subalterne Macht sein, wenn man so schlechthin dem nachtreten wollte, was von den beiden Nachbarn beschlossen worden.[1] Spreche Preußen, sagen sie dann weiter, die Exclusive des Stanislaus aus, so sei es auch verpflichtet, dieselbe aufrecht zu erhalten. Nun wisse man aber, daß der König von Frankreich die Ausschließung seines Schwiegervaters als eine Kriegserklärung ansehen wolle; mit leichter Mühe werde er sich der westlichen preußischen Besitzungen, Cleves, Gelderns, Neufchatels bemächtigen; auch an den polnischen Grenzen, vielleicht selbst in Pommern, werde man feindliche Anfälle auszuhalten haben. Und alles das wozu? Um einen Fürsten auf den polnischen Thron zu setzen, der jedes billige Zugeständniß verweigere, und um eine Allianz gründen zu helfen, von der man sich vielleicht einmal müsse Gesetze vorschreiben lassen, also zu dem eigenen Verderben.

Da Seckendorf sich auf die Verpflichtungen bezog, die der König durch die früheren Tractate übernommen habe, und auf den Grund derselben die unverweilte Aufstellung einer Truppenschaar an den polnischen Grenzen forderte, so befahl der König seinen Ministern, denn er wolle erfüllen, was er schuldig sei, aber nicht einen Schritt weiter gehen, ihm darüber bei Eid und Pflicht die rechte Wahrheit zu sagen, nicht aus ihrer Erinnerung allein,

1. Vorstellung der Minister vom 23. Juni.

ſondern ſich nach dem Archiv zu verfügen, und den Inhalt der ratificirten Tractate im Original nachzuſehen.

Recht förmlich ward dies in Ausführung gebracht; auch Grumbkow ward nach dem Wunſche des Königs zu dieſer Handlung herbeigezogen.

Man fand nur zwei ratificirte Tractate, welche in Betracht kommen konnten, den berliner von 1728, und die Erneuerung des ruſſiſchen vom Jahr 1730. In dem einen und dem andern war von dieſen Dingen nur ganz im Allgemeinen die Rede.

Die Miniſter erklärten auf ihre theure Eidespflicht, daß in denſelben kein Wort ſtehe, wodurch der König gebunden ſei, den Stanislaus vom polniſchen Throne abzuhalten. Wenn man ſpäter einmal dieſe Abſicht zu theilen ſchien, ſo war das nur unter der Vorausſetzung der Ratification des löwenwoldiſchen Vertrags geſchehen, zu der es aber nie gekommen war. Sie urtheilten, daß der König hierin völlig freie Hand habe; möge er in dieſer Sache thun, was er wolle, ſo ſei der Kaiſer doch verpflichtet, ſeine anderweiten Verſprechungen — in Bezug auf Berg — auszuführen.

Hierauf ward den beiden Kaiſerhöfen zu erkennen gegeben, Preußen könne ſich in ein ſo gefährliches Unternehmen nicht einlaſſen, wenn nicht erſtlich Sachſen ſeine Poſtulate annehme, und man ihm zweitens Entſchädigung für den in dem Kriege möglich werdenden Verluſt zuſage; nach der Ausdrucksweiſe der Zeit heißt

es in einer amtlichen Eröffnung vom 9. Juli, man fordere „eine proportionirte Convenienz und ein Dedommagement“: hierüber müſſe eine neue Abkunft in aller Form zwiſchen den Höfen aufgerichtet werden, wenn man es nicht vorziehe, den löwenwoldiſchen Vertrag noch zur Stunde zu ratificiren.

Es iſt hierüber noch eine Zeit lang unterhandelt worden.

Seckendorf ſagte, wenn die jülich-bergiſche Sache in vollkommene Richtigkeit gebracht ſei, ſo werde ſein Hof kein Bedenken tragen, Curland einem preußiſchen Prinzen zu garantiren: die preußiſchen Miniſter verweigerten auf eine ſo fernliegende Bedingung einzugehen.

Seckendorf blieb dabei, die kaiſerlichen Höfe würden gewiß mit Sachſen nicht abſchließen, wenn dies nicht vorher dem König von Preußen in deſſen „ſo moderaten und billig-mäßigen Poſtulatis“ Genugthuung gegeben. Allein er ſagte damit mehr, als er wußte. In dieſem Augenblick war die Sache in Wien ſchon anders entſchieden. In Gegenwart des Kaiſers wurden einige Conferenzen über die Frage gehalten, ob man ſich auch ohne Theilnahme von Preußen mit Sachſen vereinbaren ſolle oder nicht. Am 16. Juli entſchloß man ſich endlich, da Preußen ſo viele Schwierigkeiten mache, die Ausſchließung des Stanislaus auszuſprechen, den Tractat mit Sachſen allein zu Ende zu bringen. Er ward an demſelben Tage unterzeichnet.

Darin ist allerdings noch die Erwartung ausgesprochen, daß Preußen sich dem Wahlgeschäfte anschließen, der Churfürst von Sachsen auf dessen billige Wünsche Rücksicht nehmen werde; aber ein gewaltiger Unterschied ist es doch, eine Abkunft verschieben, bis die Bedingung, an die man sie knüpfen will, angenommen worden, und sie unterzeichnen, ehe dies geschehen ist. Es ließ sich leicht voraussehen, daß der sächsische Hof dem König von Preußen nichts bewilligen würde, wenn er sich nicht genöthigt fühle, dennoch schloß man in Wien den Vertrag ab; der russische Hof trat demselben bei.

Wir wollen den Staatsmännern, die damals die Politik der beiden Mächte leiteten, kein Verbrechen aus ihrem Verfahren machen. Der Tractat, über dessen Nichtratification sich Preußen beschwerte, war eben darum, weil eine solche nicht erfolgt war, weder für die eine noch für die andere bindend. Wenn Preußen sich beklagte, daß man den Abschluß mit Sachsen nicht länger verschoben habe, so hat doch auch die Antwort der Höfe etwas für sich: die Weigerung des Königs von Preußen, die Exclusive gegen Stanislaus Leßczynski auszusprechen, habe ein längeres Warten unmöglich gemacht; man hätte sonst besorgen müssen, daß derselbe sich festsetze, ehe man etwas gegen ihn thun könne.

Aber dabei ist doch unläugbar, daß sie ihre Politik wesentlich verändert hatten. Sie zogen der bisher so engen Verbindung mit Preußen die Allianz mit dem

von ihnen selbst früher bekämpften und ausgeschlossenen Churfürsten von Sachsen vor.

Wenn wir die Verhältnisse am russischen Hofe richtig beurtheilen, so beruhte Alles darauf, daß, wie Löwenwolde sich die Bildung der Allianz mit Östreich und Preußen zu einer fast persönlichen Angelegenheit gemacht hat, der Oberkammerherr Biron dagegen die Allianz mit Östreich und Sachsen-Polen beförderte. Biron aber war bei weitem der mächtigere. Man hat damals von ihm gesagt, zum Kaiser fehlte ihm nichts als der Name: so entscheidend war sein Wort in jeder Beziehung.

Östreich, das ohne Zweifel auch hierauf mitwirkenden Einfluß ausübte, hatte nur immer den Einen Zweck vor Augen, seine Erbfolgeordnung zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Dazu schien ihm nichts dringender, als die Ansprüche des Churfürsten von Sachsen zu beseitigen, die allerdings ein großes Gewicht erlangen konnten, wenn er in die bereits angebahnten Unterhandlungen trat. Um ihn zu gewinnen, war die Thronfolge in Polen das einzige, das entscheidende Mittel. Ihm dabei Bedingungen zu Gunsten eines Dritten zu setzen, welche seinen guten Willen wieder irre machen könnten, schien nicht rathsam. Man knüpfte überhaupt an diesen Abschluß die größten Hoffnungen. Wenn auch zuletzt Frankreich, vielleicht mit den bairisch-pfälzischen Höfen bei seinem Widerspruch verharrte, so dachte man ihm ein großes europäisches Bündniß entgegen zu stellen. Man

hoffte, Rußland, Polen-Sachſen, die Seemächte und Preußen zu vereinigen, eine Allianz, ſtärker als jemals eine andere geweſen war, zumal da man jetzt von Schweden nichts mehr zu fürchten brauchte, ſo daß Frankreich eher auf Vertheidigung denken, als ſich zu einem Angriff entſchließen müſſe.

Die beiden Höfe und ihre Staatsmänner faßten, wie es zu geſchehen pflegt, die ihnen zunächſtliegenden wichtigſten Vortheile ins Auge; bei ihren Berechnungen war nur das Eine irrig, daß ſie den König von Preußen zu gering anſchlugen. Aus Rückſicht auf Öſtreich hatte Friedrich Wilhelm die engliſchen, ſpäter die ſächſiſchen Anerbietungen zurückgewieſen, dieſe beiden Höfe von ſich geſtoßen, ſich mit ihnen verfeindet; jetzt wollte man ihn in die entgegengeſetzte Richtung mit ſich fortreißen, mit dem einen ſollte er in die nunmehr verhaßt gewordene Verwandtſchaft, und mit dem andern wenigſtens in Bundesgenoſſenſchaft treten. Man ſchien zu glauben, der König ſei durch das Verſprechen in der bergiſchen Sache auch für jede andere Beziehung auf immer gefeſſelt. Gewann es nicht das Anſehen, als habe man die Allianz deſſelben in den nordiſchen Angelegenheiten blos deshalb geſucht, weil Auguſt II. unzuverläſſig, vielbeweglich war, und mit gefahrdrohenden Abſichten umging? Aber dem König von Preußen war ein minder ehrgeiziger, den beiden Mächten noch mehr verpflichteter, überdies ſo ernſtlich katholiſcher, ſächſiſcher König auf dem polniſchen Throne faſt

noch unbequemer als jener. Und wie, wenn dann vollends die Allianz mit England und Holland zu Stande kam? Man hätte Preußen mit fortgerissen, ohne es zu fragen. Der König sagte einmal, man wolle ihn wie einen Papagei in einem Bauer einschließen, daß er sich nicht regen könne. Friedrich Wilhelm I. war nicht der Mann, der dies nicht sofort empfunden oder es sich hätte gefallen lassen wollen. Daß Preußen sich nach den Gesichtspuncten, die sein Wesen gebot, bewegen könne, war die Summe seines Ehrgeizes, die tiefste politische Regung, die in ihm lebte. Er beschloß in seinem Sinne, diese Dinge getrennt zu halten, da sie es von Anfang an gewesen waren: die geheime Allianz zu beobachten, so weit sie reichte; übrigens aber seinen eigenen Weg zu gehen. Sich von dem Kaiser auch nur einseitig zu trennen, ward ihm unendlich schwer; er hat es oft mit einer Treuherzigkeit ausgesprochen, die keinem Zweifel Raum läßt [1]; aber es war nun nicht mehr anders, und zuerst in den polnischen Angelegenheiten mußte es geschehen.

Wollen wir wahrnehmen, wie seine Politik überhaupt eine andere Haltung gewann, so müssen wir ihn in diese und die sich daran knüpfenden allgemeinen Verwickelungen begleiten.

1. Nur eine Randbemerkung des Königs vom 26. März 1733 sei erwähnt: Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein (bin) und bis in mein Grab verbleibe.

Er kehrte auf ſeinen erſten Gedanken zurück, daß die Polen Einen aus ihrer Mitte zu ihrem König wählen möchten, nicht gerade Stanislaus, den er zwar nicht ausſchloß, aber auch nicht empfahl, ſondern einen Andern von minderer politiſcher Bedeutung. Auch gab es eine Anzahl polniſcher Großen — man nennt die Wisnowiezki, Radziwill, Sangußki, Lubomirski, Sapieha — die, ohne darum ſächſiſch zu ſein, doch nicht billigen wollten, daß ein zu verſchiedenen Malen durch die Republik für einen Feind des Vaterlandes Erklärter jetzt auf den Thron berufen werde.[1] Auf verſchiedenen Diätinen hat man feſtgeſetzt, daß der zu wählende Piaſt keine Verbindungen mit auswärtigen Mächten haben, dem übrigen Adel gleich ſtehen ſolle. Und gewiß wäre nichts wünſchenswürdiger geweſen, als daß die Nation ſich ein unabhängiges drittes, keiner der beiden Parteien angehöriges Oberhaupt gegeben hätte. Allein die genannten Magnaten konnten ſich über ein ſolches nicht vereinigen; mehrere hätten ſelber die Krone davonzutragen gewünſcht.[2] Dagegen erklärten ſich die Potocki mit der ganzen Schaar des geringen Adels und zugleich ihre ſonſtigen Widerſacher, die Czartorinsky und Poniatowsky, für Stanislaus.

1. Stanislaum in fundamento antiquissimarum legum et constitutionum praesertim vero de annis 1593, 1607, 1670, — nomine tenus per constitutiones reipublicae de annis 1703, 4, § 10, 16, 18 pro hoste patriae, tyranno, impostore in omne aevum inhabili ad terram Poloniae et pro ineligibili declaratum. Das Wahldiarium iſt damals gedruckt worden.

2. Quot capita tot sensus: quot sensus tot reges. (Schreiben aus Litthauen.)

Schon bei der Festsetzung des Generalconföderationseides behielten sie, obgleich nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Kampf, die Oberhand; sie merzten jene Bedingung aus der Formel aus. Der Primas, Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen, und der französische Gesandte hielten die Partei zusammen. Als der Wahlreichstag Ende August zusammentrat, zeigte sich eine unzweifelhafte Mehrheit für Stanislaus; von den Andersgesinnten wagten Einige nicht zu erscheinen: Andere zogen sich nach einiger Zeit zurück; bei den ersten Umfragen, am 11. und 12. September, war Alles entschieden. Auf dem Wahlfelde hatten die verschiedenen Woiwodschaften und Povjaty's (Districte) die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen; dann setzte sich der Primas des Reiches in Bewegung, mit einem Geleit von 500 Mann zu Pferde; zuerst zu den Großpolen: sie riefen alle: es lebe Stanislaus; so die übrigen; von allen Povjaty's haben nur zwei, von Sendomir, ihn ausgeschlossen; ein einziger Edelmann hat den Churfürsten von Sachsen genannt, doch nicht, ohne sich dadurch tumultarische Mißhandlungen zuzuziehen. Man hat dem Primas nach der Hand vorgeworfen, daß die widerstrebenden Stimmen durch die Vivats seiner Begleiter übertäubt worden seien; doch ist kein Zweifel, auf dem Wahlfelde herrschte eine beinahe einmüthige Stimmung: endlich schwieg auch der letzte Widerspruch eines Volhyniers; mit allgemeinem Beifall ward Stanislaus begrüßt, der selbst, verkleidet und insgeheim, mitten durch die deut-

ſchen und die preußiſchen Länder herbeigekommen war, und unter den gewöhnlichen Ceremonien zum König ausgerufen.

Die Polen ſahen in dem Rechte einer freien Königswahl eine Prärogative, die ſie vor allen Nationen der Welt auszeichne. In der Rede, mit welcher der Convocationsmarſchall Maſſalski die Verſammlung auf dem Wahlfelde eröffnete, wird ihr Glück geprieſen, indem Gott in ihnen das Andenken der Freiheit erhalte, die er den Menſchen von Anfang an gegeben habe: — bei andern Völkern könne es geſchehen, daß ein Erbherr, dem die Hände noch mit dem Wiegenbande gebunden, Geſetze vorſchreibe, die Unterwerfung der Polen ſtamme aus ihrem freien Willen. Es flößt ein moraliſches Mitleiden ein, wenn man ſieht, wie ſie bei allem dieſem Selbſtgefühl ſich doch zu keiner Handlung wahrer Selbſtändigkeit erheben, ſich durch fremden, mit Geld, wir wollen nicht geradezu ſagen, hervorgebrachten, aber doch unterſtützten Einfluß fortreißen laſſen, ohne ſich recht bewußt zu ſein, was ſie thun. Das mächtige Rußland hatte ihnen angekündigt, es für eine Kriegserklärung halten zu wollen, wenn ſie Stanislaus wählten; nichts war gewiſſer, als daß dies Wort erfüllt werden würde: welche Vorkehrungen traf man, um einem ſolchen Anfall zu begegnen? Man hat nichts bedacht, nichts vorgekehrt. Wie die Sachen gingen, ſo fanden die Ruſſen nicht allein keinen Widerſtand, ſondern eine beſſere Unterſtützung, als ſie jemals hätten

hoffen können. Die Nichteinverstandenen, welche sich von dem Wahlreichstag getrennt und nach Praga begeben hatten — noch besonders dadurch beleidigt, daß man dort gar nicht einmal die Rückkehr der zu ihnen abgeschickten Boten erwartet, sondern den Primas zu unverzüglicher Proclamation des Stanislaus genöthigt hatte — begaben sich unter den Schutz der von ihnen selbst eingeladenen, unter Lacy heranrückenden russischen Truppen.[1] Dann aber blieb ihnen auch nichts weiter übrig, als demjenigen ihre Stimme zu geben, den die Kaiserin und einige Bischöfe ihnen vorschlugen. Noch ehe der Termin des Wahlreichstags vollends abgelaufen, kamen sie in die Nähe von Warschau zurück und nahmen auch ihrerseits ein Wahlfeld ein, wo vor Zeiten wenigstens Ein König, Heinrich von Anjou, erhoben worden war; hier, nicht ohne die altherkömmlichen Formen nachzuahmen, so weit ihre geringe Anzahl es gestattete, erwählten sie am 5. October 1733 den Churfürsten von Sachsen zum König von Polen. In einem nahen Walde standen die Russen. Noch waren ihrer nicht mehr als 12000. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß der feurige Adel, bei 100000 Köpfe stark, sich gegen sie erheben und sie zurückwerfen würde? Die Zeiten solcher Thatkraft aber waren vorüber. Damals setzten die Polen ihre ganze Hoffnung auf französische Hülfe.[2]

1. Manstein Memoires sur la Russie S. 33. Seyler: Leben Stanislai, 336, mit einigen trotz ihrer Heftigkeit belehrenden Manifesten.

2. Lettre d'un Seigneur Polonais, écrite de Königsberg 10. Sept. 1735. Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 88.

Auch nahm man nirgends in der Welt einen so lebhaften Antheil an dem polnischen Ereigniß, wie eben in Frankreich. Eine Anzahl reicher Privatleute, Geldbesitzer, Große des Hofes haben den Freunden des Stanislaus über Amsterdam und Hamburg ansehnliche Summen zukommen lassen und seine Erhebung unterstützt. In der Schloßcapelle zu Versailles sang man ein Tedeum dafür: in Paris mußte eine beabsichtigte Erleuchtung durch ein Verbot gehindert werden. Wir berührten schon, daß Ludwig XV. hatte erklären lassen, die Ausschließung seines Schwiegervaters werde er als eine Kriegsankündigung desjenigen Hofes betrachten, der sie ausspreche.

Gegen einander über erscheinen diese beiden Drohungen: Rußlands, die Wahl des Stanislaus, Frankreichs, die Ausschließung desselben als eine Kriegserklärung betrachten zu wollen, doch ist zwischen ihnen großer Unterschied. Rußland richtete seine Drohung gegen die polnische Nation, insofern sie für Stanislaus sei, Frankreich die seine nicht etwa gegen die Polen, welche gegen ihn wären, seine vornehmsten Absichten gingen gegen die Höfe selbst, besonders gegen Östreich.

Wir wissen, mit welcher Eifersucht man in Versailles den Fortgang der Erbfolgesache beobachtete; sie verdoppelte sich, wenn man in Betracht zog, daß der Herzog von Lothringen zum Gemahl der Erbin von Östreich und zugleich zum Römischen König bestimmt war, daß hiedurch sein Land in den großen Complex der kaiserlichen Gebiete

gezogen werden ſollte. Wie oft ward die Friedensliebe des Cardinal Fleury angeklagt, daß er es verſäume, ſich der Vollziehung eines ſolchen Ereigniſſes entgegenzuſetzen: bald werde Lothringen ein furchtbares militäriſches Bollwerk gegen Frankreich bilden. Marſchall Villars, der noch in den Erinnerungen des Zeitalters Ludwigs XIV. lebte, hat einſt im verſammelten geheimen Rath den Cardinal gefragt, ob dies Vorhaben nicht eben ſo gefährlich für Frankreich ſei, wie einſt die Ligue von Augsburg, und da dies einleuchte, ob man nicht eben ſo gut zu den Waffen greifen müſſe wie damals; — Ludwig XIV. habe keinen Verbündeten gehabt, jetzt habe man deren.

So friedfertig Cardinal Fleury auch erſchien, ſo erbten ſich doch in ihm, — es wird uns noch oft entgegentreten, — die alten Grundſätze der franzöſiſchen Politik fort, die auf ein allgemeines Übergewicht gerichtet waren; nur daß er weniger lärmend und ungeduldig als ſeine Vorgänger, mehr im Stillen vorbereitend zu Werke ging. Eben erſt der Verbündeten ſuchte er ſich jetzt zu verſichern. Pfalz und Baiern hatte er ſchon lange, unter andern auch durch das Verſprechen, das erſte in der Bergiſchen Sache zu unterſtützen, an ſich gefeſſelt. Es gelang ihm, den König von Sardinien, in deſſen Rathe einige von dem Wiener Hofe beleidigte Miniſter das Wort führten, zu gewinnen. Hauptſächlich ward jene Irrung beſeitigt, die noch mit Spanien obwalten konnte; es ward ein Vertrag verhandelt und nach kurzer Zeit zu Stande ge-

bracht, in welchem sich die beiden Mächte vereinigten, sich der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der ältesten Tochter des Römischen Kaisers, als welche die Sicherheit des bourbonischen Hauses gefährde, mit bewaffneter Hand zu widersetzen.[1] Alle Pläne wachten auf, welche die Bourbons jemals gehegt, in deren Erreichung sie nur durch die Dazwischenkunft der Seemächte und der protestantischen Deutschen gestört worden waren. Fleury soll gesagt haben, er denke auf eine Carte gegen Östreich ein paar Königreiche zu gewinnen.

Diese Carte im Hazardspiel der Politik und des Krieges war die polnische Succession. An deren Durchführung war ihm ohne Zweifel ebenfalls gelegen, aber noch viel höher schlug er die Gelegenheit an, den alten Kampf gegen Östreich unter günstigen Umständen zu erneuern.

Man möchte zuweilen verzweifeln an dem Nutzen menschlicher Voraussicht, bei der Art wie Staatsangelegenheiten geführt werden. In Wien ist der Gang dieser Dinge von dem ersten Augenblick an, wo Maria Leßczynska aus einem Kloster von Insbruck verschwand, um mit dem König von Frankreich vermählt zu werden, vorhergesehen und jeder weitere Schritt, in dieser Richtung beobachtet, dahin ausgelegt worden, die Erfüllung dieser Absichten aber hat man darum nicht gehindert, sondern eben das gethan, was dem Gegner dazu erwünscht war.

1. Am 7. Nov. 1733. Bei Cantillo 277, wo er als primer pacto de familia entre las coronas de España y Francia bezeichnet wird.

Öſtreich war ſo wenig gegen Frankreich gerüſtet, wie Polen gegen Rußland; dennoch trug weder das eine noch das andere Bedenken, den Fehdehandſchuh aufzunehmen, der ihm hingeworfen wurde; Polen wählte Stanislaus, Öſtreich ſchloß ihn aus.

Hätte man aber nicht glauben ſollen, daß Öſtreich, als es ſich auf dieſe Weiſe mit einem Kriege an den weſtlichen Grenzen bedroht ſah, nun auch wenigſtens darauf denken würde, den Freund, deſſen Bundesgenoſſenſchaft ihm bereits von unbeſchreiblichem Nutzen geweſen, gegen den es Verpflichtungen übernommen, die von dieſen Dingen unabhängig waren, den König von Preußen, wieder an ſich zu ziehen, um mit ihm im Bunde zugleich die deutſche und die eigene Sache zu vertheidigen?

Es ſchlug ein Verfahren ein, faſt noch unerklärlicher als das erſte.

Der König von Preußen fühlte ſich in den polniſchen Angelegenheiten verletzt und davon abgewendet; darum hätte er aber nimmermehr den Franzoſen am Rheine den Sieg gegönnt; daß ſie Lothringen erobern ſollten, lag außerhalb ſeiner Politik. Ihm ſeinerſeits war es ganz recht, wenn dies Land einmal mit Öſtreich verbunden wurde; wofern nur dagegen auch der preußiſche Anſpruch auf Berg zur Ausführung gelangte.

Obwohl beleidigt, näherte er ſich doch, als der Krieg ausbrach, von freien Stücken dem Wiener Hofe. Er

bot dem Kaiſer an, mit aller ſeiner Macht an demſelben Theil zu nehmen, noch im November 1733 mit dreißig- bis vierzigtauſend Mann am Niederrhein zu erſcheinen, ſich entweder mit den Völkern des Kaiſers und des Reichs zu vereinigen oder auch allein nach jeder Seite hinzuwenden, wo eine Gefahr drohe. Dagegen forderte er nichts, als was ihm ohnehin zugeſagt war, und allem menſchlichen Anſehen nach zufallen mußte, das Herzogthum Berg, nur zugleich mit Düſſeldorf und unter der Bedingung, ſich daſſelbe durch vorläufige Beſitznahme ohne Verzug zu ſichern. Ich kann nicht finden, daß er irgend ein andere Abſicht gehegt hätte.

An dem Wiener Hofe konnte man unmöglich den Vortheil verkennen, den eine Hülfsmacht, wie die dargebotene, hätte leiſten können; aber man würdigte ſie vielleicht nicht nach Gebühr; und vor Allem, man fühlte eine unbezwingliche Scheu, dieſe nunmehr ſo gewaltig anwachſende Kriegsmacht, welche nicht mehr in einer untergeordneten Rolle feſtzuhalten war, neben ſich erſcheinen zu ſehen. Der König bekam aus Wien eine Antwort, wie kurz vorher aus Dresden, in allen Formen des freundlichſten Verſtändniſſes, aber ausweichend, ablehnend.[1] Der

1. „Weil aber," ſchreibt Seckendorf 1. Sept., „E. K. M. Dero völlige Macht nicht eher als bis Anfang Novembris können marſchiren laſſen, ſo ſieht man hingegen die Noth, worin dermalen der Kaiſer ſteckt, vor ſo groß und preſſant an, daß man gezwungen iſt, E. K. M. nochmaln umb die nach dem Allianztractat verſprochenen 10000 M. Hülfsvölker anzuſuchen." Der König antwortet am 3. Sept.: daß ſein Erbieten, mit 41 Bat. und 97 Esc. bei erfolgendem Frie-

Kaiſer werde zufrieden ſein, wenn Preußen die im Allianztractate feſtgeſetzte Hülfe von 10000 Mann ins Feld ſtelle; wogegen er nochmals heilig verſichere, zur Herbeibringung von Berg, ſobald es erledigt werde, alles Mögliche beizutragen. Der König war erſtaunt und verwundert. „Siehe da", ſagt er in einem ſeiner Briefe, „wie gut berathen Se. Kſ. Majeſtät iſt; es geht ihm in der franzöſiſchen Sache wie in der polniſchen; — mögen nun die Franzoſen den Meiſter ſpielen, ich habe mich nicht hineinzumiſchen, aber ſo mag denn auch der Kaiſer ſich einen andern Verbündeten ſuchen, um Alles für ihn einzuſetzen, wie ich gethan haben würde."

Es war ein peinlicher Augenblick für König Friedrich Wilhelm, in welchem er faſt ſelber irre wurde in dem Kerne ſeiner politiſchen Gedanken. Er hatte Alles gethan, um ein ſtarkes Heer aufzuſtellen, von dem er ſich Anſehen und Einfluß in Europa verſprach. Jetzt, bei der erſten Gelegenheit, wo er die Dienſte deſſelben einem Verbündeten anbot, der ihrer dringend bedurfte, ohne daß er ſehr erhebliche Gegendienſte gefordert hätte, ward er zurückgewieſen. Er hat wohl einmal geſagt, es wäre beſſer, die Armee gar nicht zu haben; wollte er ſich begnügen, zehntauſend Mann zu halten, ſo würde er keiner Contribution bedürfen, ſein Land würde dann noch in viel beſſere Auf-

densbruch am Rhein zu erſcheinen, anders angeſehen werden wolle, als er gemeint, thue ihm leid; würden ſeine Truppen den Winter über am Niederrhein ſtehen, ſo würden die franzöſiſchen Concepte ſehr verrückt werden.

nahme kommen und eins der reichſten in der Welt werden. Faſt ſchien es ihm, die Macht bedeute doch nicht ſo viel, als er geglaubt hatte.

Wir dürfen ſagen: er war nur noch nicht mächtig genug! Sein Kriegsheer erweckte Eiferſucht, aber erzwang ihm keine unbedingte Rückſicht. Man wußte ſehr wohl, daß ſeine Gedanken von dem reichsſtändiſchen Geſichtskreis, wiewohl er ſich hie und da von demſelben loszureißen ſuchte, weſentlich umfangen wurden. Obgleich zurückgeſtoßen von Öſtreich und Rußland, und noch immer nicht ohne den Stachel der alten Beleidigung von England, war er doch nicht in der Lage noch auch Stimmung und Sinnesweiſe, um, ohne die äußerſte Noth, eine Wendung nach der franzöſiſchen Seite hin zu nehmen.

Er war beleidigt und hatte Waffen: aber man brauchte ihn nicht zu fürchten.

Der kaiſerliche Hof blieb dabei, daß man den König von Preußen nicht als einen Verbündeten, Gleichſtehenden behandeln müſſe, ſondern als einen Reichsſtand.

Das war überhaupt für die Macht der deutſchen Nation das Verderblichſte in dem alten Reichsſyſtem, daß dieſe nur aus der ſelbſtändigen Kraft der größeren Gebiete hervorgehen konnte, daß aber, ſobald eine ſolche ſich erhob, in dem Reichsoberhaupte darüber eine Eiferſucht entſtand und entſtehen mußte, die ihm früherhin Unterdrückung, jetzt, wo daran nicht zu denken war, ein Bei-

Seite-Halten derselben wünschenswerth erscheinen ließ, selbst in so dringenden Fällen wie der damalige.

Bei alle dem würde das Verfahren des kaiserlichen Hofes unerklärlich sein, wenn er nicht noch anderer Verbündeten sicher zu sein geglaubt hätte. Er rechnete mit Bestimmtheit auf den Beistand der Seemächte; es schien ihm unmöglich, daß diese das Gleichgewicht von Europa, für das sie so oft das Schwert gezogen, nicht auch in der augenscheinlichen Gefahr, in der es sich jetzt befand, vertheidigen sollten.

Was England anbetrifft, so wäre König Georg II. für seine Person sehr geneigt gewesen, das Verhältniß der alten Allianz wiederherzustellen. Sein Gesandter hat in einem Augenblick, wo Östreich noch zweifelte und schwankte, eine Erklärung darüber gegeben, welche Alles hoffen ließ. Nation, Parlament und besonders die Kaufmannschaft des Reiches aber waren nicht dieser Meinung. Sie hatten nicht vergessen, in welchen Gegensatz gegen ihre mercantilen Bestrebungen Carl VI. vor kurzem getreten war. Die Dinge nach ihrem Erfolge kurz und gut beurtheilend, hatten sie gefunden, daß es dem englischen Handel keinen Vortheil bringe, wenn Neapel und Sicilien von Wien aus regiert werde.[1]

1. Man sagte dem preußischen Residenten Bork 1734, der englischen Nation gelte es gleich, wer Herzog in Mailand sei, vor die englische Handlung aber sei es viel besser, daß Neapolis und Sicilien wider an Spanien komme, weil der kaiserliche Hof den Engländern das Commercium in diesen Landen verdorben habe.

Dazu kam, daß der leitende Miniſter Robert Walpole, der ein durchaus friedliches Syſtem befolgte und immer in guten Verhältniſſen mit Frankreich ſtand, nicht geneigt war, ſich in die Verlegenheiten zu ſtürzen, welche ihm ſeine Feinde wünſchten. Er erklärte, er könne nichts ohne Holland thun.

Von Holland aber lag am Tage, daß es nichts thun würde. Man ſieht da recht, wie ſehr es Fleury zu Statten kam, daß er ſeinen Angriff auf den durch die Friedensſchlüſſe anerkannten Beſtand der kaiſerlichen Lande durch einen anderweiten Kriegsanlaß begründete. Die Republik Holland hat den Kaiſer, noch ehe die Sachen zu ihrer Entſcheidung gelangten, gewarnt, ſich in die polniſchen Angelegenheiten zu miſchen, ſelbſt wenn er das Recht haben ſollte, dies zu thun; in ihren Verträgen mit ihm ſei kein Artikel zu finden, durch welchen ſie verpflichtet würden, ihm alsdann Hülfen zu ſchicken. Daran hielten ſie feſt, auch als der Krieg ausbrach.[1]

Genug, die beiden Seemächte, ſo viel man auch auf ſie rechnete, rührten ſich nicht; von einer freien preußi-

1. Schreiben der Republik 9. Juli 1733. Quum non obscure appareat, quorsum Polonorum mentes maxima ex parte se inclinent, acutissimo C^ae R^ae M^tis vestrae judicio perpendendum relinquimus, an tantum inter candidatos coronam ambientes discrimen esse queat, ut posito, quod M^ti V^ae jus sit vel alterius electioni intercedere, non satius foret, hanc causam leniter tractare, quam discrimen ad extrema perducere — — — nullo nos pacto vel foedere obligatos nos immiscere bello ex dissidiis de eligendo Poloniae rege, absit omen, surrecturo.

ſchen Bundesgenoſſenſchaft wollte man nichts hören: — und ſo mußte ſich nun das Schickſal erfüllen.

Die Franzoſen beſetzten Lothringen und Bar, um es niemals wieder zu verlaſſen. Dieſe Eroberung ließ ſich in dieſem Augenblick ſo wenig verhindern, daß man ihrer in der deutſchen Geſchichte kaum mit einem flüchtigen Worte gedacht hat. Die Aufmerkſamkeit ward durch andere, noch dringendere Gefahren gefeſſelt.

Noch lebten ein paar von den Kriegsanführern, welche den Ruhm der Zeiten Ludwigs XIV. darſtellten und an der Idee derſelben feſthielten; ſie waren, ſo lange der franzöſiſche Hof eine andere Politik befolgte, wenig in Thätigkeit und ohne Einfluß geweſen; plötzlich traten ſie wieder hervor.

Jener Berwick, der unter allen Feldherrn wohl das Meiſte zur Befeſtigung Philipps V. in Spanien beigetragen, durch glückliche Manoeuver, wie im Jahre 1706, und durch entſcheidende Schlachten, er iſt der Sieger von Almanza — ein Mann von natürlichem Heldenmuth und überaus glücklich auch in ſeiner Zurückgezogenheit von Fitzjames, wo er der Gartenkunſt pflegte, — erſchien jetzt im September 1733 bei der Armee in Strasburg, überſchritt den Rhein und beſetzte Ende October Kehl, um den Übergang für die Folge frei zu halten.

Villars, der ſchon 1672 dem König Ludwig XIV. in ſeinem Unternehmen gegen Holland gefolgt war, einmal in Begriff geſtanden, den Churfürſt von Baiern nach

Wien zu führen, und an der späteren Politik seines Hofes am meisten tadelte, daß sie 1725 die Gelegenheit versäumt hatte, ein drittes Haus Bourbon zu erreichen, welchem die östreichische Monarchie zugefallen wäre, fühlte sich jugendlich glücklich, als die alten Absichten wieder emportauchten; mit Freuden übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Italien, so viel Jahre er auch schon zählte; ich glaube, sagt er in seinen Memoiren, meinem König und dem König von Spanien meine Dienste nicht versagen zu dürfen, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern übrig ist.[1] Schon am 3. November 1733 ward Mailand von der französisch-sardinischen Armee in Besitz genommen; im December eroberte Villars das damals sehr feste Pizzighetone; in einem Augenblick war er Meister der ganzen Lombardei.

Und da nun die östreichische Macht dergestalt am Po und am Rhein vordringende Feinde zu bekämpfen hatte, so konnten die alten Pläne des spanischen Hofes, in denen sich der Ehrgeiz der Farneses mit dem der Bourbons durchdrang, ausgeführt werden. Don Carlos, der in Folge der früheren Festsetzungen Besitz in Parma ergriffen hatte, erhob sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das der Graf von Montemar in Toskana gesammelt, zur Eroberung von Sicilien und Neapel. Ich

1. Das letzte Wort in den Memoiren. Petitot 71, 138. Man entschuldigte sich, daß man ihn nicht zum Connetable machen könne; welcher Gedanke hier also noch einmal erscheint.

möchte nicht wiederholen, was man oft geſagt hat, die Abneigung der Neapolitaner gegen das öſtreichiſche Regiment, ihr Wunſch, eine eigene Regierung zu haben, ſei ihnen zu Hülfe gekommen: der unpartheiiſche und wohlunterrichtete Foscarini verſichert vielmehr, ſeit Jahrhunderten ſei von den Einwohnern des Königreiches keiner Regierung mehr Ergebenheit bewieſen worden als der damaligen: Neapel habe im Augenblicke der Gefahr unzweifelhafte Proben der Treue gegeben: nur etwa Palermo habe die Veränderung mit Vorliebe begrüßt, auch dies aber erſt, als ſie geſchehen [1], denn dazu war man allerdings nicht vorbereitet, einer ſpaniſchen Flotte, welche die See und die Inſeln beherrſchte, und dem durch den Kirchenſtaat einbrechenden Kriegsheer Widerſtand zu leiſten. Schon im Mai 1734 konnte Don Carlos den Titel eines Königs beider Sicilien annehmen. Ein paar feſte Plätze hielten ſich eine Zeit lang, dieſſeit der Meerenge Gaeta und Capua, jenſeit derſelben Siracuſa und Trapani, jedoch ohne daß dies die Beſitzergreifung gehindert hätte.

Man muß dies Unternehmen als eine Fortſetzung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges anſehen. Wenn der bourboniſch-ſpaniſche Hof einſt beim Wiener Frieden auf ſeine Anſprüche Verzicht leiſtete, ſo hatte er das doch nur in der

1. Relatione: dopo perduta la patria (Milano) non si trovò alcuno di quei tanti, che militavano dentro le truppe imperiali, il quale abandonasse il servizio per cura di riavere le sue rendite — — — raro poi e memorando esempio diedero li S^ri Neapolitani, i quali accompagnorono la fuga del Vicere con larghissime sovventioni di soldo.

Hoffnung gethan, seine Absichten auf eine andere Weise zu erreichen. Da daraus nichts geworden war, so kehrte er zu seiner früheren Politik zurück. Als Philipp V. 1731 seinen Sohn nach Italien schickte, umgürtete er ihn feierlich mit dem Schwerte, das er selber einst getragen, als er von Ludwig XIV. nach Spanien entlassen wurde.

Doch kann man diese Ereignisse kaum einen Krieg nennen. Es war die Besitznahme militärisch vernachlässigter, unvertheidigter Provinzen; wollte der Kaiser sein Erbtheil behaupten, so mußte er es wieder erobern.

Von Anfang an aber sah es nicht aus, als ob er dazu fähig sein würde. Es dauerte bis in den Sommer des Jahres 1734, ehe er zwei Heere ins Feld brachte, das eine im Mantuanischen unter Mercy, das andere unter dem Prinzen Eugen am Rhein, bei welchem die Reichstruppen standen [1]; doch zeigten sich diese höchstens geeignet, dem Feinde ein weiteres Vordringen zu verwehren, nicht etwa ihm seine Eroberungen zu entreißen.

Glücklicherweise haben wir nicht die traurige Pflicht, die Feldzüge von 1734 und 1735 ausführlich zu schildern.

An dem ersten nahm der König von Preußen, dem sein Kronprinz vorausgegangen, persönlich Theil. Er stellte

1. Dem Reich war die Kriegserklärung durch den Kaiser und Hannover gleichsam abgedrungen worden. Der König von Preußen hatte gerathen, Anfangs nur defensiv zu Werke zu gehen und sich vorher in behörige Positur zu setzen, ehe man den Krieg erkläre: er klagt, daß man ihm das fast zu einem Crimen gemacht. Indessen hat Frankreich behauptet, die Erklärung wäre am Reichstag leicht zu verhindern gewesen, da Östreich und Sachsen als in eigener Sache nicht hätten stimmen sollen.

die 10000 Mann, welche ihm der Berliner Vertrag auflegte, denn von dem wollte er kein Haarbreit abweichen, und Eugen bekannte, die preußiſchen Truppen ſeien bei weitem die beſten von allen, welche erſchienen waren. Aber gegen die Franzoſen anzugehen, welche in zwei Abtheilungen über den Rhein gekommen waren und Philippsburg belagerten, die Verſchanzungen anzugreifen, die ſie hier um ſich gezogen — mit einer Kunſtfertigkeit, in der ſie noch den Preis in Europa hatten[1] — hielt ſich Eugen doch keinen Augenblick für ſtark genug; vor ſeinen Augen ging dieſe wichtige Feſtung verloren. Er begnügte ſich, durch wohlgewählte Stellungen bei Heilbronn und Bruchſal die vorderen Reichslande zu decken. Als der König von Preußen angekommen, war er zufrieden, daß dieſer, dem er die Gründe ſeines Verfahrens auseinanderſetzte, daſſelbe billigte. So feurig der Kronprinz eine Schlacht gewünſcht hätte, ſo meint er doch, dem alten Feldherrn mache jetzt auch ſeine Unthätigkeit Ehre.

Im Jahre 1735 waren die Dinge beſſer vorbereitet. Zu den Truppen des Kaiſers und des Reiches, neben denen man beſondere Abtheilungen der Preußen, Sachſen, Hannoveraner und Heſſen unterſchied, ſtießen diesmal auch die ruſſiſchen Hülfsvölker, für die man vorzügliche

1. Foscarini Relatione di 1736. Di queste linee si ragionò molto degli imperiali, i quali ammiratori dell' eccelenza dell' opera et della prestezza di condurla conobbero non poter stare eglino a petto dei nemici nelle mecaniche della guerra ed accusavano l'abandono di simili arti nella militia tedesca.

Sorge trug. Die Armee konnte 130000 Mann ſtark ſein; unter ihrem vorſichtigen Führer, dem Prinzen Eugen, der im Anfang des Juni den Oberbefehl übernahm und ſein Lager zuerſt bei Bruchſal, dann bei Heidelberg aufſchlug, genügte ſie, die Franzoſen, welche, wenn nicht in gleicher, doch in wenig geringerer Zahl, unter dem Marſchall von Coigny eine Stellung bei Oſt- und Weſthofen genommen, auf dem linken Rheinufer feſtzuhalten. Man erſchöpfte ſich gegenſeitig in Bewegungen, wie ſie die gelehrte Kriegskunſt rathſam erſcheinen ließ, aber ohne alle Erfolge. Es waren ſchon Ereigniſſe, wenn ein franzöſiſcher Parteigänger, La Croix, der herübergekommen, im Rheingau in die Hände der Landmiliz fiel, oder wenn preußiſche Huſaren von einem Ausfall einige Gefangene und viele Wunden zurückbrachten.[1] Mochte man aber auf dieſe Art ſich tapfer erweiſen, ſo konnte man weder die verlorenen Feſtungen noch vollends Lothringen wiedererobern. Die Franzoſen behaupteten alle Vortheile, deren ſie ſich im Beginn des Krieges bemächtigt hatten.

Noch weniger ließ ſich in Italien eine günſtige Umwandlung der Dinge erwarten. Die Verbündeten erſchienen in der Lombardei mit dreimal ſtärkeren Kräften als der Kaiſer, und der General, welchem nach mancherlei

1. Ein preußiſcher Huſar ſoll bei einem ſolchen 12 bis 14 Wunden erhalten haben. Der König ſagte, es freut mich, daß meine Huſaren wohl gethan haben: in ſolchem Waſſer ſolche Fiſche. Früher ſchrieb er von ſeinen 10000 M.: „ich hoffe, daß ſie ſich ſo werden aufführen, wie ſich ein Brandenburger aufzuführen gewohnt iſt.“ (25. Juni.)

Wechsel der Oberbefehl über dessen Truppen mit einiger Zuversicht anvertraut worden, Graf Königsegg, erwarb sich einen gewissen Ruhm schon dadurch, daß er das Heer ohne Niederlage in das Gebiet von Trient zurückzog.

Es giebt große Ereignisse in der Weltgeschichte, ohne große Thaten. So wenig literarische Genugthuung sie dem Erzähler oder dem Leser gewähren, so sind sie doch der Betrachtung überaus würdig; eines von ihnen ist das vorliegende.

Wenn man den Ursachen der östreichischen Unfälle nachforscht, so liegen sie, wie berührt, nicht in der Abneigung der Völker, auch wenigstens nicht allein in dem Mangel an militärischer Vorbereitung. Oder hätten die östreichischen Truppen Neapel und Sicilien wohl in der That gegen die spanisch-französische Flotte vertheidigen können, wenn ihnen keine eigene Kriegsmarine zur Seite stand? Daß der Krieg einen so ganz andern Gang nahm, als der über die spanische Erbfolge geführte, kam allein von der veränderten Lage der großen Mächte her. Ohne die Hülfe von England und Holland und die Theilnahme der protestantischen Deutschen war Östreich einem Anfall, wie der, den es erfuhr, nicht gewachsen. Der Erfolg beruhte weniger auf Waffenthaten als auf dem politischen Machtverhältniß im Allgemeinen. Wenn man die Kräfte, die mit einander im Kampfe waren, gegen einander abwog, so war dies das Resultat. So wird es immer gehen, wofern sich nicht Regierungen und Völker, jene

mit Umſicht führend, dieſe mit Tapferkeit ſtreitend, zu kräftigem Widerſtand vereinigen. Davon aber war damals nicht die Rede.

Und da nun Frankreich im Weſten vollauf beſchäftigt war und dem Oſten keine eigentliche Aufmerkſamkeit zuwenden konnte, ſo erfolgte hier nach demſelben Geſetze, daß ſich das Übergewicht nach der andern Seite hin neigte. Die Anhänger Leßczynskis mutheten ſich keine ernſtlichen Anſtrengungen zu, ſie wichen, wie aus der Hauptſtadt, ſo weiter von Ort zu Ort; endlich mußte es eine urſprünglich deutſche, allerdings ſeit Jahrhunderten mit der Republik verbundene Stadt ſein, das ſchon manches Mal vergeblich belagerte Danzig, welches dem zurückweichenden König zur Zuflucht diente; übrigens aber hatten die Ruſſen allenthalben die Oberhand.

Schon durch dieſen Gang der Dinge gerieth der König von Preußen in eine ſehr nachtheilige Lage. Man ſieht hier wohl, was es ſagen will, wenn ſich einſt der große Churfürſt zum Grundſatz gemacht hatte, niemals neutral zu bleiben: das iſt: keine Entſcheidung der europäiſchen Dinge zuzulaſſen, ohne das Gewicht ſeiner Kräfte hineinzuwerfen. König Friedrich Wilhelm war jetzt in den Fall gekommen, davon ausgeſchloſſen zu ſein: aber dadurch geſchah ihm dann, daß auf beiden Seiten ſeine Sympathien mehr dem geſchlagenen Theile galten. Am Rheine war er gegen die Fortſchritte der Franzoſen, und er ſetzte ſich ihnen als Reichsſtand entgegen; in Po-

len war er gegen die Befestigung des Churfürsten von Sachsen und die Fortschritte der Russen an den Mündungen der Weichsel.

Wie gern hätte er die Belagerung von Danzig, zu der die Russen sich anschickten, verhindert! Er ließ der Kaiserin Anna vorstellen, welch ein unersetzlicher Schade seinen preußischen Unterthanen dadurch erwachsen werde; sie antwortete ihm, das Betragen der Danziger gegen sie sei so unehrerbietig gewesen, daß sie dieselben strafen müsse. Im Frühjahr 1734 zog General Münnich zur Belagerung heran. Friedrich Wilhelm mußte zusehen, daß eine Stadt, der er den lebhaftesten Antheil widmete, von feindlichen Bomben zerstört, ihre Fluren weit und breit verwüstet wurden. Die Bürgerschaft, von den Franzosen nur durch wirkungslose Demonstrationen unterstützt, faßte den Gedanken, sich an den König von Preußen anzuschließen: sie hat wirklich einmal angefragt, ob er sie in seinen Schutz nehmen wolle, wenn sie mit ihren Privilegien zu seinem Throne herzutrete. Ein Schritt dieser Art wäre aber der damaligen Ordnung der Dinge in Europa entgegengelaufen, und Friedrich Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen.[1]

Noch wurden ihm von beiden Seiten unaufhörlich

1. Wallenrodt 10. April 1734. Sollten E. K. M. allergnädigst geruhen dieser armen Stadt, die von allen Puissancen verlassen und einer so großen Macht nicht resistiren kann, sich zu erbarmen und ihr nur einen Strahl königlicher Gnade zeigen, so ist die größte Apparence, daß sie den polnischen Schutz verlassen und sich in E. K. M. Protection begeben werden: von Seiten der Bürgerschaft ist alles dazu disponirt, und auch der Magistrat wäre zu gewinnen.

Anträge gemacht. Einverſtanden mit den Großen der Krone, die ihn umgaben, erbot ſich König Stanislaus zu einer Länderabtretung, durch welche Oſtpreußen und Pommern in unmittelbare Verbindung geſetzt würden; die Republik ſollte dieſelbe ſpäter ſanctioniren, Frankreich ſie gewährleiſten. Noch zu größerem Gewinn machte die Kaiſerin Anna Hoffnung. Sie trug dem König Friedrich Wilhelm, wenn er ſich für Sachſen erkläre, die Woiwodſchaft Pomerellen nebſt den dazu gehörigen Staroſteyen, den Beſitz von Elbingen an, auch die Ratification des löwenwoldiſchen Vertrages ließ ſie noch einmal hoffen. Und ob nun der König nicht einen Entſchluß faſſen, das Eine oder Andere mit raſcher Hand hätte ergreifen ſollen? Die Sachen waren dahin gediehen, daß Beides mit der größten Gefahr verknüpft war. Hätte er ſich mit den Franzoſen und ihren Freunden vereinigt, ſo würde er mit dem Kaiſer gebrochen haben, was er wegen ſeiner Reichspflichten und jener Rückſicht auf Berg nicht thun wollte. Hätte er ſich den Ruſſen angeſchloſſen, ſo würde er leicht mit den Franzoſen, die nun die Übermacht beſaßen, zerfallen ſein und ſeine rheiniſchen Landſchaften einem Einfall derſelben ausgeſetzt haben. Überdies aber: er konnte kein rechtes Zutrauen mehr faſſen; „die Welt“, ſagte er, „ſei voller Betrug, wer ſich mit Niemand verbinde und ſich geſchloſſen halte, der fahre am beſten.“

Zunächſt trug er nur Sorge, jede Anmuthung von

ſich zu weiſen, mit der Jemand ſeiner Unabhängigkeit zu nahe trat.

Nachdem Stanislaus Leßczynski ſich noch in dem letzten Augenblicke der Gefahr, unter Abenteuern höchſt mühſeliger Art, von denen er ſelbſt mit gewandter Feder Bericht erſtattet hat [1], aus Danzig in das preußiſche Gebiet gerettet und nach Königsberg gekommen war, machte der Wiener Hof dem Könige von Preußen den Antrag, den Flüchtling der Czarine auszuliefern. Friedrich Wilhelm fand dieſen Gedanken grauſam und wies ihn weit von ſich. Vielmehr gab er dem Kaiſer aufs neue den Rath, Stanislaus auch jetzt noch anzuerkennen, wodurch er allein die Provinzen, die man ihm entreißen wolle, zu retten vermöge. Er wiederholt, was er immer geſagt: die Sache ſei nicht gerecht; warum wolle man ihn nicht König in Polen ſein laſſen; warum halte man ſich nicht an ſeine alten Freunde, die Seemächte und das Reich; warum ziehe man die ruſſiſche Freundſchaft jeder andern vor? Man werde keinen Vortheil von derſelben haben; Gott ſei nicht bei dieſer Sache. Er ſchreibt mit dem herzlichen Eifer eines alten Reichsfürſten, in welchem bei aller Verwerfung der Politik des Kaiſers eine innere Hingebung gegen denſelben gleichſam wider Willen fortdauert: „Er werde Gott anrufen, daß er dem Kaiſer die rechte Geſinnung eingebe.“

Bald darauf hörte man, General Münnich, mit dem

1. Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 23—70.

man ſchon vor Danzig in einem widerwärtigen Briefwechſel verwickelt worden war, habe ſich vernehmen laſſen, wenn der König nicht in Güte zu bewegen ſei, Stanislaus und deſſen Umgebung aus Königsberg wegzuſchaffen, ſo ſei das ruſſiſche Heer nicht zu entfernt, um nicht dort im Lande ihm eine Viſite zu geben und Stanislaus mit Gewalt wegzuführen. Der König von Preußen nahm dieſe Drohung ſehr ernſthaft. Er ließ den Geſandten der drei Höfe, Lichtenſtein von Wien, Brackel von Petersburg und Ponikau von Dresden, entbieten, ſollte ein Gedanke dieſer Art, was er nicht glaube, gehegt werden, ſo würde er nicht allein ſeine am Rhein ſtehenden Truppen auf der Stelle zurückziehen, ſondern ſich auch wegen des Schadens, den er in Preußen erleiden dürfte, an Sachſen halten. Er ruhte nicht, bis Münnich erklärte, er habe niemals Reden dieſer Art geführt [1]; denn wohl ſei ihm bewußt, welche Rückſicht er dem König von Preußen verſchulde.

Dem König war wohl angemuthet worden, den franzöſiſchen Geſandten aus Berlin zu entfernen, nachdem das deutſche Reich den Franzoſen den Krieg erklärt habe. Er antwortete, er ſei nicht allein ein Reichsfürſt, ſondern auch ein ſouveräner König, dem es zuſtehe, fremde Ge-

1. Münnich $\frac{7}{18}$ Mai 1735. „Verſichere auf meine **honneur**, daß ich weder gegen einen polniſchen Herrn oder auch ſonſten gegen Jemand obbeſagten Discurs geführt oder etwas, das dem gleich ſein möchte, mich vernehmen laſſen.“ Der König ſagte: Affront leide er nicht.

ſandte an ſeinem Hoflager zu ſehen, möge ſich dies nun in Königsberg in Preußen oder in der Mark Brandenburg befinden.[1] Aber darum hatte nun dieſer Geſandte — der Marquis de la Chetardie — nicht etwa gute Tage in Berlin: oft ſuchte er vergebens um Audienz nach; zuweilen wurden unangenehme Erklärungen gewechſelt; auch ihm ward nichts nachgeſehen, was dem Unabhängigkeitsgefühl des Königs entgegenlief. Eines Tages, noch im Juni 1734, trat Chetardie denſelben auf der Parade von Potsdam an, um ihm zu ſagen, die franzöſiſche Regierung nehme einigen Anſtoß daran, daß ſich der Kronprinz zur Armee begebe: überhaupt müſſe ſie eine bündige Verſicherung erhalten, daß der König nicht mehr als die 10000 M. ins Feld ſtellen und ſonſt eine ſtrenge Neutralität beobachten wolle, wo nicht, ſo werde ſie ſich genöthigt ſehen, feindlich gegen ihn zu verfahren. Der König antwortete, da ſein Verhalten in der polniſchen Angelegenheit den franzöſiſchen Bundesgenoſſen, denn ihn gehe Stanislaus nichts an, zu ſo großem Vortheile gereiche, hätte er nicht erwartet, daß man ihm Dinge dieſer Art unter die Augen ſagen würde: einen Revers, wie man fordere, werde er niemals ausſtellen, ſich von der Sache des Reiches nimmermehr

1. Friedrich Wilhelm beklagte ſich im Auguſt 1735, daß man den Aufenthalt eines franzöſiſchen Miniſters zu Hannover anders anſehe als zu Berlin; er werde niemals geſchehen laſſen, daß man ihn vor einen vom kaiſerlichen Hofe dependirenden ſubalternen König ausgebe. Sinzendorf, den Brief in der Hand, ſagte nur: ja, ihr Herren zu Berlin.

trennen, ſich die Hände nicht binden laſſen: wolle Frankreich Krieg mit ihm haben, ſo ſei er bereit, einen ſolchen anzunehmen.[1] Die Miniſter, an die eine ähnliche Eröffnung von Frankreich gelangt war, fügten hinzu: wenn der Prinz zur Armee gehe, ſo ſuche er ſich nur in dem zu vervollkommnen, was ihm, als dem Erben der Krone, das nothwendigſte ſei; was den König betreffe, ſo müſſe ſich dieſer das Recht vorbehalten, ſich ſeiner ganzen Macht zu bedienen, ſei es, daß dies wegen ſeiner Anſprüche auf Jülich-Berg, oder auch deshalb nöthig werde, weil die franzöſiſchen Waffen zu tief in Deutſchland eingedrungen. Es iſt ſehr auffallend, daß die Franzoſen, obwohl ihnen der Reichskrieg erklärt war, doch weder am mittleren noch am niederen Rheine etwas Ernſtliches unternahmen. Nur aus der Rückſicht auf Preußen kann man es erklären. Weder Cöln noch Mainz noch auch Coblenz ſollten die Franzoſen angreifen: die preußiſchen Miniſter ſagen ihnen, würden ſie eine von dieſen Städten oder auch nur Rheinfels beſetzen, ſo wüßten ſie nicht, wie es weiter zwiſchen ihnen gehen werde.[2]

1. „Wenn dieſes eine Kriegsalteration ſein ſollte, ſo müßte der König ſolches ſo geſchehen laſſen und würde in ſolchem Falle ſolche Truppen (die nach geſchehener Revue aus einander gegangen) bald wieder zuſammenbringen und alles in der Welt wagen, kein Esclave von Frankreich zu werden.“ Aufzeichnung von Borke.

2. Die Miniſter ſagen, indem ſie ihm rathen auf dieſe Unterhandlung einzugehen: „Sollte man ſpüren, daß E. K. Mt. etwas von Frankreich angemuthet werden wollte, ſo Ihrer Kön. Mt. und des Reiches Intereſſe zuwider, ſo ſind E. Königl. M. ſolches einzugehen keineswegs verbunden.“

Ohne Zweifel waren die Generalstaaten derselben Gesinnung. So viel fehlte daran, daß zwischen Preußen und Frankreich ein Verständniß obgewaltet hätte. Über die Sache von Berg ist einmal zwischen ihnen unterhandelt worden. Nur mit einigem Widerstreben ließ sich der König darauf ein und stellte noch stärkere Forderungen auf, als die ihm der Kaiser bewilligt hatte: man ist einander damals keinen Schritt breit näher gekommen.

Berührungen mit fremden Mächten riefen in Friedrich Wilhelm das Bewußtsein des Gegensatzes auf, in welchem er zu ihnen stand. Gegen den Kaiser machte er geltend, daß er ein souveräner Fürst sei, gegen Frankreich, daß er reichsständische Pflichten habe.

Eine Stellung abermals der Neutralität, doch nicht wie jene von 1727, wo Preußen das Zusammentreffen der Mächte verhinderte: in der Mitte der schon ausgebrochenen Bewegungen, in die man sogar an einer Stelle mit eingriff, mußte sie jetzt behauptet werden; nicht eben aus Friedensliebe; der König war auf einen isolirten Standpunct gedrängt, weil er fremden Absichten keinen Einfluß verstatten wollte; eigensinnig hielt er ihn ein, aber voll Würde und Mannhaftigkeit; in der Ruhe ehrgeizig. Wir sehen das stolze Selbst des Staates, Niemandes bedürftig, beruhen auf seiner eigenen Kraft, während die Andern ihre Sachen um ihn her ausfechten. So mag sich, wenn wir das Unähnliche vergleichen dürfen, in der Mitte parliamentarischer Kämpfe ein

ſeiner Sache ſicherer Staatsmann fühlen, der ſich keiner der ſtreitenden Parteien anſchließt und ſeine Zeit erwartet.

Im Sommer des Jahres 1735 hat der König ſelbſt einen Entwurf zu allgemeiner Pacification gemacht, aus welchem man wenigſtens ſieht, wohin ſeine Ideen gingen. Er wünſchte, daß beide, Stanislaus und Auguſt, zurücktreten und ſich mit dem königlichen Titel begnügen möchten: die Polen ſollten dann zu einer neuen Wahl ſchreiten; bei dieſer müßten alle Fremde, Deutſche oder Franzoſen, ausgeſchloſſen ſein; aus ihrer Mitte aber ſollten die Polen wählen können, wen ſie wollen, ohne alle Einmiſchung. Bei der damaligen Lage der Dinge im ſüdlichen Europa ſchien auch ihm, daß ſich der Kaiſer nicht weigern könne, Neapel und Sicilien fahren zu laſſen: aber darum dürfe doch Ludwig dem XV. keine neue Erwerbung geſtattet werden, vielmehr müſſe derſelbe die Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Erbin von Öſtreich genehmigen. Sollte er es verweigern, ſo ſei man in Deutſchland noch ſtark genug, ihn zu beſtehen; er ſelbſt wolle ſich mit aller ſeiner Macht gegen ihn erheben, ſein Heer vier Jahre hinter einander gegen ihn im Felde erhalten. Allerdings ſtellt er dann auch einige Bedingungen zu eigenem Vortheil auf, doch ſind dieſe ſehr beſcheiden. Er denkt nicht mehr an Curland, er wiederholt nur die ſchon beim Ausbruch des Krieges aufgeſtellte Forderung, daß ihm eine theilweiſe militäriſche Beſetzung

und vorläufige Huldigung des Herzogthums Berg bewilligt werde.

Dahin also gingen die Gedanken des Königs von Preußen noch immer: ein freies Polen unter einem Piasten ohne fremde Einmischung; Behauptung von Lothringen in seiner Verbindung mit dem deutschen Reiche; für sich die Durchführung seines Erbanspruches.

Um denselben Raum zu machen, wäre aber ein kräftigeres Eingreifen nöthig gewesen, als wozu er sich entschloß. Die Neutralität, die der König beobachtete, mochte in sich selbst gerechtfertigt sein, mußte wohl auch im Laufe der Zeit einmal vorkommen: aber zu Einfluß und Wirksamkeit konnte sie nicht führen.

Indem Friedrich Wilhelm — davon durchdrungen, was Stanislaus Leßczynski in beredten Flugschriften entwickelte, daß Frankreich ihn niemals fallen lassen werde, es überhaupt mit Polen sehr ernstlich meine [1] — sich noch mit jenen Ideen trug, bei denen dagegen auch die Integrität des deutschen Reiches gesichert gewesen wäre, wurden zwischen den Höfen von Wien und Versailles Unterhandlungen ganz anderer Art gepflogen.

Im tiefsten Geheimniß, durch einen ausgewanderten Liefländer, der in Geschäften des Grafen von Neuwied nach Paris gekommen, und durch diesen Grafen selbst

1. Eine Marginalie des Königs Friedrich Wilhelm: ich bin persuadirt, daß Frankreich alle seine Tage kein Friede macht, als (wenn) Stanislaus soll König bleiben.

ließ Cardinal Fleury ſchon im Frühjahr 1735 dem Hauſe Öſtreich den Frieden anbieten, unter der Bedingung, daß Lothringen, wenn nicht ſogleich, doch ſpäter an Frankreich falle: zunächſt auf ſeine Lebenszeit ſollte es Stanislaus Leßczynski erhalten und dafür auf den polniſchen Thron Verzicht leiſten: der Herzog von Lothringen ſollte mit Toscana entſchädigt werden. Und dahin war der kaiſerliche Hof in der That gebracht, ſo mächtig wirkte das damit verbundene Verſprechen einer Garantie der Erbfolge auf denſelben, daß er nach einigem Bedenken darauf einging. Die Kriegshandlungen, die im Spätſommer 1735 vorfielen, ſollten nur dazu dienen, die Mächte, die nicht in das Geheimniß gezogen waren, auch keine Ahnung davon faſſen zu laſſen. Man iſt darin doch über alle Begriffe weit gegangen. Noch am 20. October ſchlug Graf Seckendorf auf einem damals vielbelobten Zuge gegen die Moſel mit den Franzoſen: ſchon am 3. October waren die Friedenspräliminarien zwiſchen Öſtreich und Frankreich auf die von Fleury vorgeſchlagenen Grundlagen abgeſchloſſen worden.

Wie ſehr mußte ſich der König von Preußen betroffen fühlen, als er endlich davon hörte! Eben die beiden Dinge, die er vermeiden wollte, Abtretung von Lothringen und Anerkennung des ſächſiſchen Königs in Polen, waren darin feſtgeſetzt. Wir werden ſogleich auf die Rückwirkungen zu reden kommen, welche dieſer Friede weiter auf ihn hatte. Berühren wir zunächſt mit einem Worte die Aus-

einanderſetzung der ſtreitigen Gebiete, welche dadurch feſtgeſtellt wurde; ſie iſt in den folgenden Zeiten die herrſchende geblieben.

Es dauerte lange, ehe ſich der ſpaniſche Hof entſchloß, auf Toscana Verzicht zu leiſten, das er ſchon als ſein Eigenthum betrachtete. Ein nicht geringer Vortheil war es jedoch, daß er dagegen Neapel und Sicilien behauptete. Endlich erhielt der Geſandte im Lateran die feierliche Belehnung des Papſtes, der alte Streit der Nationen und Familien ward zuletzt zu Gunſten der Franzoſen entſchieden. „Im Blute das Bündniß“: ſo lautete die zwiſchen den Lilien erſcheinende Inſchrift des San Gennaroordens, den der neue König in dieſem Augenblicke ſtiftete.

In Toscana empfing der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, bei dem Tode des letzten Mediceers unverzüglich die Huldigung. Es war vergeblich geweſen, demſelben Stipulationen vorzuſchlagen, durch welche die municipale Freiheit von Florenz geſichert worden wäre. Er hielt ſich zu nichts verpflichtet, da das Land nicht durch ein in irgend einer Art freiwilliges Abkommen, ſondern lediglich in Folge einer europäiſchen Combination an ihn überging. Im Februar 1739 hat der neue Großherzog von dem Palaſt Pitti Beſitz genommen.

Indeſſen hatten die Amtleute der fünf Ämter von Lothringen und Bar dem Kanzler und Siegelbewahrer des Stanislaus Leßczynski den Eid geleiſtet, der zugleich die künftige Reunion des Herzogthums mit der Krone von

Frankreich in ſich ſchloß. Stanislaus nahm ſeinen Wohnplatz zu Lüneville und ſuchte durch einen nach den Umſtänden prächtigen und wohlthätigen, der Cultur des Jahrhunderts zugewandten Hofhalt das ſchmerzliche Bedauern zu mildern, mit dem die Einwohner ſich von dem angeſtammten Fürſtenhauſe trennten.

Man ſieht, wie ſchon da die Bande zerriſſen wurden, welche die fürſtlichen Häuſer und ihre angeſtammten Landſchaften ſeit unvordenklichen Zeiten an einander geknüpft hatten, weil nun einmal der Austrag europäiſcher Streitigkeiten es nöthig machte. Der engliſche Hof war gefragt worden, was er zu dieſen Beſtimmungen ſage. Er erklärte, er finde nicht, daß das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten dadurch geſtört werde.

Mittlerweile nahm der Widerſacher des Stanislaus, der Churfürſt von Sachſen, Beſitz von dem polniſchen Throne. Der Pacificationsreichstag, der im Sommer 1736 gehalten ward, billigte die Art und Weiſe, wie er zu demſelben gelangt war, mit nichten; er ſetzte ausdrücklich feſt, daß in Zukunft die Wahl nirgends anders vorgenommen und durch keinen Andern ausgeſprochen werden ſollte, als wo und wie dies zu Gunſten Leszynski's zuletzt geſchehen war: aber er erkannte Auguſt III. an. Die beiden Höfe, der ruſſiſche, dem dieſer Erfolg hauptſächlich zu danken war, und der polniſch-ſächſiſche traten in die engſte Verbindung. Durch ihr Zuſammenwirken ging im folgenden Jahre das Herzogthum Curland an

den Oberkammerherrn der Kaiſerin von Rußland über. Man weiß nicht, daß ſich die Franzoſen darum gekümmert hätten, ob das Gleichgewicht im Norden dadurch geſtört werde oder nicht.

Bei den Berathungen über dieſe Umgeſtaltungen ſind noch einmal Ideen hervorgetreten, die man im achtzehnten Jahrhundert nicht ſuchen ſollte.

In einer, dem Titel zufolge aus einer Congregation von Cardinälen hervorgegangenen, in Wien vorgelegten Denkſchrift wird vor Allem daran erinnert, daß bei der Beförderung des Hauſes Sachſen auf den polniſchen Thron die vornehmſte Abſicht geweſen, daſſelbe ſtark genug zu machen, um in ſeinem Lande die verlorenen Schafe Israels wiederherbeizubringen. Dies ſei dann auch eine Rückſicht, aus der ſich Stanislaus in die Verzichtleiſtung, die man ihm zumuthe, und Öſtreich in die für denſelben vorgeſchlagene Entſchädigung finden werde. Man müſſe endlich die Allianz zwiſchen dem Hauſe Bourbon und dem Hauſe Öſtreich zu Stande bringen, durch welche dem Katholicismus das Übergewicht in der Welt wiederverſchafft werden könne. Es ſei leichter als je, mit vereinten Kräften die Türkei zu bezwingen; da könne Öſtreich wieder erobern, was es an andern Stellen verliere. Aber auch mit England könne man den Kampf wagen, wenn man nur vereinigt bleibe, ihm wenigſtens Mahon und Gibraltar entwinden, vielleicht noch einmal die Regierung ändern. Am wenigſten habe man die deut-

schen Protestanten zu fürchten; deren Fürsten seien so verblendet, daß bei ihnen Alles Glauben finde, was man ihnen sage; ohne Mühe könne man sie verderben. [1]

Die verschiedenen Höfe katholischer Confession traten hierauf in die engste Verbindung. Der König von Sardinien, dem in dem Frieden zwei reiche und wohlgelegene Provinzen, Navarese und Tortonese, zu Theil geworden, vermählte sich mit der Schwester des Großherzogs von Toscana; der neue König von Neapel mit einer Tochter des Königs von Polen: zwischen Frankreich und Östreich schien nicht sowohl ein Friede, als eine Allianz auf immer geschlossen zu sein. Von dieser Gegenwirkung befreit, trug der Kaiser um so weniger Bedenken, seine Waffen mit den russischen zu vereinigen, in der Hoffnung Eroberungen zu machen, die ihn für die erlittenen Verluste entschädigen sollten.

Unter den Motiven, welche für die frühere Politik von Frankreich angeführt wurden, war das vornehmste gewesen, daß es die Allianz von Rußland, Polen, Sachsen und Östreich nicht dulden dürfe; jetzt erkannte es sie an und gesellte sich derselben mit der ganzen Macht seiner Anhänger bei. Der König von Preußen, der alles persönlich faßte, konnte sich über Ludwig XV.,

1. Treuherzig gemeinte Vorstellung und recht väterliche Admonition, wie nach dem wahren Sinne des apostolischen Stuhls zu Rom die unter den christlichen Potentien obschwebenden Mißhelligkeiten aus dem Grunde gehoben, — durch welche Vereinbarung christlicher katholischer Fürsten zeitliches Glück mittelst Unterthänigmachung des ganzen Erdzikels unaussprechlich vergrößert (ꝛc.) werden kann.

der seinen Schwiegervater verleugne, ihn aus einem König von Polen zum Herzog von Bar mache, nicht zufrieden geben: er wollte den Gesandten, der ihm von jeher das Gegentheil versichert hatte, nicht mehr mit Augen sehen. Der Kronprinz, seine Gedanken auf die Zukunft richtend, war noch mehr über Östreich erstaunt, das durch das Verfahren der Franzosen gegen Stanislaus wohl belehrt sein sollte, wie wenig es auf die Versprechungen derselben in Hinsicht der Garantie zu trauen habe. Andere bemerkten, so gehe es nun einmal in der Welt, darin bestehe die Klugheit der Franzosen, sich nicht durch Leidenschaften beherrschen zu lassen, sondern nur ihr Interesse zu befolgen, nach diesem heute mit dem Einen, morgen mit dem Andern Freundschaft zu halten.

Bald aber sollte man sich in Berlin von den allgemeinen Betrachtungen auf die dringendsten eigenen Mißverhältnisse verwiesen sehen. Als die Waffen wieder ruhten, zeigte zunächst der kaiserliche Hof dem preußischen eine Ungunst, die dieser nie erwartete.

König Friedrich Wilhelm hatte die Verpflichtungen seines geheimen Tractates sorgfältig erfüllt, seine zehntausend Mann gestellt, noch mehr angeboten; an ihm lag es nicht, wenn es nicht zu einer Schlacht gekommen war; dennoch erfuhr er jetzt Vorwürfe; besonders eins machte man ihm zum Verbrechen, daß er sich geweigert hatte, an der letzten Unternehmung des General Seckendorf nach der Mosel hin Theil zu nehmen.

Dazu hatte jedoch der König noch ganz andere Beweggründe als politiſche.

Wenngleich ihm keine Ahnung davon beiwohnte, daß die Präliminarien ſo nahe ſeien, wie ſie waren, ſo ſah doch damals ein Jeder, daß man ſich nicht mehr ernſtlich ſchlagen werde; die allgemeine Überzeugung ging dahin, daß Seckendorf mit ſeinem Unternehmen dem Heere weitläuftigere und bequemere Winterquartiere jenſeit des Rheines verſchaffen wolle. Nun war in jenen Tagen der alte Fürſt von Deſſau in dem dortigen Feldlager: dieſer machte den König aufmerkſam, daß, wenn ſeine Truppen dahin geführt würden, dieſe in den gänzlich erſchöpften und deshalb weit und breit zu durchziehenden, dem Feinde ſo nahen Lande die gefährlichſte Gelegenheit zur Deſertion finden würden. Auf dieſe Nachricht war es, daß der König ſeine Theilnahme an dem Zuge verweigerte; er hatte um ſo weniger Arg dabei, da ihm Seckendorf ſchrieb, für dieſen Fall ſeien ſchon andere Truppen bereit, die preußiſchen zu erſetzen.

In dieſer Weigerung ſah man in Wien eine Art von Abfall, einen Bruch der Tractaten.

Indem der König dem franzöſiſchen Geſandten keine Audienz gab, um jeden Verdacht zu vermeiden, und das correcteſte Verfahren mit ängſtlicher Sorgfalt zu beobachten befliſſen war, gab man ihm in Wien Treuloſigkeit und Abfall Schuld. Man verſtand eine Haltung nicht, welche der alten Freundſchaft ſo viel ſelbſtändiges Ge-

bahren zur Seite ſetzte; verſchmähte einen Verbündeten, der es nicht ganz ſei. Ohne Zweifel werden Berichte, die aus Mißverſtändniß hervorgegangen, widerwärtige Befürchtungen veranlaßt haben. Und da man jetzt mit Frankreich im Bunde ſtand, dieſes aber mit dem Hauſe Neuburg, ſo daß nichts unbequemer und ſchwieriger wurde, als den Tractat von 1728 zu erfüllen, ſo mögen die Beſchwerden als eine nicht unwillkommene Gelegenheit erſchienen ſein, ſich der Pflichten, die durch denſelben auferlegt waren, zu entſchlagen.

In den diplomatiſchen Geſprächen begannen die Irrungen. Der preußiſche Geſandte erinnerte einſt, daß der König ſeine Verpflichtungen pünktlich erfüllt habe: der Hofkanzler Graf Sinzendorf zuckte die Achſeln und antwortete, darüber wäre viel zu ſagen.

Der König forderte den Wiener Hof auf, da nun bei dem Frieden eine allgemeine Beilegung der in Europa noch obſchwebenden Händel zu erwarten ſei, ſeinen Verſprechungen in der jülich-bergiſchen Angelegenheit nachzukommen; der König werde, wenn der jetzige Beſitzer ſterbe, nach dem Reichsherkommen unverzüglich den Civilbeſitz ergreifen laſſen. Sinzendorf ſagte: das werde ſich wohl finden: er ließ ſich auf keine nähere Beſprechung ein; ſein Schweigen war bedeutſam genug.[1]

1. Im Mai 1736 erwähnte der Wiener Hof der richterlichen Deciſion, die ihm zuſtehe; der König antwortete: der Allianztractat von 1728 erfordere keine Deciſion, ſondern das damals gegebene Verſprechen müſſe casu existente ſofort zum Effect gelangen. Darauf obige Erklärungen, Juni 1726.

Schon traten Vernachläſſigungen ein, die Friedrich Wilhelm auf das Tiefſte empfand. Die Friedenspräliminarien vom 3. October 1735 wurden dem König niemals mitgetheilt, er mußte ſie aus den Zeitungen kennen lernen. Von jeher hatte er dem Herzog von Lothringen die lebhafteſte Theilnahme bewieſen, ſeine Verbindung mit der älteſten Erzherzogin gebilligt und ſeine Erhebung zum römiſchen König ſelber in Antrag gebracht, ſie nicht aufzuſchieben gerathen: dafür ward ihm jetzt, als der Herzog ſeine Vermählung mit Maria Thereſia vollzog, auch nicht einmal eine einfache Anzeige davon gemacht. Ein Fehler in den gewöhnlichen Formen des Lebens, den der König aber als eine der tiefſten Kränkungen fühlte, die er jemals erfahren hatte. Jetzt warf er einen Rückblick auf ſein politiſches Leben. Er wiederholte ſich, in welcher Gefahr Öſtreich geweſen zu den Zeiten des hannöverſchen Bundes, welchen unendlichen Dienſt er durch ſein Zurücktreten demſelben geleiſtet, wie er dann ein Bündniß mit Öſtreich geſchloſſen, die Garantie der pragmatiſchen Sanction nicht allein ſelbſt gewährt, ſondern auch im Reiche durchgeführt, wie er hierüber mit ſeinen Anverwandten, von demſelben Blut und derſelben Religion, gebrochen und einen bis zu dem Äußerſten anſteigenden Hader in ſeinem Hauſe geweckt habe, und wie er nun vernachläſſigt und gemißhandelt werde, einzig darum, weil er das ſächſiſche Haus nicht zum polniſchen Throne habe befördern wollen, im Widerſpruch mit ſeiner Politik und den frü-

heren Verabredungen. Es ist ein Aufsatz übrig [1], den er einst selbst in seinem Kabinet über den Verlauf dieser Dinge dictirt hat, aus dem man sieht, wie vollkommen der Gang der großen Angelegenheiten seinem Gemüthe gegenwärtig war, eine formlose Arbeit, aber voll Feuer und Entrüstung und reich an Inhalt.

Nicht eben Alles, was er dachte, konnte er dem Wiener Hofe sagen, aber an Vieles hat er ihn doch in herben Worten erinnert, vor Allem eben an die einst von den hannoverschen Verbündeten ergriffenen Maaßregeln, aus denen der Untergang des Hauses Östreich hätte erfolgen müssen; er, der König, sei nächst Gott der einzige gewesen, der solches abgewendet; dagegen habe man ihm vor dem Tode des letzten Königs von Polen allezeit versichert, dessen Erbe in Sachsen solle nie zur Krone dieses Reiches gelangen [2]: wie es denn eine für das Haus Brandenburg verderbliche Sache sei; dennoch sei eben dies geschehen. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich habe er wohl zweifeln dürfen, ob der Casus föderis

1. Species facti; je vous envoye, schreibt der König 27. Febr., ma pieçe que j'ai dictée mot à mot; elle est curieuse. Grumbkow fand sie „entièrement conforme aux actes", arbeitete sie aus und schickte sie an Seckendorf.

2. „In Polen ließen wir den Churfürsten von Sachsen schalten und walten, wie er wollte, ohngeachtet desselben Befestigung eine pernicieuse Sache vor uns und unsre ganze kön. Posterität wäre: derowegen auch vor erfolgtem Absterben des Königs von Polen Augusti der Kaiserliche Hof uns allemal fest und beständig versichert hätte, es sollte der damalige Churprinz, jetziger Churfürst von Sachsen, zu der polnischen Krone nie und in Ewigkeit nicht gelangen."

wirklich eingetreten, da der Kaiſer Vielen als der angreifende Theil erſchienen ſei; aber er habe ſich darum nicht gekümmert, ſondern ſeine 10000 M. ins Feld geführt; wider ſeinen Willen und ſeine beſſere Einſicht — wie es denn auch zum Verderben ausgeſchlagen — habe er ſich ſein Votum zur Reichskriegsdeclaration abdringen laſſen, nicht ohne ſeine rheiniſchen Lande einer franzöſiſchen Invaſion auszuſetzen; er habe angeboten, ſich der Krone Frankreich mit ſeiner geſammten Macht entgegenzuwerfen, aber man habe ihn aus ungegründeter Eiferſucht mit Händen und Füßen zurückgeſtoßen. Was ſeien es für nichtige Dinge, woraus man ihm jetzt einen Vorwurf mache. Man ſage wohl, der weſtphäliſche Kreis habe wegen der Exceſſe ſeiner Truppen nur 7000 M. ſtatt 20000 M. geſtellt, da doch der ganze Kreis nur 12000 M. zu ſtellen habe, wovon Viele ſich mit Geld abgefunden; oder man wolle ihm den ſchlechten Erfolg des letzten Feldzugs Schuld geben, da doch auch die Ruſſen ſo gut wie ſeine Truppen bei der Hauptarmee geblieben ſeien. Und jetzt bekomme er auch in der geringfügigſten Sache nichts als zweifelhafte und aufzügige Antworten. Er verlange die Achtung und Rückſicht, die ihm gebühre, man verſpotte ihn mit dem Anerbieten großgewachſener Rekruten; ſchon müſſe er fürchten, daß der Kaiſer auf die Abſichten Frankreichs zu Gunſten der Pfalz in der bergiſchen Sache eingehe. — Wie in dem zweifelhaften menſchlichen Leben einem Jeden, der eine beſtimmte Abſicht verfolgt, Momente kommen, wo die Summe

ſeines Thuns ihm verfehlt erſcheint, ſo geſchah hier und nicht ohne Grund dem König von Preußen. Seine Augen erfüllten ſich mit Thränen zugleich des Schmerzes über perſönliche Kränkung, wo er Ergebenheit gezeigt hatte, und der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, denn, anders angegriffen, hätten die Sachen ganz anders gehen müſſen. Das Bitterſte auf Erden iſt Reue, wo nichts mehr zu ändern iſt. In dieſer Stimmung iſt der Blick Friedrich Wilhelms eines Tages auf ſeinen Sohn gefallen, und er hat das prophetiſche Wort geſagt: „da ſteht Einer, der mich einmal rächen wird.“ [1]

Welch ganz andere Dinge würden die Deutſchen ausgeführt haben, in Italien, am Rhein und in Polen, hätten die beiden Mächte zuſammengehalten.

Man begreift es, daß der kaiſerliche Hof eine größere Sympathie fühlte für die katholiſchen Nachbarn als für eine Macht, wie die brandenburgiſch-preußiſche, ſo ſelbſtändig, aufſtrebend, ehrgeizig, waffengewaltig, aber ſo war nun einmal das Geſchick von Deutſchland; ohne Vereinigung von Beiden konnte von dem Reiche nichts mehr geleiſtet werden; ſich die Augen dagegen zu verſchließen, war ein Mißverſtändniß der Erfolge der Vergangenheit und der Nothwendigkeiten der Zukunft; das Erzhaus hätte

1. Journal de Seckendorf 137 nach den Erzählungen Grumbkow's. Le roi est outré de la manière ignominieuse dont la cour impériale l'a traité — — il veut être honoré et distingué comme il croit de l'avoir merité — par sa conduite passée, qu'il cherche toujours de justifier, disant en montrant le prince royal: voici quelqu'un qui me vengera un jour.

niemals anderen Verbündeten den Vorzug geben ſollen: daß es dies that, iſt ihm unendlich theuer zu ſtehen gekommen.

Die Mißhelligkeit, die hiemit entſtand, und von der alle Verhältniſſe ergriffen wurden, iſt von welthiſtoriſcher Bedeutung; ihre Folgen werden unſere Geſchichte erfüllen.

Zunächſt richtete ſich der Blick des Königs Friedrich Wilhelm wieder ausſchließend auf ſeinen Erbſchaftsanſpruch. Beim Ausbruch des türkiſchen Krieges hat er dem Wiener Hofe ein anſehnliches Darlehn angetragen, unter keiner andern Bedingung, als der, daß ihm die hierauf bezüglichen Verſprechungen erneuert würden, welche im Tractat von 1728 enthalten waren; aber in Wien fürchtete man jetzt, durch eine Erneuerung dieſer Verpflichtungen in andere mißbeliebige Verhältniſſe zu Frankreich zu gerathen; mit den Türken meinte man auch ohne das preußiſche Geld binnen wenigen Monaten fertig zu werden, auch dies Anerbieten wurde abgelehnt.

Der König erkannte wohl, daß er auf dieſem Wege nie dazu gelangen würde, ſeinen Anſpruch durchzuführen, und er mußte auf andere Mittel Bedacht nehmen.

Es ſchien ihm nicht unmöglich, ohne weitere Dazwiſchenkunft, ein Abkommen mit dem Churfürſten von der Pfalz zu treffen. Gar nicht gering lauteten die Erbietungen, die er demſelben gemacht hat — 1200000 Thaler

für den Churfürſten ſelbſt, und für jede ſeiner Prinzeſſinnen ein Brautſchatz von 50000 Thaler, — ſobald er zum Beſitz von Berg gelange; allein es zeigte ſich bald, daß er damit doch nicht durchdringen werde. Die Miniſter des Churfürſten von der Pfalz waren entweder im kaiſerlichen oder im franzöſiſchen Intereſſe und eilten, dieſe Vorſchläge, über die ſie allein berathen ſollten, den Höfen von Wien und Verſailles kundzuthun. Einen einzigen gab es unter ihnen, welcher eigene Beſchlußnahme gewünſcht hätte, Grevenbroich. Dieſer war es im Grunde, der jene Verhandlungen hervorgerufen, allein er genoß lange nicht das Anſehen, das dazu gehört hätte, um ſie durchzuſetzen. Der alte Churfürſt war zu katholiſch, als daß er ſich hätte entſchließen ſollen, die Provinzen einem proteſtantiſchen Prinzen abzutreten: beſſer, ſagte er, man nehme ſie ihm mit Gewalt, dann habe er doch nichts zu verantworten.

König Friedrich Wilhelm verſäumte nicht, ſich auch an die beiden europäiſchen Mächte zu wenden, die am wenigſten in dieſe Dinge verflochten geweſen, England und Holland, aber ohne Erfolg. Georg II. erklärte, habe er jemals eine Verpflichtung in dieſer Beziehung übernommen, ſo ſei dieſe durch den Bruch der hannoverſchen Allianz erledigt.

Mit Holland ſind im Haag langwierige und weitſchichtige Unterhandlungen gepflogen worden: und wenigſtens einmal ſchien man ſich einander zu nähern. Der

König von Preußen erklärte, ſich mit einer proviſoriſchen Einrichtung bis zur Entſcheidung der Sache begnügen zu wollen, ſo daß die Feſtungen von neutralen Truppen beſetzt und das Land zugleich von eingeborenen und preußiſchen Beamten regiert würde; er nannte dies Status quietus. Da aber die Republik ſeinen Vorſchlag verwarf und auf der Erhaltung des Status quo beſtand, ſo kehrte auch er auf ſeinen urſprünglichen Anſpruch zurück, im Falle der Erledigung unverzüglich Beſitz zu ergreifen.

Statt aber etwas auszurichten, mußte er vielmehr erleben, daß ſich ihm eine allgemeine Beſorgniß und Aufregung entgegenſetzte.

Die europäiſchen Mächte glaubten, daß der Friede in dem inneren Europa nunmehr allenthalben auf hinreichend feſter Grundlage beruhe: keine andere Frage ſei übrig als dieſe jülich-bergiſche, und ſie hielten dafür, daß ſie etwas thun müßten, den Frieden nicht durch dieſelbe ſtören zu laſſen.

Öſtreich, Frankreich, England und Holland vereinigten ſich gegen Ende des Jahres 1737, den beiden im Streit begriffenen Fürſten Vorſchläge zu machen, die bei dem Gewicht ihres vereinigten Anſehens nicht leicht zurückzuweiſen ſchienen.

Es wurden zwei verſchiedene Denkſchriften verfaßt, die eine an Preußen, die andere an die Pfalz gerichtet.[1]

1. Am 10. Februar 1738 erſchienen die vier Geſandten, der kaiſerliche Baron v. Demerath, der holländiſche v. Ginckel, der fran-

In der ersteren, die am 10. Februar 1738 übergeben ward, heißt es: um den gefährlichen Irrungen zuvorzukommen, welche das Absterben des Churfürsten von der Pfalz zu veranlassen drohe, biete man eine gemeinschaftliche Vermittelung zu einem Vergleiche an, ersuche aber den König, das Versprechen zu geben, während der Unterhandlungen keinen Versuch zur Besitznahme des Landes zu machen. Eine Anmuthung, die mit dessen oft erklärten Wünschen schon an sich in Widerspruch stand; aber man blieb mit nichten dabei stehen. Die Gunst der Mächte war offenbar dem pfälzischen Hause zugewandt. In der andern, ursprünglich für den Churfürsten von der Pfalz bestimmten Denkschrift, die dem König von Preußen ebenfalls vorgelegt wurde, war unumwunden davon die Rede, daß der provisionelle Besitz der streitigen Landschaften dem Prinzen von Sulzbach eingeräumt werden würde. Dem war allerdings die Bemerkung hinzugefügt, daß dies demselben doch nicht zum Vortheil gereichen sollte; aus den letzteren Zeiten stellten sich aber eine Menge Beispiele dar, wo der einmal ergriffene Besitz nicht wieder rückgängig geworden. Friedrich Wilhelm sah darin einen unermeßlichen Vortheil und hatte ihn allezeit für sich selber in Anspruch genommen: was er am meisten gewünscht und sich auf das Sorgfältigste gewährleisten lassen, war jetzt dem Nebenbuhler zuerkannt.

zösische Mr. de la Chetardie und der englische Resident Gut Dickens und übergaben ihre Promemorias, alle von gleichem Inhalt.

Hier war von keinem Reichsgericht, von keiner Austrägalinstanz die Rede: der Kaiser selbst trat nicht in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auf, sondern die angesehenen westeuropäischen Mächte, die eine Zeit lang in allen auftauchenden Irrungen entschieden, unternahmen, auch die jülich-bergische nach ihrem Ermessen zu Ende zu bringen. Wie sehr hatte man sich einst in Spanien, noch zuletzt in Toscana, über ihre Festsetzungen beklagt. Die Frage war nun, ob der König von Preußen in den Dingen, die ihn betrafen, sich eine solche gefallen lassen wolle. Wir sahen, mit welcher Heftigkeit er sich von den einzelnen Mächten losriß, wenn sie einen einseitigen Einfluß auf ihn ausüben wollten. Aber alle verschiedenen Abwandlungen dieser Ansprüche mußte er durchmachen: was den Einzelnen nicht gelungen, mutheten sie ihm jetzt vereinigt an. Wie wir Friedrich Wilhelm kennen, dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies eben so widerwärtig war. Niemals konnte ihm einkommen, über ein Recht, worin er das größte Interesse seines Hauses und Landes sah, von Andern nach ihren Gesichtspuncten entscheiden zu lassen, ohne daß er nur einmal gefragt worden wäre. Er hätte sonst doch mit seinem Preußen eingewilligt, eine untergeordnete Macht zu sein, was ihm als die Summe des Schimpfes erschien.

Grumbkow, der durch die Hingebung gegen Östreich, welche er einst an den Tag gelegt, das Vertrauen nicht verloren, die entgegengesetzte Wendung der preußischen

Politik, ihre Unvermeidlichkeit fühlend, mitgemacht hatte, er war zuweilen gegen Östreich eben der eifrigste, wurde in diesem Augenblick noch einmal herbeigezogen. Er gab den Rath, eine zugleich ruhige und stolze Haltung anzunehmen [1], es darauf ankommen zu lassen, was die Mächte thun würden, — und alsdann mit einer oder der andern unter ihnen besondern Vertrag zu treffen. So schien es auch dem König das Beste.

Der erste Gedanke war, die eingegebenen Denkschriften lieber gar nicht zu beantworten; da das jedoch als eine Beleidigung erscheinen, auf das Publicum einen schlechten Eindruck hätte machen können, so gab man eine Antwort, aber eine solche, die sich in entfernter Allgemeinheit hielt und so wenig wie möglich sagte.

Die eigentliche Entgegnung lag in den Anstalten, die man in der Armee traf, um sie, wenn der Fall eintrete, sogleich ins Feld zu führen. Friedrich Wilhelm wollte, sobald der Churfürst sterbe, eben wie es im Jahre 1609 geschehen war, die Civilpossession ergreifen lassen; wenn er hiebei gestört werde, so sollte sein ganzes Heer dahin vorrücken. Für die östlichen Regimenter bestimmte er Halberstadt, für die westlichen Duisburg zum Sammelplatz. Er wollte Alles an Alles setzen: „es sei eine Sache des Vortheils, doch noch mehr der Ehre: besser mit Ehren nichts haben, als sich wohlbefinden in Unehre."

1. Conduite soutenue sans se baisser ni se hausser et pousser le temps avec l'épaule.

In kurzem zeigte sich, daß die Mächte mit nichten so einmüthig waren, wie es aussah. Holland und England gaben zu erkennen, es sei niemals ihr Ernst gewesen, dem Prinzen von Sulzbach den provisionellen Besitz zu verschaffen: wenn sie diesem Antrag sich angeschlossen, so sei es nur mit dem Vorbehalt geschehen, wofern er verworfen werde, weitere Verhandlung zu pflegen; unter dieser Voraussetzung waren sie nicht abgeneigt, noch einmal auf den Vorschlag einer interimistischen Regierung zurückzukommen. Hierüber entspann sich ein ziemlich gereizter Schriftwechsel zwischen den Seemächten auf der einen, Frankreich und Östreich auf der andern Seite.

Doch durfte man darum in Berlin nicht hoffen, sich überhaupt mit jenen zu verständigen. Noch dauerte die Spannung mit dem englischen Hofe fort, wie sich in tausend kleinen gesandtschaftlichen und persönlichen Begegnissen zeigte: die beiden Fürsten fühlten sich gegenseitig beleidigt und vermieden einander.

Mit Östreich aber gerieth Friedrich Wilhelm alle Tage in größere Weiterungen. Man sagte ihm, eben von dem Kaiser rühre der Vorschlag her, der ihm so verhaßt war, und die Erklärung, die Bartenstein darüber gab, „dem Prinzen solle der Besitz nicht für seine Person, sondern im Namen des Churfürsten eingeräumt werden, den man sich dann noch als lebend denken müsse," konnte ihn nicht beruhigen.[1]

1. Aug. 38 versichert Bartenstein, der kaiserliche Hof habe kein Engagement mit Pfalzsulzbach. Hingegen, fährt er fort, gestehet die

Es sei eben, als wolle man ihn glauben machen, weiß sei schwarz und schwarz sei weiß; nur das sehe er, daß er leer ausgehen und der geheime Vertrag nicht beobachtet werden solle. Auch nur von dem Vorschlag, die Festungen mit neutralen Truppen zu besetzen, wollte man in Wien nichts hören, denn eben darüber dürfte der Krieg ausbrechen; die in den Plätzen garnisonirenden pfälzischen Truppen werde man in Güte nicht beseitigen: wolle man sie mit Gewalt vertreiben, so werde man mit Frankreich schlagen müssen. Der König fragte, ob es dem Kaiser recht scheine, daß Frankreich in Deutschland die Entscheidung gebe: bei der allgemeinen Lage der Dinge brachte diese Erinnerung keinen Eindruck mehr hervor. Im Anfang 1739 ging vielmehr der Kaiser einen neuen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem dem Prinzen von Sulzbach der provisorische Besitz auf zwei Jahre eingeräumt und binnen dieser Zeit keine anderweite eigenmächtige Besitznahme gestattet werden sollte; bei der Aufrechthaltung dieser Bestimmung soll eine Macht die andere unterstützen.

Wie so ganz lief dies den Erwartungen entgegen, die

Cron Frankreich und saget öffentlich, daß sie dem männlichen Stamm des Hauses Sulzbach den Besitz des Landes Jülich und Berg garantirt habe. Ich habe den Tractat nicht gesehen, allein die Franzosen sen sagen es und declariren dabei, daß sie obligirt sind, es ins Werk zu setzen: ich kann also nicht glauben, daß es dem Interesse des Königs von Preußen gemäß sei, es mit der Kron Frankreich zu einem Kriege kommen zu lassen. Borke antwortet: ich will nicht fragen, wie viel Ursache kais. Mt. habe, die Crone Frankreich pro lubitu in deutschen Reichssachen schalten und walten zu lassen; wenn aber diese Cron zudringlicherweise Gewalt brauchen will, so muß man Gewalt mit Gewalt steuern.

man bei jenen seckendorfischen Verhandlungen erregt und durch den geheimen Vertrag von 1728 zu politischer Geltung erhoben hatte. Der Widerstreit trat bereits sehr entschieden hervor: der König war entschlossen, wider jede Verhinderung seiner Besitznahme mit gewaffneter Macht anzugehen: der Kaiser verband sich mit den Franzosen, eine solche Besitznahme nicht zu gestatten, und suchte sich schon in voraus wider die möglichen Nachtheile eines Krieges sicher zu stellen.

Es scheint beinahe, ruft der König aus, als habe man in Wien Treue und Glauben, wenigstens in Bezug auf uns, gänzlich bei Seite gesetzt; man will nach der Lehre Machiavells nicht halbwegs böse sein, sondern ganz und gar; aber vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der Kaiser bereuen wird, daß er seinen besten Freund so empfindlich beleidigt und Andern aufopfert.

Es war nicht anders: gegen das Ende seiner Tage mußte er noch einmal eine neue Wendung der Politik versuchen. Auf allen Seiten zurückgestoßen, von dem Kaiser mit französischen Waffen bedroht, entschloß er sich, denn ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig, sich eben an Frankreich zu wenden.

Und was man bei dem anscheinend so engen Verhältniß zwischen Frankreich und Östreich kaum hätte erwarten sollen, auf die ersten preußischen Eröffnungen antwortete der Cardinalminister auf eine überaus entgegenkommende Weise. Indem er scheinbar noch Schritte that,

um die Seemächte zu seiner Abkunft mit Östreich herbeizuziehen, ließ er sich schon auf ganz entgegengesetzte Unterhandlungen ein. So war nun einmal die Politik der Zeit und besonders des Cardinals, der es liebte, indem er noch das angenommene System zu verfolgen schien, sich indessen in unterirdischen Gängen nach einer andern Seite hin fortzuarbeiten, wo er dann, wenn seine Zeit gekommen war, plötzlich mit unerwarteten Mitteln hervorbrach: auf diese Art hatte er Lothringen und beide Sicilien dem Hause Östreich entrissen und war zum mächtigsten Manne in Europa geworden. Indem er sich jetzt Preußen näherte, machte er vor allem unverbrüchliches Geheimniß zur Bedingung. Um dies desto besser zu beobachten, ward die Unterhandlung weder zu Versailles noch zu Berlin, sondern im Haag durch die dortigen Bevollmächtigten beider Höfe, Fenelon und Luiscius, gepflogen.

Daran jedoch ließ sich dabei nicht denken, daß Fleury dem König von Preußen das ganze Herzogthum Berg zugestanden hätte. Viel zu enge war er mit dem Hause Pfalz verbündet, zu viel Rücksicht mußte er auch auf die katholische Welt nehmen, die in Düsseldorf eine Grenzfestung gegen die Protestanten sah und die jenseit der Agger gelegenen bergischen Bezirke für unentbehrlich zur Verbindung der katholischen Länder unter einander erklärte, als daß er das eine oder die anderen hätte aufgeben können; er sagte, wenn er es thäte, würde er fürchten müssen, gesteinigt zu werden. Überdies hielt er es auch selbst nicht für zu-

träglich, das Rheinufer noch in weiteren Strecken an eine ſo ſtarke deutſche Macht gelangen zu laſſen. Nach langem Widerſtreben mußten die Preußiſchen Miniſter auf Beſchränkungen, die er vorſchlug, eingehen; nur bei der Beſtimmung des Landſtrichs [1], der längs des Fluſſes für die Pfalz vorbehalten werden ſollte, erlangten ſie einige Zugeſtändniſſe, wogegen ſie die Zahlung einer halben Million Thaler an die Pfalz verſprachen.

In Berlin warf man noch einmal die Frage auf, ob es nicht beſſer ſei, die Anſprüche ungeſchmälert zu erhalten und auf günſtigere Umſtände zu warten; der König aber urtheilte, die Welt ſei nun einmal nicht ſo beſchaffen, daß man ſein Ziel auf den erſten Anlauf erreiche; hätte ſein Großvater ſich mit dem Theile von Pommern begnügt, den man ihm angeboten, ſo würde ſeitdem längſt ſchon das Ganze erworben worden ſein. Er nahm den Vertrag an, wie er im März 1739 im Haag zu Stande kam; am 22. Mai dieſes Jahres ſind, im tiefſten Geheimniß, die Ratificationen eben dort ausgewechſelt worden.

Und ſchon ließen ſich die Dinge zu einer noch engeren Verbindung an. Der Hader zwiſchen England und Spanien brach wieder aus: man ſprach viel von der Wahl eines künftigen Kaiſers: in beiderlei Beziehung wäre es den Franzoſen unendlich erwünſcht geweſen, Preußen für ſich

1. Die Linie über die man ſich verſtändigte — anfangend eine halbe Meile von Angerort, ſich hinziehend gegen die Brücke von Troisdorf, ehe dieſe aber erreicht iſt, auf der Höhe von Weſthofen ſich abwendend nach dem Einfluß der Agger in die Sieg — ſchnitt ein anſehnlicheres Gebiet für Preußen ab, als urſprünglich die Meinung geweſen.

zu haben. Im Januar 1740 traten sie mit dem Entwurfe eines gegenseitigen Vertheidigungsbündnisses auf 15 Jahre hervor. König Friedrich Wilhelm wies dies um so weniger von sich, da er außer den bergischen noch andere Ansprüche, z. B. auf Ostfriesland hatte, für deren Durchführung er sich weder von England, noch auch, wie die Sachen standen, vom Kaiser Unterstützung versprechen konnte, sondern nur von Frankreich. Entwürfe und Gegenentwürfe sind hierüber gewechselt worden, ohne daß man zum Abschluß gelangt wäre. Doch wurde schon manche weitere Aussicht eröffnet. Cardinal Fleury sagte: Preußen verdiene wegen der guten Ordnung in seinen Finanzen und der großen Anzahl trefflicher Truppen, die es halte, eine ausgezeichnete Rolle in Europa zu spielen, und Frankreich werde gern dazu beitragen.

Man wird nicht glauben, daß der alte eifrig patriotische König durch diese Verbindung befriedigt worden wäre: es mochte ihm dabei angenehm sein, daß er sich nicht ganz ohne Rückhalt in der Welt sah; übrigens war sie ihm wie eine Nothwendigkeit des Schicksals auferlegt worden, in Folge eines Mißlingens aller früheren Plane; indem er aber darauf einging, knüpfte er Verhältnisse an, welche in den folgenden Zeiten eine völlige Umwandlung der Politik herbeiführen sollten. Ehe wir diesen näher treten, wenden wir unser Augenmerk der Grundlage im Innern zu, auf der die Möglichkeit jeder weiteren Entwickelung, auch der äußern Macht, beruhte.

Heer und Staat.

An und für ſich konnte ein Verein deutſcher Landſchaften, die ſämmtlich kaum drittehalb Millionen Einwohner zählten und nicht einmal in ſich zuſammenhingen, dem franzöſiſchen Reiche gegenüber, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, von dem Mittelmeer bis an den Ocean reichte, benachbart dem unermeßlichen Rußland, dem unerſchöpflichen Öſtreich, zur Seite Englands, dem die See gehorchte, nur wenig bedeuten. Was dem preußiſchen Staate einen gewiſſen Rang unter ihnen, Anſehen in der Welt verſchaffte, war allein das Kriegsheer. Man nahm damals an, daß Frankreich eine Landmacht von 160000 M., Rußland von 130000 M. regelmäßiger Truppen erhalte; hier fehlte aber viel an Erfüllung der Liſten, dort ward ein großer Theil der Mannſchaften durch den Dienſt in den Garniſonen der zahlreichen Feſtungen beſchäftigt; das öſtreichiſche Heer rechnete man auf 80- bis 100000 M., jedoch von zweifelhafter Streitfähigkeit und zerſtreut in allen Provinzen. Was Friedrich Wilhelm I. für die Stellung Preußens in

dieſem Wetteifer der Streitkraft gethan hat, ermißt man ſogleich, wenn man bemerkt, daß er die Armee von 38000 M., in welcher Zahl ſie etwa mit Sardinien, Sachſen-Polen in gleichem Range ſtand, bis auf mehr als 80000 M. vermehrte, ſo daß er Öſtreich nahe kam. Wir haben die genaue Berechnung eines Kriegsbeamten aus den erſten Zeiten der folgenden Regierung, nach welcher Friedrich Wilhelm bei ſeinem Eintritt ein Heer von 38459 M. fand und dieſes noch in dem erſten Jahre auf 44792 M. brachte. Im Jahre 1719 zählte die Armee bereits 53999, im Jahre 1729: 69892, im Jahre 1739 endlich 82352, oder mit dem Unterſtab 83486 M. Der König nahm eine ziemlich gleichmäßige Rückſicht auf die verſchiedenen Waffen; die Cavallerie iſt unter ihm um mehr als die Hälfte, die Artillerie in noch größerem Maaßſtab angewachſen.[1] Bei ihm kam kein Widerſpruch mit den Liſten vor; der Feſtungsdienſt beſchäftigte eine verhältnißmäßig nicht große Anzahl: wenn wir der geringſten Angabe folgen, ſo waren 72000 M. jeden Augenblick, oder wenigſtens nach kürzeſtem Verzug, im Felde zu erſcheinen vorbereitet.

Schon aus dem Verhältniß der Zahlen ergiebt ſich, daß es unmöglich war, ein ſtehendes Heer von dieſer Stärke aus den brandenburgiſch-preußiſchen Landen auf-

1. Bericht von Maſſow an Friedrich II. vom Jahre 1748. Sollten auch im Calcül bei den einzelnen Summirungen Fehler vorgefallen ſein, was nicht unmöglich, ſo iſt doch das Verhältniß richtig.

zuſtellen, wenn man nicht jeder andern Thätigkeit die ihr unentbehrlichſten Kräfte entziehen wollte. Es gehörte ſchon außerordentliche Anſtrengung dazu, um nur die Hälfte der erforderlichen Leute aus Eingebornen zuſammenzubringen. Eine Zeitlang ſchwankte man zwiſchen Pflicht und Freiwilligkeit, Werbung und Geſtellung; die Eigenmächtigkeit der Offiziere, der Wetteifer und gegenſeitige Übergriffe der Regimenter brachten unzählige Unordnungen und Beſchwerden hervor. Um dieſen Übelſtänden zuvorzukommen, bildete Friedrich Wilhelm eine ältere Einrichtung, nach welcher jedem Regiment ein beſonderer Bezirk zu ſeiner Ergänzung vorbehalten war, ſyſtematiſcher aus. Die Feuerſtellen des Landes wurden nach ihrer Zahl cantonweiſe unter die Regimenter und Compagnien ausgetheilt, um ſich daraus die erforderlichen Mannſchaften anzueignen, in ſo fern dieſe nicht, durch beſondere Ausnahmen davon befreit, für die bürgerlichen Gewerbe oder für den Landbau unentbehrlich waren. Man nahm weder anſäſſige Leute noch älteſte Söhne und Erben; Räthe der Provincialcollegien waren bei den Aushebungen zugegen, um die Verletzung der Rückſichten des Friedens abzuwehren. Den größeren Theil des Zuwachſes, der ſogleich mit den Commandeurs in Verbindung trat, bildeten die jüngeren Bauerſöhne. In den geographiſchen Beſchreibungen der brandenburgiſchen Landſchaften merkt man beſonders an, wie die Landleute geſund, ſtark, arbeitſam ſeien, den Wechſel der Witterung gut ertragen und treff-

liche Dienſte im Felde leiſten. Man fand das Wort des alten Cato bewährt, daß der Bauernſtand die tapferſten Leute gebe.

Leicht die Hälfte der Armee war nun aber durch Werbung zuſammengebracht und in Stand gehalten. Was dabei die größten Beſchwerden veranlaßte, war die Vorliebe für hochgewachſene rieſenhafte Menſchen, die man aus allen Theilen von Europa, — Schweden, Irland, der Ukräne, den öſtreichiſch-türkiſchen Grenzgebieten von Niederungarn, welche ſich beſonders ergiebig erwieſen, — mit einem bei der übrigen Sparſamkeit in Erſtaunen ſetzenden Aufwand, im deutſchen Reiche, wo es die Landesfürſten nicht geſtatten wollten, nicht ohne Gewaltſamkeit und Liſt zuſammenbrachte. Noch waren aber nicht alle Gebiete geſchloſſen: als Churfürſt hatte der König das Recht, in den Reichsſtädten und deren Bezirken zu werben, und es fehlte in Deutſchland an ſolchen nicht, welche das Kriegshandwerk liebten und ſich gern für einen Dienſt anwerben ließen, wo man gut bezahlt und gut gehalten wurde. Dadurch gewann die Armee einen allgemein deutſchen Beſtandtheil; die Verbindung der Eingebornen und der Angeworbenen erweckte zwiſchen ihnen Wetteifer und gegenſeitige Aufſicht; ſie verwuchſen in der ſtrengen Schule militäriſcher Einübung ineinander.

Es würde jenſeit unſerer Grenzen liegen, wollten wir entwickeln, wie dieſe beſchaffen war, wie die beiden großen Exercitienmeiſter, der Fürſt Leopold von Anhalt

auf jener kleinen Wiese zu Halle und der König selbst in seinem spartanischen Potsdam, jener die erste Grundlage schuf, dieser die weitere Ausbildung hinzufügte. Denn dazu hauptsächlich diente das Regiment der großen Leute in Potsdam, um jede nöthig scheinende Veränderung zu erproben und zu vollkommener Fertigkeit auszubilden.[1] Die Hauptsache ist Gleichschritt und rasches Feuern; wie der König es einmal ausdrückt, „geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, Alles in tiefster Stille". Jenen tiefen Colonnen gegenüber, in welchen einst die spanische Schlachtordnung vorrückte, hatten die ihnen widerstehenden Heere eine breite Front eingerichtet, weniger ausgesetzt der Gewalt des Geschützes und wirksamer durch zahlreicheres Schießgewehr. Wenn Muskete und Pike früher neben einander erschienen, so besaß man jetzt in Bajonnett und Flinte gleichsam eine Verbindung von beiden. Sehr nützlich erwies sich der eiserne Ladestock, durch dessen stärkeren Stoß die Patrone auf einmal festgesetzt wurde, während sonst verschiedene Ansätze nöthig waren; man zog auch deshalb großgewachsene Männer vor, weil sie zu diesen Handgriffen von Natur geschickter seien. Das ganze Fußvolk der preußischen Armee konnte in vier Linien aufmarschiren, von denen die erste und die letzte aus den

1. Oft schickten die andern Regimenter ihre Offiziere nach Potsdam, um sich durch Anschauung anzueignen, was sich aus den Instructionen nicht ergiebt.

größten und stärksten, die beiden mittleren aus etwas mindern, aber immer noch starken und großen Leuten bestanden. In ihren Fahnen sah man den nach der Sonne gerichteten Adler; sie machten einen überaus kriegerischen und militärisch-furchtbaren Eindruck. „Freunde und Feinde", sagt Fürst Leopold in einem seiner Briefe, „bewundern Ew. Maj. Infanterie, die Freunde sehen sie für ein Wunderwerk der Welt an, die Feinde mit Zittern." [1]

Die Führer dieser Schaaren, deren Tagewerk es bildete, die Übungen durchzumachen und den Neueingestellten einzuprägen, waren bei weitem zum größten Theile die eingebornen Landedelleute. Bei einer Aufzählung des pommerischen Adels vom Jahr 1724 wird die Bemerkung hinzugefügt, daß er, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter Offizieren bestehe, die noch dienen oder doch gedient haben. [2]

Eine der vornehmsten Bemühungen Friedrich Wilhelms war nun, sich ein durch und durch lebendiges brauchbares Offizierkorps zu bilden.

Wie sehr ward eben damals im östreichischen Dienste geklagt, daß man die Offizierstellen nicht allein durch Kauf erwerbe, sondern sogar wieder verkaufen könne: man sehe sie nicht als eine Ehre an, sondern als einen

1. Er gedenkt seines Großvaters, der den ersten Stein an so unsterblichem Werk gelegt. „Da ich denn die Ehre habe, von meinem 17. Jahre an darunter zu dienen und allen wenigen Ruhm, den ich habe, mit E. K. M. Fußvolk erworben."

2. Gundling pommerischer Atlas, ein Theil des brandenburgischen, auf der Rückseite von S. 278.

Beſitz, den man veräußern dürfe; auch wo das nicht geſchehe, trete doch überall der verdiente und bewährte Mann vor einem jungen vornehmen Emporkömmling im Dienſte zurück.[1]

Auch in der preußiſchen Armee galt früherhin das allgemeine Herkommen, daß die Stellen der unteren Offiziere von den Oberſten beſetzt, nach ihrem Gutdünken Fähndriche zu Lieutenants, dieſe zu Hauptleuten befördert wurden: zu den Stellen der Stabsoffiziere blieb die Ernennung dem Könige vorbehalten, doch hatten ſie auch bei dieſen den Vorſchlag.

Friedrich Wilhelm nun zog alle Ernennungen an ſich, nicht allein, weil er ſelber überall Herr ſein wollte, ſondern auch, weil er es für wichtig hielt, die erſte Anſtellung, auf der alles Folgende beruht, nicht dem Zufall oder perſönlichen Rückſichten zu überlaſſen, ſondern nach eigenem Ermeſſen darüber zu verfügen.

Die jungen Edelleute, welche als Freicorporals bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzſchule ſeiner Offiziere; ſie wurden hier zur größten Sorgfalt in weſentlichen und unweſentlichen Dingen angehalten, für jedes Verſehen mit der ſtrengſten Ahndung, ja Züchtigung belegt; wenn der König zu dem Regiment kam, erkundigte er ſich nach ihren Eigenſchaften, ließ ſie ſich

1. Nach Foscarini historia arcana p. 113 kaufte man eine Compagnie für 8000, die Stelle eines Majors für 20000, eines Oberſten für 30000 G.

vorstellen; bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähndrich angenommen wurde und das Feldzeichen empfing, das er niemals verletzen lassen durfte, und das ihn in gewissem Sinn unverletzlich machte.

Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Davon hing auch ihre fernere Beförderung ab. Die Conduitenlisten verzeichneten Jahr für Jahr, wie sich jeder in Bezug auf Religion, sein eigenes Hauswesen und den Dienst gezeigt, ob er Kopf habe oder nicht. Über das Verdienst der Führer selbst gab der Zustand der Regimenter bei der jährlichen Musterung vor den Augen des Königs Zeugniß.

Es mag kleinlich erscheinen, wenn nun z. B. bei der Uniform Alles und Jedes bis aufs Geringste vorgeschrieben war, wie groß die Manschetten, wie breit die Halsbinde sein, wie viel Knöpfe die Stiefeletten haben, wie lang das Zopfband fliegen solle. Doch hat dies außer der für das Auge gewünschten Gleichförmigkeit noch den Grund, daß hier in der Armee jeder Unterschied aufhören, nur der Rang im Dienste etwas gelten sollte. Die verschiedenen Rangklassen gingen hauptsächlich nur unter einander mit einer gewissen Vertraulichkeit um. Wie hätte man dulden können, daß ein Abstand zwischen Reich und Arm sich irgendwo hätte kundgeben dürfen! Friedrich Wilhelm wollte nicht leiden, daß Jemand außer dem

Dienſte in bürgerlicher Kleidung einherging; ſeit dem Jahre 1725 hat er die Uniform allezeit getragen.[1]

Man weiß, wie hoch er den Soldatenrock ſchätzte. Wie in Dresden, ſo mißfiel ihm auch in Hannover nichts mehr, als daß man dort den Rang nach dem Dienſte bei Hofe abmeſſe; ein General oder Oberſter ſei wenig angeſehen, wenn er nicht zugleich eine Hofcharge habe; ein Jagdjunker gelte mehr als ein Brigadier.[2] Ihm dagegen ging der Waffendienſt über Alles. Von ſich ſelbſt anfangend, rief er in den Offizieren ein Gefühl für den Stand hervor, wo die Tüchtigkeit im Dienſt als der vornehmſte Werth des Mannes erſchien, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnothwendigkeit, die Pflicht als Ehre.

In dem Soldaten ſuchte er vor Allem religiöſe Geſinnung zu pflegen. Eine anſehnliche Zahl von Feldpredigern, getrennt von der kirchlichen Verfaſſung des

1. In einer handſchriftlichen Anmerkung zu Mauvillons Vie de Fréderic Guillaume, der ſchon beim Jahre 1713 davon ſpricht, finde ich folgende Anmerkung von kundiger Hand: Ce n'a été que vers l'an 1725 qu'il a pris absolument l'uniforme. Il le fit pour y assujettir les officiers généraux. Car jusqu'à ce temps-là tous les officiers tant généraux qu'autres avoient porté hors le service des habits de toutes couleurs brodés et gallonnés comme il (chacun) le jugeait à propos. Il y en avoit beaucoup, que (cela) incommodoit et qui faisoient des dettes pour ne pas paraitre inférieurs aux autres.

2. Früher rangirten mit den Wirklichen Geheimen Räthen die Generale von der Cavallerie und der Infanterie, jetzt die Generallieutenants. Die Generalmajors ſtanden ſonſt eine Stufe unter dem Oberſtallmeiſter, jetzt gingen ſie ihm voran. Die Oberſten waren früher den Kammergerichtsräthen gleichgeſtellt, jetzt ſtanden ſie über Vicekanzler und Directoren der Juſtizcollegien, u. ſ. w. Vgl. Rangordnungen von 1708 und 1713. Mylius V, II, 86. 139.

Landes und für ſich in ein beſonderes Syſtem vereinigt, waren im Heere wirkſam, und der König kam ihnen mit Eifer zu Hülfe. Unter anderm ließ er Exemplare des Neuen Teſtaments mit einem Anhang von Geſängen an die Compagnien vertheilen[1]; er verordnete, daß man beim Gottesdienſt nur eben dieſe Lieder ſinge, damit der Soldat ſich daran gewöhne, ſie auswendig lerne. Noch entwickelte man die rechten Eigenſchaften eines Kriegsmannes an den Beiſpielen des Alten Teſtaments, an Benaja, der mit ſeinem Stecken den wohlbewaffneten Egyptier erſchlägt, oder an Samma, der mitten unter dem fliehenden Volk ſein Ackerſtück gegen den Feind vertheidigt. An den älteſten Urkunden der menſchlichen Geſchichte nährte ſich die künftige Tapferkeit des preußiſchen Heeres.

Die Aufrichtung eines ſo gewaltigen Inſtitutes mußte nun aber auf alle Verhältniſſe des Innern einen umbildenden Einfluß ausüben.

Um zunächſt den Zuſtand des gemeinen Mannes nur zu berühren, welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren zu ſein geſchienen, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienſte zu leiſten, durch ihre Theilnahme an der kriegeriſchen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür. Friedrich Wilhelm ließ die Cataſter

1. Schreiben Friederich Wilhelms an den Kronprinzen, 20. Jan. 1734. Für den Feldzug bekam jede Compagnie 22 Exemplare, jedes Zelt ſollte eines haben.

aus den Zeiten des größten materiellen Wohlſtandes im Lande, vor den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1624, nachſehen, die Zahl der Hufen und Bauerſtellen verzeichnen und forderte ihre ungeſäumte Beſetzung, wenn nicht mit Vollbauern, doch mit Büdnern, Haus-, Dienſt-, und andern Gewehrleuten. Der Menſch bekam einen höheren Werth, ſobald er durch ſein bloßes Daſein in unmittelbare Beziehung zur höchſten Gewalt trat. Wie weit entfernt von perſönlicher Unterthänigkeit iſt der militäriſche Gehorſam, deſſen Vollziehung perſönliche Tüchtigkeit erfordert, und der im Bewußtſein der allgemeinen Regel gegründet iſt.

Etwas näher müſſen wir das Verhältniß des Adels betrachten, das ſich in ganz Europa durch nichts ſo ſehr wie durch die Einführung der ſtehenden Heere umgewandelt hat.

Der Unterſchied iſt, daß die urſprüngliche Vertheilung von Grund und Boden auf den Waffendienſt berechnet war, — wie überall, ſo noch beſonders hier in der alten Markgrafſchaft —; nunmehr aber der perſönliche Dienſt ſich nicht mehr an den Grundbeſitz oder das Leben knüpfte, der allmählig aufgerichtete Staatshaushalt vielmehr, zu dem das ganze Land beitrug, die Mittel herbeiſchaffte, das allezeit ſchlagfertige Heer zu nähren und zu beſolden.

Schon Friedrich I. klagt, daß ſeine Lehnsherrlichkeit, ſo glänzend ſie ſich ausnehme, ihm doch nicht den mindeſten Vortheil bringe: die Lehngüter ſeien von allen andern Laſten frei; die einzige, die ihnen obliege, die Stel-

lung der Lehnpferde, werde durch die Veränderung des Kriegswesens unnütz gemacht. Man hat die Lehnspferde noch 1669, 1678, sogar 1701 zusammengefordert, allein mit geringem Erfolg; die Verwandlung des Dienstes in Geld zeigte sich schwierig und unergiebig; immer mit umfassenden Entwürfen beschäftigt, dachte schon Friedrich I. den Lehnsnexus gegen eine Geldzahlung aufzulösen. Sein Plan ist von den geheimen Räthen erwogen, aber nicht ausführbar gefunden worden.[1] Hauptsächlich rührte dies wohl daher, daß Friedrich I., nach dem Sinne seiner Staatswirthschaft, eine große Reluition der Lehnsverpflichtung auf einmal vorzunehmen und dadurch einige Millionen zu gewinnen dachte, die er anderweit zu militärischen Zwecken verwenden wollte.

Unter Friedrich Wilhelm nahm man diesen Gedanken mit größerem Nachdruck auf. Ein Mitglied des geheimen Rathes, v. Katsch, früher Militärjustizbeamter, setzte nochmals auseinander, wie wenig Vortheil der Lehnsherr von den Lehen habe, denn selbst der Heimfall nütze ihm nichts, da er die Güter, und zwar oft nach sehr beschränkenden Landesgesetzen, wieder verleihen müsse, und wie beschwerlich dennoch der Lehnsnexus den Besitzern falle. Man plage sie mit Sporteln, namentlich bei der Mu-

1. In den Acten finden sich: 1) Gutachten der Convertirung der in den königlichen Landen befindlichen Lehen in Erbgüter betreffend; 2) Schreiben Friedrichs vom 25. Nov. 1732, sich beziehend auf „was er im versammelten Geheimen Rath ohnlängst erklärt habe“; Antwort der Geheimen Räthe vom 22. Dez. 1702, worin sie dem König „ihre Dubia zu allerhöchster Dijudicatur vorlegen“.

thung, es sei ihnen unmöglich, die geringste Verfügung vorzunehmen, ohne einen Consens, den sich die Lehnskanzlei theuer bezahlen lasse; Unmündige seien in unaufhörlicher Besorgniß, einen Fehler zu begehen und dafür gestraft zu werden: und welch ein Verlust sei der Heimfall für Frauen und Töchter, die aus ihren Sitzen verstoßen werden und sich nicht zu nähren wissen. Würde dies Alles beseitigt und dem Besitzer dagegen freie Hand über die Güter gelassen, so werde man den Anbau derselben in wenig Jahren verbessert, und ihre Preise steigen sehen; der innere Reichthum des Landes werde sich wesentlich vermehren.

Dem ausschließend auf das Nützliche gerichteten Sinne Friedrich Wilhelms widersprach es ohnehin, veraltete Rechte aufrecht zu erhalten, die sich nur drückend erwiesen. Was ihn aber für den Vorschlag gewann, war der Nachweis der Möglichkeit, den Lehngütern eine jährliche Zahlung aufzulegen, deren Gesammtbetrag ein gar nicht unbedeutender Zuschuß für seine Kriegskasse sein würde. Da zumal einige Edelleute, denen er das Vorhaben eröffnete, ihm beistimmten, so erklärte er sich sofort bereit, gegen Zahlung eines Canons die sämmtlichen Lehen zu allodificiren; nicht allein sein Heimfallsrecht wollte er aufgeben, sondern den Vasallen die Befugniß ertheilen, ihre Güter zu veräußern oder Geld darauf aufzunehmen nach ihrem Belieben.

Das war jedoch nicht seine Stellung in dem Lande,

daß er eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung einfach hätte anbefehlen dürfen: er mußte mit ständischen Corporationen darüber unterhandeln, und nicht das Unmerkwürdigste an der Sache ist die Art und Weise, wie das geschah.

Noch im Jahre 1713 waren die Deputirten von Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten diesseit und jenseit der Oder und der Elbe zusammengetreten, und ihre Ansprüche erscheinen sogar bedeutend, wenn wir sehen, daß sie an die alten Abschiede von 1572, 1602, 1611, 1614, 1615, und vor Allem an den großen Receß von 1653 erinnern und die Bestätigung der darin gewährleisteten Rechte beantragen.

Indessen ist es doch zu dieser Bestätigung nicht gekommen. Friedrich Wilhelm erwiderte ihnen, er müsse sich erst unterrichten, in wiefern diese Recesse auf die veränderten Umstände noch anwendbar seien: die Stände bekannten, obwohl in Ausdrücken, worin sie ihre Gerechtsame festzuhalten suchten, daß dies ein höchsterleuchtetes Dafürhalten sei; auf die Aufforderung, ihre Wünsche näher anzugeben, haben sie doch nur einige einzelne Puncte in Bezug auf Lehen und geistliches Patronat zur Sprache gebracht: politischer Natur war ihr Begehren nicht. Auch konnte es das nicht sein, da der Hader zwischen Ritterschaft nnd Städten unaufhörlich fortdauerte, und die beiden Theile sich auch nicht in der geringsten Sache ver-

einigen konnten.[1] Viel zu ſtark war die Monarchie, als daß der Adel derſelben in die allgemeine Regierung hätte einreden können: ſeine Wirkſamkeit war auf den Kreis der ihm eigenthümlich zuſtehenden Rechte beſchränkt.

Auch bei dieſer Lage der Ritterſchaften aber mußte über das jetzige Vorhaben des Königs mit ihnen unterhandelt werden. Bei der erſten Kunde davon erhob ſich die Beſorgniß, als wolle er den althergebrachten Vorrang des Adels aufheben, — denn wie ſolle bei freiem Verfügungsrechte das Anſehen der Familien ſich erhalten; alle Anſprüche der zu geſammter Hand Belehnten würden vernichtet werden; es ſcheine, als wolle man den Adel zu einem contribuablen Stande machen, ihn Bürgern und Bauern gleich ſtellen. Wäre die Ritterſchaft ſofort zuſammenberufen, der Antrag ihr in ſeiner erſten ſchroffen Geſtalt vorgelegt worden, ſo würden ſie ihn unfehlbar verworfen haben.

Nun befolgte man aber damals noch die der Ein-

1. Z. B. haben ſie damals die Einführung von gleichem Maaß und Gewicht beantragt und der König hat ſie aufgefordert, ihm darüber einen Entwurf zu machen. Aber ſie konnten ſich nicht vereinigen, ob das Brandenburger oder das Berliner Maaß zu Grunde zu legen ſei; die Edelleute zogen das erſte, die Bürger das zweite vor: ſie mußten die Sache dem Könige überlaſſen, der dann im Sinne der Städte entſchied. Die früheren Äußerungen des Königs lauteten: „Was aber die allegirten Receſſe und in specie den de anno 1653 anbelanget, da können S. K. M., welche nichts, was ſie nicht königl. und unverbrüchlich zu halten gedenken, jemahlen verſprechen wollen, zu Confirmation ſolcher Receſſe ſich nicht ſo ſchlechterdings erklären, ſie ſeien denn zuvörderſt genau und gründlich informiret, ob und in wie weit ſolche Receſſe auf die jetzige Zeit annoch applicable, und ob nicht ein und anderes, ſo zu des Landes weiterem Flor und Anwachs dienen könnte, darin zu verändern und zu verbeſſern ſei.“

fachheit und Vertraulichkeit der Verhältniſſe entſprechende Methode, die Verhandlungen auf den Kreistagen der Ritterſchaft beginnen zu laſſen, wo es dann mehr zu Beſprechungen als zu eigentlicher Debatte kam. Ungezwungene Rede und Widerrede konnten der Regierung zeigen, was ſie auszuführen vermöge, und ihre Abſichten modificiren.

Von den damals gehaltenen Kreistagen war ohne Zweifel der havelländiſche der merkwürdigſte. Der Urheber des Entwurfes, Katſch, übernahm deſſen Leitung, und es gelang ihm, die Anweſenden von dem Vortheil zu überzeugen, der ihnen aus der Veränderung entſpringen werde. Bei der erſten Zuſammenkunft der Abgeordneten der Kreiſe in Berlin ließ es dann die Regierung, in deren Schooße ebenfalls mancherlei Einwürfe laut geworden [1], ihr vornehmſtes Beſtreben ſein, die Standesbeſorgniſſe wegzuräumen, die ſich ihr am meiſten entgegenſtellten. Der König erkannte die Anſprüche der Geſammthänder an, beſchränkte die Erbfolge der Töchter auf den Abgang der männlichen Linie, genehmigte die Beſchränkungen, denen die Veräußerungen und Verſchuldungen unterlagen, und ließ überhaupt Alles fallen, was dem Stande als ſolchem nachtheilig werden konnte. Was er aufgab, war hauptſächlich ſein eigenes Anrecht: Lehnwaare, Conſensgebühr und Heimfall. Dafür und zur Erſtattung des Roßdienſtes, zu dem ja bei der Bewaffnung der Nach-

1. Die Commiſſion beſtand aus Ilgen, Grumbkow, Kraut, Creuz und Katſch. Der Obermarſchall Prinzen machte die vornehmſten Einwendungen.

barn die Ritterschaft jeden Augenblick sich bereit zu halten rechtlich verpflichtet sei, forderte er einen jährlichen Canon, den er anfangs auf 50, später auf 40 Thaler für das Lehnpferd festsetzte. Katsch hatte im ersten Eifer 60 Thaler für möglich gehalten.

Die Deputirten sind hierüber, um sich mit ihren Standesgenossen in den Kreisen zu besprechen, nach Hause gegangen und noch zwei Mal, im April und Juni 1717, in Berlin wieder zusammengetreten.

Im April zeigte sich eine entschiedene Mehrheit bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Die ersten, welche der Regierung entgegenkamen, waren die Mittelmärker, diesen gesellte sich der ukermärkische und, von dem altmärkischen, mit dem er sonst zu stimmen pflegte, sich absondernd, der priegnitzische Adel hinzu.

Eine Schwierigkeit machte noch der Betrag des Canons; am 24. Juni ist er von den Deputirten der genannten drei Ritterschaften übernommen worden.[1] Die Neumark schloß sich an, zumal da der König versprach, auf die Armen billige Rücksicht zu nehmen. Dagegen unterzeichnete auch er einen Revers, durch welchen die allgemeinen Prärogativen des Adels aufs neue bestätigt wurden; doch hat er sich dabei nichts abgewinnen lassen, was dem Begriffe seines Staates widersprochen hätte,

1. Aus der Priegnitz die Landräthe Platen und Stille; aus der Ukermark der Director Wedel; aus der Mittelmark Bredow, Rohr, Platen, Wilmersdorf, Wulffen.

und jede fremdartige Forderung fern gehalten. Er ſagte, was er fallen laſſe, beſtehe in Nichtigkeiten, was er gewonnen in Realitäten; möchte er alle Tage ſolch einen Tauſch machen können.

Er berechnete, daß der Canon, wenn derſelbe auch hie und da ermäßigt werde, z. B. in Pommern auf 40 Gulden, doch von ſeinen Reichslanden allein zwiſchen ſechszig- und achtzigtauſend Thaler ertragen werde[1], worauf er zwei neue Regimenter begründen könne, und nahm ſich vor, die Allodification in dieſer eigenthümlichen Form allenthalben durchzuführen.

Zunächſt in der Altmark, wo man ſich nicht für verpflichtet hielt, die Mehrheit der churmärkiſchen Stände als maßgebend anzuerkennen, fand er viele Schwierigkeit; die Einwendungen dieſer Provinz erſcheinen ſogar oft in bittern Ausdrücken. Der König ließ ſie unbeantwortet, beharrte aber auf ſeinem Willen. Einige ergebene Landräthe erwarben ſich das Verdienſt, von Rittergut zu Rittergut zu reiſen und die Widerſtrebenden durch mündliche Vorſtellungen zur Einwilligung zu bringen. Als die Sache einmal in den Marken durchgegangen, folgten die andern Provinzen allmählig nach.

Merkwürdig, daß ſich einſt der Reichshofrath der Widerſtrebenden angenommen hat: er behauptete, die Neuerung laufe der uralten Verfaſſung des deutſchen Reiches

1. Vgl. Riedel Magazin III, 1, 33. — Aus Preußen erwartete man von entſprechenden Einrichtungen 15000 Thlr.

entgegen: der König antwortete, was er gethan, gereiche zur Verbeſſerung ſeines Adels und geſchehe mit deſſen Beiſtimmung; hoffentlich werde ihm Niemand wehren wollen, alte, auf die jetzige Zeit nicht mehr paſſende Einrichtungen, wenn es ohne Beſchwerung geſchehen könne, zu verändern.

Allemal war ihm ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denſelben doch zu vernichten.

Die ſtändiſchen Rechte, ſo wenig ſie ſonſt von ſich reden machten, zeigten ſich nicht unwirkſam, in ſofern ſie die Abſichten der Regierung, die urſprünglich viel weiter gingen, auf das für jene Zeit Ausführbare zurückbrachten.

Bei weitem weniger ſetzten ihr die Städte einen beſonderen Willen entgegen; doch könnte man nicht ſagen, daß die Leitung, der ſie ſich überließen, ihnen geſchadet habe: dem Adel, laut ſeiner Eingaben, erſchienen ſie ſogar als bevorzugt; und allerdings ließ es der König einen der vornehmſten Gegenſtände ſeiner Sorgfalt ſein, ſie, beſonders in Bezug auf das Gewerbe, wieder in Aufnahme zu bringen.

Die allgemeine Überzeugung in Deutſchland, gegen Ende des ſiebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ging nun aber dahin, daß die tief herabgekommene deutſche Induſtrie ohne ſtrenge Maßregeln vollends zu Grunde gehen müſſe. In den geleſenſten

Schriften klagt man, daß das Übergewicht der französischen Manufactur der deutschen Nation die innerste Kraft des Lebens, — d. h. die der Hervorbringung — entziehe, das Blut aus ihren Adern sauge. Man hat einmal zu dem heroischen Mittel gerathen, da keine Concurrenz mit dem Auslande möglich sei, nur geradezu mit dem Verbote zu beginnen und dann erst die Gründung der eigenen Industrie folgen zu lassen: denn wo keine Strenge, da sei auch kein Leben.[1]

In der Mark Brandenburg sah man nun die traurigsten Beweise des Verfalles der deutschen Industrie, durch die Übermacht noch bei weitem mehr der englischen, als der französischen vor Augen. Die Tuche der Priegnitz und der Altmark, die bisher in Hamburg gefärbt und dann nach dem Norden verführt worden, ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für Brandenburg, fanden dort keinen Absatz mehr, weil sie den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten.[2] Wie sollten sie die englische Concurrenz auf den fremden Märkten aushalten, da sie ihr auf den einheimischen unterlagen?

Friedrich I. hatte mancherlei für die Industrie gethan, hauptsächlich für die Zweige, deren der Hof bedurfte;

1. Ubi non est rigor, non est vigor. Hornegk: Östreich über Alles, wenn es nur will, zuerst 1684, dann 1712. S. 95. Andere, sagt er, „wollen die inländischen Manufacturen einführen, um die ausländische hernach zu verbieten, ich aber rathe, die ausländischen zu verbieten und hernach die inländische einzuführen.“

2. Königs Berlin III, 357. 1707 hatte Königin Anna in England durch eine Verordnung zur Aufmunterung des Zubereitens und Färbens der wollenen Zeuge eine starke Abgabe auf die Ausfuhr weißer wollener Tücher gesetzt.

allein der unsichere Zustand des Hofes selbst, die zwischen Verpachtung und eigener Administration, überhaupt verschiedenen Grundsätzen hin und her schwankende Verwaltung hatte nichts zu rechtem Gedeihen kommen lassen: eine Anzahl neuangezogener Gewerbetreibender war wieder verscheucht worden.

Dem Lande war zunächst etwas Anderes als Einführung neuer Fabriken vonnöthen. Friedrich Wilhelm sagt einmal, er müsse der ansehnlichen Zahl der Tuchmacher ihre nothdürftige Nahrung verschaffen; ein ander Mal: er wolle die im Lande befindlichen unvermöglichen Einwohner beschäftigen. Sehr wahr, daß die Theorie, der er folgte, mit einer Überschätzung des baaren Geldes zusammenhing; allein abgesehen hievon war es doch von der dringendsten Nothwendigkeit, den gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung dem Verderben zu entreißen, in den ersten Bedürfnissen des Lebens nicht ganz von dem Ausland abhängig zu werden. Wer wollte es tadeln, daß man der fremden Arbeit eigenen Fleiß entgegensetzte und das Unentbehrliche selbst hervorzubringen suchte. Die deutsche Nation durfte die gewerbliche Thätigkeit nicht aufgeben, welche in früheren Jahrhunderten einen so wichtigen Bestandtheil des städtischen Lebens ausgemacht hatte. Man hätte die Folgen des dreißigjährigen Krieges, durch den hauptsächlich auch das Gewerbe zerstört worden war, verewigt.

An seiner Stelle fand nun König Friedrich Wilhelm

in dem Bedürfniß der Armee ein Mittel, die Manufactur, die er herstellte, zugleich zu beschäftigen und ihr einen sich immer erneuenden Markt zu verschaffen: er hielt darüber, daß der Soldat allezeit in sauberer Kleidung einherging, ein Jeder immer mit zwei Monturen versehen war. Bald aber legte er auch der Ritterschaft und den Unterthanen als eine Pflicht auf, seinem und seiner Armee Beispiel hierin zu folgen, sich sowohl zu ihrer Bekleidung wie zu jedem andern Behuf nur einheimischer Wollenwaaren zu bedienen.[1] Und nicht allein die fremden Producte aus diesem Stoffe verbot er, sondern auch die baumwollenen, denen das Land nichts Gleiches entgegenzusetzen hatte. Im November 1721 hat er verfügt, daß binnen acht Monaten Niemand, weder von männlichem noch von weiblichem Geschlecht, von hohem oder niederem Stande, auf dem Lande oder in Städten, denn so pflegen seine Edicte die verschiedenen Kategorien der Betheiligten aufzuzählen, feine oder grobe Kattune tragen solle, bei einhundert Reichsthaler fiscalischer Strafe.[2] Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und sieben Jahre darauf versichert man uns, daß Niemand mehr an die fremden Waaren denke, überall seien sie durch wollene Landzeuche und Linnengewebe ersetzt. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Ausfuhr der Wolle, wobei dem einheimischen Gewerbe nur der schlechteste Theil übrig

1. Edict, daß vom 1. Jan. 1720 keine fremden Tücher noch andere außer Landes verfertigte wollene Waaren getragen und gebrauchet werden sollen. Mylius V, II, S. 318.
2. Mylius V, II, S. 198.

blieb, fortgedauert hätte; die ſogenannte Wollpragmatica des Königs und viele erläuternde Edicte verbieten ſie auf das ſtrengſte, ſuchen ſie unmöglich zu machen. Man traf Einrichtungen, um den Verkauf der gefallenen Wolle bei der Acciſe zu controliren. Es konnte nicht an lebhaften Beſchwerden fehlen: der König erwiederte: in Staatsangelegenheiten gehe das Heil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen allemal vor.

Um aber nicht nach ſo viel empfindlichen Beſchränkungen am Ende doch mit ſchlechter Arbeit heimgeſucht zu werden, ordnete er eine ſcharfe Aufſicht über die Gewerbe an. Den Tuchmachern ward vorgeſchrieben, wie die Wolle zu ſäubern, nach ihrer Beſchaffenheit zu ſondern, geſchmeidig zu machen, zu kämmen ſei, wie viel Stein zu jeder Art von Zeuch verwandt werden müſſen; nicht anders als wie einſt Colbert den franzöſiſchen Gewerken die ausführlichſten techniſchen Vorſchriften gab; auch die preußiſchen Schaumeiſter ſchwuren, die Tücher, wenn ſie vom Wirkſtuhl, aus der Walke und aus der Farbe kommen, genau zu prüfen, die vorkommenden Mängel zu gebührender Beſtrafung anzuzeigen.[1] Dem Gildebrief der Garnweber ward eine Tabelle beigegeben, aus der ein Jeder ſehen könne, wie viel Ellen Linnen er von ſeinem Garn zu fordern habe. In den Jahren 1734 bis 1736 erhielten 63 Gewerke neue Gildenbriefe, um allen einge-

1. Tuch- und Zeugmacher und Schauordnung, 30. Jan. 1723 bei Mylius V, II, 335.

riſſenen Mißbräuchen zu ſteuern und jedem ſein beſonderes Gebiet anzuweiſen.[1] Auch die fünf Handwerke, die man auf dem Lande duldete, wurden durch beſchränkende Geſetze an die ſtädtiſchen Innungen gebunden. In den Städten aber unterſuchte man nach der Zahl der Einwohner und der Summe des Verbrauchs, wie viel Handwerker etwa an dem einen oder dem andern Zweige noch fehlen und daſelbſt ihre Nahrung finden möchten. Ausländern, welche ſich dazu melden würden, bot man nicht unanſehnliche Begünſtigungen dar; Einheimiſche ließ man nur dann zu, wenn ſie nachwieſen, daß ſie in dem Ort ihres Aufenthalts nicht zu beſtehen vermöchten. Man organiſirte gleichſam die Arbeit, vom monarchiſchen Standpunct.

Und kein Zweifel, daß dieſe Bemühungen im Allgemeinen einen erfreulichen Erfolg hatten. Das Gewerbe ſelbſt konnte in Kurzem die Concurrenz der Nachbarn aushalten: die blauen Tuche von Berlin erwarben ſich einen gewiſſen Ruf in Europa.[2] Ein wichtigerer Vortheil iſt es, daß die ſtädtiſche Bevölkerung in der Mark wieder Beſtand gewann. Nach den vorliegenden, freilich unvollſtändigen Liſten kann man ſie in den Jahren 1713 und 1714 wohl nicht höher als 100000 anſchlagen, wovon

1. Beckmann: Beſchreibung der Mark Brandenburg I, 1158. Er verſichert überdies, daß das Land durch ſeine Kamelot-, Etamin- und anderen Fabriken im Reich, in Lothringen, Italien, Spanien und Brabant in großes Anſehen gekommen. — Die märkiſche Wollarbeit gebe den übrigen Manufacturen in Europa weder an Güte noch an Vielfältigkeit der Waaren etwas nach.

2. Verzeichniſſe in Borgſteds ſtatiſtiſch-topographiſcher Beſchreibung der Kurmark S. 381. Was Bratring aus den früheren Jahren noch hinzugefügt, iſt fragmentariſch.

gegen die Hälfte auf Berlin kommen; im Jahre 1723, von dem wir genau unterrichtet sind, zählte man in den märkischen Städten 137945, im Jahre 1739 206520 Einwohner. Die Bevölkerung war in diesen späteren Jahren um ein Drittheil, in der ganzen Regierungszeit wahrscheinlich um die Hälfte gestiegen. In der Hauptstadt wuchs die Einwohnerzahl auf achtzigtausend an, ungerechnet die Garnison, welche 16000 M. betrug. Es leuchtet ein, daß der gewerbetreibende Stand hiedurch eigentlich aufs neue begründet worden ist.

Nur mit Unrecht aber hätte sich der Adel über die Beschränkungen beklagt, die ihm auferlegt wurden. Der steigende Verbrauch, der sonst nicht möglich gewesen wäre, kam doch wieder dem Landbau zu Statten. Was man gesagt hat, daß kein Morgen Landes in England sei, der nicht aus dem Anwachs von London Vortheil ziehe, fand, wenngleich in geringerem Maßstab, auch hier Anwendung. Zunächst Mittel- und Ukermark mußten durch die Nähe von Berlin gewinnen: die Ukermark wird als die Kornkammer der Hauptstadt bezeichnet. Aber auch die andern Provinzen jenseit der Oder und der Elbe fingen an, den Überschuß ihres Getreides daselbst abzusetzen. Was man bei der Wolle verlor, ersetzte sich durch den Verkauf des Getreides wieder. Niemals hatte der König geduldet, daß dies zu tief im Preise gefallen wäre.

Ich hoffe, daß ein mit diesem Fache Vertrauterer der Staatswirthschaft Friedrich Wilhelms einmal eine

ausführliche Darstellung widmen wird, doch sei mir erlaubt, dieses eine Beispiel derselben noch zu berühren. Das Getreide durfte nie unter einen gewissen Marktpreis sinken. Wie oft hätte man in Königsberg oder in Tilsit, bei freier Zufuhr aus Polen, um ein Achttheil oder ein Sechstheil eines Thalers kaufen können, wofür man jetzt wenigstens ein Viertheil bezahlen mußte. Der nächste Grund war, daß der König selbst seine Pächter nicht in den Fall kommen lassen wollte, zahlungsunfähig zu werden; aber die Anordnung kam allen Gutsbesitzern zu Statten. Für die Städte und die Miliz ward dann dadurch gesorgt, daß man den Preis auch wieder nicht allzuhoch steigen ließ. In Zeiten von Mißwachs und Theuerung öffneten sich die königlichen Magazine, die in wohlfeilen Jahren gefüllt worden waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich. Im Jahre 1736 z. B., wo man in der Nachbarschaft, in Polen und Schlesien, das ganze Unheil einer Hungersnoth aushalten mußte, empfanden die brandenburgischen Lande kein besonderes Ungemach. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, das er nach eingebrachter Ernte zurückerstattete.

Das wohlgeordnete Staatswesen sollte über die Zufälligkeit der Anwendung menschlicher Kräfte und die Schwankungen der Natur erheben.

Man hat es als den vornehmsten Grund betrachtet, warum die Alten sich so wenig wissenschaftlich mit finan-

ziellen Fragen beſchäftigt haben, daß es dabei darauf ankomme, aus immer ungleichen Einkünften die immer ungleichen Bedürfniſſe zu beſtreiten; hier war vielmehr der Sinn, beide fortwährend gleich zu halten und in gleichem Verhältniß mit einander zu entwickeln.

Friedrich Wilhelm ſtiftete in dem Generaldirectorium eine Behörde, die vor allem auf die Erreichung dieſes Zweckes hinarbeiten ſollte.

Man weiß, daß die nächſte Veranlaſſung zur Gründung derſelben in den Zwiſtigkeiten lag, die zwiſchen dem Kriegscommiſſariat, welches die Kriegsgefälle in den Städten und auf dem Lande, Acciſe und Contribution verwaltete, und dem Finanzdirectorium, das die Bewirthſchaftung der Domänen leitete, ausbrachen. Ihre Befugniſſe, aus verſchiedenem Urſprunge herrührend, ſtießen nicht ſelten gegen einander. In dem einen erſchien der Fürſt als großer Landbeſitzer, ſeinem Adel gleichartig, in dem andern als allgemeiner Kriegsherr; es kam vor, daß die Domänenkammern den Pächtern Zugeſtändniſſe machten, die den Anordnungen des Commiſſariats widerſprachen, und Klagen gegen daſſelbe, welche die Stände erhoben, in aller Form mit unterzeichneten. Durch den allgemeinen Wetteifer im Dienſt, den der Ernſt und die Wachſamkeit des Königs erweckt hatte, ward das Übel erſt recht zu Tage gebracht.

Hierauf beſchloß Friedrich Wilhelm die beiden Behörden zu vereinigen. Wie es ſcheint, iſt dieſer Gedanke

zuerſt im Geſpräch von Leopold von Deſſau geäußert worden; der König machte ihn ganz zu dem ſeinen und warf ſich mit aller Energie des Geiſtes darauf, ihn auszuarbeiten und durchzuführen. Es verdient wohl berichtet zu werden, wie er dabei verfuhr.

Bei einem einſamen Aufenthalt in Schönebeck im December 1722, ſetzte Friedrich Wilhelm den Entwurf einer Inſtruction, in aller Ausführlichkeit, mit eigener Hand auf.[1] Sein Ehrgeiz war dabei, daß Niemand etwas Weſentliches daran auszuſetzen finden ſollte. Das Schriftwerk iſt, wie billig, aufbewahrt worden: es enthält die ganze Grundlage der ſpäter ſo bedeutend gewordenen Inſtruction des Generaldirectoriums.

Um ſie in eine mittheilbare Form zu bringen, beſchied der König, als er nach Potsdam zurückgekehrt war, den Cabinetsſecretär Thulemeier zu ſich. In ſehr hausväterlicher Weiſe lud er ihn ein, des andern Tages zu ihm zu kommen, es war eines Sonntags, Nachmittag um zwei Uhr, verſehen mit Schreibmaterialien, gutem ſtarken Papier „und ſchwarzem ſilbermelirten Heftfaden", und ſich ſo einzurichten, daß er ein paar Tage bleiben könne. Hier ward nun der Inhalt nochmals erwogen und möglichſte Sorgfalt angewendet, Alles in deutlichen, präciſen,

1. Der Titel lautet: Dieſes ſind diejenige Concept, die ich ſelber geſchrieben und hernacher Tulemeier in die Feder dictirt und in Dictiren Alles ſchreiben laſſen poſitiver und weitläuftiger, daß es beſſer zu verſtehen iſt; ſoll dieſes beim geheimden Archiv verwahret werden.

keinem Mißverſtändniß Raum laſſenden Ausdrücken abzufaſſen. Es dauerte bei den mancherlei Unterbrechungen, die in Potsdam unvermeidlich waren, bis zum 14. Januar, ehe man damit fertig wurde. Einige Abſchriften waren noch zu machen; dann, unverweilt, ſchritt man dazu, die Sache ins Leben zu führen.

Am 19. Januar 1723 wurden die Mitglieder der beiden Collegien, des Generalcommiſſariats und des Finanzdirectoriums, die noch keine Ahnung von der ihnen bevorſtehenden Veränderung hatten, nach einem Zimmer des Schloſſes zuſammenbeſchieden. Ilgen, der, wie wir ſehen, in den inneren Angelegenheiten ſo thätig war wie in den äußeren, las den Verſammelten ein Schreiben vor, worin der König ihnen ſeine Abſicht kund that, nicht ohne dem allgemeinen Tadel auch manchen ſehr perſönlichen beizumiſchen. Das Provincial-Commiſſariat der Churmark, das bisher mit dem allgemeinen vereinigt geweſen, ward von demſelben abgeſondert, und unverzüglich entfernten ſich die dazu beſtimmten Mitglieder. Die Zurückbleibenden führte Ilgen in das neue für das Generaldirectorium eingerichtete Local, wies einem Jeden ſeinen Platz an, verlas, neben dem Bildniß des Königs ſtehend, die Inſtruction, übergab jedem der dafür ernannten Miniſter eine Abſchrift davon und legte eine andere auf den Tiſch. Hierauf begaben ſich zuerſt die Miniſter, dann die Räthe in das Audienzzimmer, wo der König ihrer wartete, und leiſteten einen neuen Eid in ſeine Hände.

Sie geloben darin, Sr. Maj. Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen, nach allen ihren Kräften zu befördern. [1]

Es ist das keine leere Phrase, sondern der Sinn und Zweck der ganzen Verwaltung.

Die Minister werden dafür verantwortlich gemacht, daß Alles einkomme, was in den Etats angegeben ist; den Pächtern kann nach verflossenem Vierteljahr allenfalls eine Zahlungsfrist von 10 Tagen gestattet werden, aber keine Stunde mehr; Contribution und Accise müssen auf das promteste eingehen, damit am Ende jedes Monats pünktlich die Regimenter ihre Assignationen erhalten. Aber dabei soll keine Anlage gemacht werden, bei welcher der Unterthan nicht bestehen könnte: in der Contribution soll man die genaueste Gleichheit beobachten, die Accise soll die königlichen Wagen so gut untersuchen wie jeden andern; das vornehmste Bestreben soll darauf gerichtet sein, dem Landmann aufzuhelfen, die Städte in blühenden Stand zu bringen.

Die Instruction für das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirectorium, denn diesen Titel führte die

1. (Sr. K. Mt.) treu, hold und gewärtig zu sein, Sr. Kgl. Mt. Nutzen und Bestes, insonderheit aber die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämptlichen Revenüen und Einkünfte, imgleichen die Conservation Dero Unterthanen, sowohl auf dem Lande als in den Städten, so viel mir nur mensch und möglich, suchen zu befördern, hingegen Alles, was dem zuwider und gedachter Sr. K. Mt. und dem königl. Hause, auch sämptlichen Landen und getreuen Unterthanen schädlich und nachtheilig sein möchte, abwenden und verhüten.

combinirte Behörde, besteht aus 34 Artikeln, wovon manche 20, 30 Paragraphen haben[1]; kein Auszug könnte seinen Inhalt vergegenwärtigen, Herausheben einzelner Stellen dürfte vielmehr einen falschen Eindruck machen. Es sei genug, die allgemeine Tendenz zu bemerken.

Die Hauptabsicht ging, wie berührt, auf die Herstellung einer größeren Einheit.

Auch in den Provinzen wurden Kammern und Commissariat verbunden. Für diese gab der König nach, daß der eine Beamte sich mehr dem einen, der andere sich mehr dem anderen Zweige widmen möge; doch fordert er die genaueste Kenntniß derselben. Der Rath z. B., dem die Städte obliegen, soll deren Zustand in Bezug auf Handel und Wandel, Armuth und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen, wie ein Capitän den Zustand seiner Compagnie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörde mit beiden Zweigen vertraut sein, eben sowohl der Landwirthschaft wie dem Städtewesen. Hier waren immer mehrere Provinzen in eine Abtheilung unter Einem Minister vereinigt; die östlichen übernahm Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne; doch war für jede Abtheilung ein besonderer Tag zum Vortrag bestimmt, dem dann auch die Minister der andern beiwohnten; für die Beschlüsse, die gefaßt wurden, waren sie insgesammt verantwortlich. Der König behielt sich das

1. Abgedruckt bei Förster Friedrich Wilhelm II., 173. Unter den mancherlei willkommenen Mittheilungen dieses Buches vielleicht die bemerkenswertheste. Vgl. Rödenbeck.

allgemeine Präſidium vor. Wie der Gedanke in ſeinem Kopfe ſeine Geſtalt empfangen, ſo zeigte er ſich unermüdlich thätig, ihn fruchtbar zu machen, überzeugt, daß er dadurch die Wohlfahrt des Landes und die Macht ſeiner Krone auf ſicherem Grund befeſtige. [1]

Später konnten Zeiten eintreten, wo eine Einrichtung dieſer Art nicht mehr zureichte: damals aber bot ſie einen großen Fortſchritt dar. Man erhob ſich über das einſeitige Verfolgen particularer Beſtrebungen in dem Mittelpuncte des Staates zu einer Anſchauung der allgemeinen Bedürfniſſe und der Mittel, ſie zu erledigen. Die Idee der Geſammtheit bekam eine Art von Repräſentation. Bei den ſtaatswirthſchaftlichen Verſuchen, ſeit Colbert, iſt es vielleicht überhaupt das Wichtigſte, daß die Auflage, nach dem Sinne des Wortes eine einſeitig gebotene Laſt, wofür ſie auch Manche anzuſehen fortfuhren, mit dem politiſchen Gedanken und dem allgemeinen Fortſchritt unmittelbar in Verbindung trat.

In Preußen wurde es nun erſt möglich, den Staatshaushalt ſyſtematiſch zu ordnen.

Schon war der Verſuch einer Rechenkammer gemacht, die aber aus zwei Collegien beſtand, das eine für die Domänen, das andere für die Kriegsgefälle; dieſe wurden jetzt ebenfalls vereinigt und dem Generaldirectorium

1. Eigenhändig: (er ſuche nur das) Beſte der Lande und Leute, Befeſtigung der Armee und Krone, denn ich perſuadirt wäre, daß durch dieſe Combination es feſtgeſetzt wäre, wofern ſie wollten treu und unverdroſſen den Strang zugleich ziehen.

beigegeben. Bei der Abnahme der Provinzialhauptrechnungen sollte jedes Mal ein Mitglied desjenigen Departements, zu dem die Rechnung legende Provinz gehörte, auf die Oberrechenkammer gehen, daselbst den Vorsitz führen und die gemachten Bemerkungen alsdann bei dem Directorium vortragen. Die Rechnungen der Generalcasse sollte die Rechenkammer zwar prüfen, aber das Directorium allein abnehmen.

Die Zusammenstellung dieser Generalcassen-Rechnungen in genügender Form hatte nun aber eine nicht geringe Schwierigkeit. Die erste dieser Art ward im September 1724 zu Stande gebracht: „ein importantes Werk," wie es in dem Berichte heißt, „zu welchem etliche tausend Stück Quittungen und Belege mit unbeschreiblicher Mühe aus allen Provinzen eingezogen werden müssen, und zu der man ein ganzes Ries Papier verschrieben habe."

Die Rechnungen reichten immer vom 1. Juni bis 31. Mai, und wenigstens die Summen der Beträge, wobei aber die beiden Cassen ferner geschieden blieben, finden sich seitdem in den Acten des Generaldirectoriums verzeichnet.

Wenn man sie zuerst ansieht, so könnte es scheinen, als wären die gesammten Einkünfte viel höher gestiegen, als man bisher, aus allerdings unzureichender Wissenschaft, angenommen hatte.

Im Jahre 1724 schließt die Generaldomänencasse ab mit nahe an 3 Millionen, im Jahre 1726 mit mehr

als viertehalb, 1727 mit etwas über 4 Millionen: die Generalkriegscasse in dem ersten der genannten Jahre mit 3,800000, — dem zweiten über 4,200000, dem dritten 4,600000 Thaler, und man sollte glauben, daß nun die Gesammteinnahme mehr als neuntehalb Millionen des Jahres betragen habe; — allein dem ist doch nicht so. Die Domänenkasse hatte außer einem eisernen Bestand von 150000 Thlr. auch noch einen veränderlichen, der sich aus den von den letzten Jahren noch einzuziehenden Resten und den für einzelne Zweige gemachten Vorschüssen zusammensetzte und unter der Einnahme berechnet wurde; im Jahre 1726 beträgt er mehr als 800000 Thaler, in andern weniger, doch immer genug, um einen bedeutenden Abzug von der Einnahme zu bilden. Auch bei der Kriegscasse findet sich ein Bestand, wiewohl um vieles geringer, im Jahre 1726 von etwas über 60000, im Jahre 1727 von ungefähr 140000 Thlr. und ferner allmählig anwachsend; hauptsächlich aber empfing die Kriegscasse einen sehr ansehnlichen Zuschuß aus der Domänenverwaltung, der bei ihrer Einnahme verrechnet wird; in den Jahren 1726, 27 macht er bei achtehalbhunderttausend Thaler aus. Zieht man diese Posten ab, so erhebt sich die Gesammtsumme von beiderlei Einkünften doch nicht über sieben Millionen Thaler.

Wäre die staatswirthschaftliche Grundlage, auf welcher diese Einnahmen beruhen, nicht zureichend gewesen, so würde man sie bald nicht mehr haben einbringen können;

in der That aber finden wir ſie in fortwährendem Anwachſen begriffen.

In der Churmark ſtiegen z. B. die Kriegsgefälle, welche 1728 ſich auf 669544 Thlr. belaufen, 1737 auf 771545, alſo um etwas über 100000 Thlr. Fragen wir näher nach, worauf dies beruht, ſo war es nicht die Contribution, welche auf immer feſtgeſetzt blieb, noch auch Licent oder Kriegsmetze, welche letztere kaum um 1000 Thlr. zunahm; die ganze Erhöhung beruht auf der Berliner Zieſe, welche um 15000 Thlr., und hauptſächlich der Acciſe ſelbſt, die von 365000 auf 450000 Thlr. geſtiegen iſt. Das Anſteigen der Verbrauchsſteuer beruht auf dem Fortgang der ſtädtiſchen Bevölkerung und des ſtädtiſchen Lebens.

Eben ſo war es im Allgemeinen in Preußen. Die Erträge der Acciſe und Trankſteuer ſchwankten nach dem Ergebniß der Ernte, dem beſſeren oder ſchlechteren Einſchnitt; doch waren ſie im Steigen begriffen. Im Jahr 1727 trug in den kleinen Städten die Acciſe 78000, die Trankſteuer 22000 Thlr.; im Jahre 1733 jene 105000, dieſe 42000. In Königsberg trug die Acciſe im Jahre 1728 wenig über 100000 Thlr., im Jahr 1736, welches freilich wegen der Anweſenheit des Königs Stanislaus und ſeiner Polen beſonders ergiebig ausgefallen, 140000, aber auch in den übrigen immer ungefähr 130000 Thlr. [1]

1. 1728: 104000; 1732: 119500; 1733: 125296; 1736: 141089; 1737: 132928; 1738: 128855.

So stieg der Acciseüberschuß in Halberstadt von 8400 auf 18000 Thlr.; in Cleve von 28000 auf 40000 Thlr.

Dadurch wurde es möglich, daß die Ausgabe der Kriegscasse schon im Jahre 1726 um eine halbe Million erhöht wurde, von 3,700000 auf 4,200000, und sich alsdann nicht allein auf diesem Fuße hielt, sondern im Laufe der Regierung noch um eine halbe Million, — ungefähr das Mehr des allgemeinen Einkommens — auf 4,700000 Thaler anwuchs.

Doch ward nicht dieser ganze Betrag auf die Regimenter allein gewendet; — ein nicht geringer Theil davon ward für den Festungsbau, besonders in Magdeburg und in Stettin in Anspruch genommen; eine Rechnung liegt vor, nach welcher der Bau der Festungen in regelmäßiger und außerordentlicher Aufwendung vom 1. Juni 1713 bis 1. September 1732 über drittehalb Millionen (2,518919) Thaler gekostet hat.

Überdies aber war die ganze Ökonomie des Staatshaushaltes so eingerichtet, daß zu außerordentlichen Ausgaben immer Rath wurde.

In den ersten Jahren war die Schuld Friedrichs I. zu tilgen, der pommersche Krieg zu führen; dann wurden große Güter gekauft, in zwei Jahren, 1717—1718 allein für 600000 Thlr.; vom Juni 1720 bis Januar 1721 war man im Stande, die zwei Millionen abzuführen, die zur Besitznahme von Pommern erfordert wurden; indessen war schon das große Werk der Herstellung von

Preußen begonnen. Hier hatte die Peſt mehr als ein Drittheil der Einwohner hingerafft; am meiſten hatte ſie in Litthauen gewüthet, wo ihr volle Dreiviertheile der ohnehin nur ſpärlichen Bevölkerung erlegen waren [1]; weit und breit überwuchſen die Ländereien mit Geſträuch und Unkraut. Dem entgegenzutreten, hielt nun der König für eine ſeiner dringendſten Pflichten; in den Jahren 1721, 24, 26, 28, 31, 36 iſt er ſelber in Preußen geweſen; er hat die Pläne entworfen und ihre Ausführung überwacht; Litthauen mußte gleichſam neu coloniſirt werden. Im Jahre 1722 langten, wie in dem dreizehnten Jahrhundert, Schwaben, Franken, Niederſachſen in guter Anzahl an; der König ließ ſie auf ſeine Koſten von Halberſtadt nach Stettin, von da zu Schiffe nach Königsberg bringen; ſchon waren die Häuſer erbaut, in die ſie eingewieſen werden ſollten; ſie empfingen die Ackergeräthe, wo denn der halberſtädtiſche Pflug den einheimiſchen verdrängte: die Anzahl dieſer Coloniſten mochte ſich gegen das Jahr 1730 auf 17,000 belaufen. Eine ungefähr gleiche machten die Salzburger aus, welche hier für ihre religiöſe Überzeugung die erwünſchte Freiſtätte fanden und nun dem Ganzen erſt recht Charakter verliehen. Im Jahre 1736 zählte man ſchon 332 mit bäuerlichen Wirthen neu beſetzte Dörfer. [2] Der Boden erwies ſich freigebiger,

1. Nach Schubert hat Litthauen, mit Abzug der Geborenen, 154445 Menſchen eingebüßt.

2. Von dieſem Jahre iſt Lucanus: Staat von Preußen, Ms., aus welcher Schrift die Zahlen in Baczko und aus dieſem in viele andere Bücher übergegangen. Das Unternehmen verdient noch eine ganz andere Schilderung, als ihm zu Theil geworden.

als man erwartete. Zugleich aber hatte Friedrich Wilhelm zehn wohlgelegene Marktflecken und Kirchdörfer mit Stadtrechten und Magistratspersonen versehen, wo man das gewonnene Getreide vertrieb oder das aufgezogene Vieh mit den polnischen Grenznachbarn austauschte; wo man auch auf die churmärkische Weise in Wollen-Manufacturen arbeitete, die Beamten für Regierung und Rechtspflege ihren Sitz nahmen und kleine Garnisonen einlagerten. Auch hiebei stand Leopold von Dessau dem König zur Seite. Von Friedrich Wilhelm aufgefordert, hat er einen ansehnlichen Theil der wüsten Ländereien erworben, mit Colonisten von der mittlern Elbe her besetzt; zum Bau des prächtigen Schlosses, das er in Bubainen errichten ließ, schickte er die Handwerker aus seinem Erblande. So erhob sich hier an den Grenzen der germanischen Welt eine neue Schöpfung. „Die Erde ist wieder angebaut," sagt der Kronprinz in einem Briefe von 1739, „das Land bevölkert; wir haben mehr Städte als jemals früher, und der Handel kommt in Blüthe; der König hat es weder an eigener Mühe noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart: Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück."

Auch noch andere Agriculturunternehmungen hat der

1. pour assurer la vie et le bonheur à un demimillion d'êtres pensants (an Voltaire Insterbourg 27. Juillet Oeuvres de Voltaire LIII, 631); es war wohl erlaubt, den Ausdruck der Wahrheit etwas näher zu bringen.

König in Ostpreußen versucht: oft freilich mit größerem Aufwande als Erfolg. Es machte ihn zuweilen unglücklich, wenn er bedachte, daß in den fünf Jahren von 1722 bis 1727 über 3 Millionen nach Preußen gegangen, was er anderswo mit diesem Gelde geschafft haben würde, und wie wenig dort damit ausgerichtet sei.

Doch wurden die übrigen Provinzen mit nichten verabsäumt. Im Jahre 1724 wurde auf einmal in zehn vorpommerschen Städten mit königlicher Beihülfe gebaut; Häuser und Thore erhoben sich in Stettin; der Hafen von Colberg, die Fährschanze von Anclam wurden in Stand gesetzt. Cleve und Mark empfingen Beihülfe zur Erweiterung der Städte Crefeld, Sonsbeck, Iserlohn, und zum Behuf ihrer Wasserwerke und Salzsiedereien. Neuanbauende finden wir besonders zahlreich im Bezirk von Magdeburg, in dieser Stadt selbst, in Genthin, Schönebeck, Salze; eine pfälzische Colonie ward daselbst angesiedelt. Bis zum Jahre 1732 sind überhaupt 2 Millionen auf Civilbauten verwendet worden, welche jeder Provinz nach ihrem besonderen Bedürfniß zu gute kamen. Wie viel Städte der Churmark haben, besonders wenn ein Brandunglück eintrat, wie so häufig, zu besserem Aufbau unterstutzt werden müssen.[1] An andern Stellen wurden die Dämme verbessert, z. B. bei Spandau, Fehr-

1. Buchholz (Geschichte der Churmark V, 146) versichert, daß Lichen 1732 26000, Templin 1735 30000 Thlr. empfingen, fast die kleinsten Städte.

bellin. Ein in seiner Art vortrefflich gelungenes Werk war die Urbarmachung des freien havelländisches Luches, wo die wilden Gewässer, die das Land sieben Meilen weit bedeckten, durch ein paar große Canäle mit vielen Binnengräben und mehr als dreißig ansehnlichen Dämmen gebändigt und den Elementen der für eine holländische Musterwirthschaft eben geeignete Boden abgewonnen wurde.[1] So ward nun auch der Hauptstadt eine Sorgfalt ohne Gleichen gewidmet. Die Friedrichsstadt, welche von Friedrich I. schon zu einem ansehnlichen Umfang gebracht war, wurde um die Hälfte erweitert. Die großen Plätze in der Mitte der Stadt und an den drei Thoren, die schönen Paläste in der Wilhelmsstraße, einige vortrefflich gelegen zwischen Hof und Park, mit geräumigen hohen Zimmern und großen Sälen, die das Maß nicht überschreiten und eine solide Wohlhabenheit athmen, die meisten mit weiten und schattigen Gartenanlagen versehen, sind das Werk dieser Zeiten. Im Gedächtniß der Menschen, das erduldete Leiden nicht leicht vergißt, sind besonders die Zwangsmaßregeln geblieben, die zur Erbauung der Straßen angewendet wurden, und bei dem ohnehin mit Mühseligkeiten erfüllten Dasein der meisten Menschen sind sie Vielen ohne Zweifel unendlich beschwerlich gefallen; aber eben so wahr ist, daß der König

1. Büschings Reise nach Kyritz, 379. — Beschreibung der Dämme und Gräben nach den Mittheilungen eines Oberdeichinspectors bei Borgstede 433.

wieder mit eigener Anstrengung zu Hülfe kam. Viele Millionen von Mauersteinen, zuweilen auch Kalk und Holzwaaren sind den Anbauern geliefert worden. [1]

Zu gleicher Zeit wurde Potsdam um drei Viertheile seines früheren Umfanges erweitert; ganze Wälder wurden in die tiefen Moräste getrieben, um die Quarré's darauf zu errichten, worin die Soldaten des großen Regiments Wohnung finden sollten; Häuser von derselben Höhe und Form und Farbe; jede Abwechselung wäre gleichsam Willkühr gewesen, da der König allein baute und überall dasselbe Bedürfniß obwaltete. Dort in der Kirche, welche er für die Garnison errichtete, ließ er ein Gewölbe mit Marmor auslegen, darin er selber begraben sein wollte; in der Mitte seiner militärischen Stiftung, nicht bei seinen Altvordern im Dome zu Berlin

Im Jahre 1736 beliefen sich die Baugelder auf nahe an viertehalbhunderttausend Thaler.

Zunächst zum äußeren Glanz, aber doch mit der Rücksicht, daß in dringenden Fällen auch ein anderer Gebrauch davon gemacht werden könne, schaffte man gediegenes Silber an: Tische, Spiegelrahmen, Blakers; dann und wann erscheinen noch in uralter Weise Augsburger Goldschmiede dabei thätig; zwischen 1729 und 1732 hat man 600000 Thaler darauf gewendet.

1. Die Nicolaische Bibliothek enthält „des gewesenen Banadjutanten Herrn Thosen handschriftliche Nachrichten", die hierüber viele einzelne Nachweisungen geben.

Noch bestand eine Extraordinariencasse, um unvorhergesehene Ausfälle zu decken, Nachlässe ohne Verwirrung in dem übrigen Rechnungswesen möglich zu machen, wohl auch neuanbauenden Colonisten oder irgend einem Werkmeister, der dessen zu einem öffentlichen Zwecke bedurfte, mit einem Vorschuß zu Hülfe zu kommen, von ihrem Rentmeister die Albrechtsche genannt. Meistens finden wir sie schon in den ersten Monaten des Rechnungsjahres erschöpft: nach einiger Zögerung erhöhte sie der König, der diese eigentlich nur ihn selbst beschränkende Art von Verwaltung liebte; überdies bedachte er sie noch oft mit neuen Ergänzungsmitteln.

Diese königlichen Cassen erscheinen wie die großen Behälter, in welchen die Gewässer sich ansammeln, um sogleich wieder in mancherlei Wegen auszuströmen.

Ein nicht geringer Theil ward jedoch immer zurückgehalten. Die Überschüsse der Einnahmen flossen in den Schatz, der bei großen Gelegenheiten, z. B. jenen pommerschen Friedensschlüssen, die außerordentlichen Zahlungen übernahm, aber dann sogleich wieder zum Behuf unvorhergesehener Fälle ergänzt und vermehrt ward. Man hatte damals die übertriebensten Vorstellungen davon: fremde Gesandte, die in Berlin gestanden, haben ihn einige Jahre vor dem Tode des Königs auf 20 Millionen angegeben; gegen sieben hat er aber in der That betragen: die volle Einnahme eines Jahres.

Und wie überaus nothwendig war auch dieser Rückhalt.

Die Aufstellung eines Heeres, wie groß auch immer, bedeutete noch nichts, wenn man nicht die Mittel besaß, es jeden Augenblick ins Feld zu führen, und ein oder ein paar Jahre darin zu erhalten.

Früher hatte man ohne fremde Subsidien niemals einen Staatshaushalt bestreiten können, bei dem es auf eine einigermaßen ansehnliche Waffenmacht abgesehen war; der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer, als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse bewegen kann? Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Systems.

Alles wirkte zusammen, griff ineinander; noch waren in der romantisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so entschieden zusammengenommen worden. Kaiser Friedrich II., an den man denken könnte, verfolgte doch bei seiner Verwaltung von Neapel ein diesem Lande fremdes Ziel. Unter Ludwig XIV. stellte sich nicht selten Louvois den Absichten Colbert's entgegen. In Preußen durchdrangen einander Mittel und Zweck und in allen Zweigen herrschte nur ein das Ganze umfassender Verstand.

Will man von der verwaltenden Thätigkeit Friedrich Wilhelms einen Begriff bekommen, so muß man die Acten ansehen, worin er den Eingaben seiner Behörden, oder den Vorstellungen von Privatleuten seine Entscheidungen

beigefügt hat. Zuweilen, wiewohl selten, sind sie ziemlich ausführlich: sie sind auf ungewöhnlich starkes, blaugraues, doch für die Feder nicht unbequemes Papier hingeworfen, auf ganzen Bogen, in ungeraden Linien, mit großen, kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Orthographie, regelloser Satzbildung; aber in der Sache zum Ziel treffend, gesund im Kerne: auch die flüchtigsten Worte enthalten seinen Gedanken und Sinn. Mit Recht weis't er einmal den Kronprinzen an, in seinen Marginalien die Landesverwaltung zu studiren. An den einzelnen Dingen entwickelte sich die Behandlung derselben, die mehr auf lebendigem Begriff als auf einem vorher angenommenen Grundsatz beruhte.

Manchmal machen seine Anordnungen den Eindruck des kleinlichen Zwanges: wie wenn er bei der Errichtung der Feueranstalten den Obrigkeiten befiehlt, die gefährlichen Feuerstellen abzuschaffen, wo es an Steinen fehlt, sie mit einer leimenen Wand in nöthiger Höhe zu umziehen und die von oben herabhängenden Hürden abnehmen zu lassen; sollte ein Beamter dies versäumen, so soll er gehalten sein, den entstehenden Schaden zu ersetzen; wer durch Verwahrlosung eine Feuersbrunst veranlaßt, der soll mit Staupenschlag angesehen werden. In diesem Style wird ferner das Abreißen der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, das Anschaffen von Feuerhaken und Sprützen, das Aufstellen der Wachtmannschaften eingeschärft; überall ist die genaueste Anweisung und ernste Bedrohung ver-

bunden. Dabei aber kann man nicht leugnen, daß die Sache von großer ſtaatswirthſchaftlicher Bedeutung war. Der mühſam erworbene Beſitz der Cultur, den die menſchlichen Wohnungen ausmachen und enthalten, muß von der verderblichen Gewalt der Elemente ſo viel wie möglich geſchützt werden. Sollten dann alle Vorkehrungen erfolglos bleiben, ſo ſorgt man wenigſtens dafür, daß nicht der Einzelne zu Grunde gehe. Die Anordnungen, die Friedrich Wilhelm zu gegenſeitiger Verſicherung aufſtellte, gehören zu den erſten in ihrer Art und enthalten die für die Sache weſentlichen Beſtimmungen.[1]

Nach allen Seiten hin übte er dieſe fürſorgende Aufmerkſamkeit aus. Den Geſundheitsämtern, die er einrichtete, ſchreibt man zu, daß durch ihre Vorkehrungen anſteckende Krankheiten abgewendet worden ſeien: ſeine Almoſenämter ſuchten die private Wohlthätigkeit mit oder ohne den Willen der Menſchen zu dem Unumgänglich-Erforderlichen herbeizuziehen.

Aus dem Standpunct, den er einmal eingenommen, erklärt ſich, wie er die Wiſſenſchaften anſah. Man dürfte zwar nicht glauben, daß das einmal Gegründete unter ſeiner Regierung zurückgegangen ſei: an den Univerſitäten wirkte eine Anzahl ausgezeichneter Profeſſoren, wie Hei-

1. Feuerordnung in denen königlichen Reſidenzien 1727 31. März. Mylius V, 1, 267; mit einem Anhang von dahin einſchlagenden Verordnungen. Reglement, wie es bei der in denen Reſidenzien aufrichteten Societät mit dem von denen Eigenthümern deren Häuſer zu Erſetzung eines Feuerſchadens aufzubringenden Beitrag zu halten. 29. Juli 1718.

neccius, Böhmer, Ludewig; die Gesellschaft der Wissenschaften besaß in Pott einen der größten Chemiker des Jahrhunderts, in Frisch einen Philologen von seltenem Umfang des Wissens; Gunst und Förderung aber hatte sich nichts zu versprechen, als was zu dem öffentlichen Nutzen beitrug; und zwar dem unmittelbaren, wie ihn der König verstand. Bei der Gesellschaft der Wissenschaften schuf er ein neues Institut für medicinisch-chirurgische Studien, das der Armee erheblichen Vortheil geschafft hat; an der Universität Halle stiftete er, einen in diesen Zeiten öfter vorgetragenen Wunsch erfüllend, eine besondere Professur in Ökonomie-, Polizei- und Cameralsachen zur Bildung seiner Beamten und übertrug sie einem Gelehrten, der zugleich des Dienstes kundig war. Die Mitglieder der Facultäten sollten sich der vorliegenden Bedürfnisse des Lebens annehmen. Den hallischen Juristen trug er auf, den Entwurf eines neuen Landrechts auszuarbeiten, und sehr bemerkenswerth sind die Gesichtspuncte, die er ihnen angab.[1] Danach sollte das Römische Recht aufrecht erhalten, aber von Allem, was seinen Ursprung in der besondern Verfassung des alten Römischen Staates habe, entkleidet, mit der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und den heutigen Zuständen in Übereinstimmung gebracht werden; er wünschte namentlich den weit-

1. Ordre an die Juristenfacultät zu Halle, 18. Juni 1714. Mitgetheilt und erläutert von Laspeyres in Reyschers und Wilda's Zeitschrift für deutsches Recht VI, 88.

läuftigen Proceſſen abzuhelfen, die geſammten Rechtsſatzungen dem gemeinen Manne verſtändlich gemacht zu ſehen.

Eine verwandte Richtung ſuchte er in der Kirche hervorzurufen; die Prediger aller Parteien ſollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der „Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Chriſtenthum" unterweiſen, nie etwas von controverſen Lehren hören laſſen, die dazu nicht dienen. Er machte ſich eine Pflicht daraus in vollkommener Toleranz voranzugehen. Als die Dreifaltigkeitskirche, die er für den neuen Stadttheil von Berlin gebaut, am 14. Sonntag nach Trinitatis 1739 eröffnet wurde, brachte er ſelbſt die ſilbernen Altargefäße mit, die der einen evangeliſchen Confeſſion ſo gut wie der andern zum Gebrauch dienen ſollten; er hörte die beiden Einweihungsreden, am Morgen die reformirte, am Nachmittag kam er wieder, um auch der lutheriſchen Predigt beizuwohnen.[1] Für ſeine katholiſchen Soldaten billigte er nicht allein, ſondern beförderte die Wirkſamkeit einiger Dominikanermiſſionare: er hat ſich die Namen derjenigen angeben laſſen, welche in den herkömmlichen Zeiten nicht zur Beichte kamen: er wußte wohl, daß ohne die allgemeinſte religiöſe Verpflichtung, die Heilighaltung des Eides, weder ſein Staat noch ſein Heer beſtehen würden.[2]

1. Kurzgefaßte Geſchichte der Dreifaltigkeitskirche 1801 S. 8, 9.

2. In einem Manuſcr. der Bibliothek Corſini zu Rom befindet ſich eine Relatione delle missioni negli stati del marchese di Brandenburg, wahrſcheinlich von 1730, da darin von dem Umbau der ſeit 8 Jahren errichteten katholiſchen Kirche in Potsdam die Rede iſt, gezogen aus den bei dem Nuntius in Cöln eingegangenen Berichten, worin dann die Gewiſſensfreiheit, die im Brandenburgiſchen obwalte,

Mit großem Eifer nahm er den lutherischen Clerus, zu dessen Lehrbegriff er sich überhaupt hinneigte, in seinen Schutz. Unter den Ansprüchen, auf welche die Ritterschaft im Jahre 1713 zurückkam, war auch die Befugniß, die Prediger auf ihren Dörfern, wenn denselben ein Vergehen nachgewiesen sei, zu entlassen. Friedrich Wilhelm antwortete, wie der Prediger von dem Consistorium, an des Königs als obersten Bischofs Stelle, geprüft und bestätigt werde, so müsse dasselbe auch beurtheilen, ob ein solcher entlassen werden dürfe: sonst würde dem Patron eine größere Macht zustehen als dem Consistorium. Schützte er aber vermöge seines bischöflichen Amtes, so hielt er es auch wieder für sein Recht, in die äußeren Kirchenordnungen einzugreifen. Der Formen, Feiertage, Ceremonien war ihm noch zu viel, und nicht ohne Gewaltsamkeit suchte er namentlich die letzten zu beschränken. In seinen Anordnungen athmet schon der dem Jahrhundert eigene Lehrgeist. Die Predigt wird dadurch noch mehr zur Hauptsache bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften erhoben, als sie es schon war: im Sinne der spenerschen Schule wird die Katechisation eifrig anbefohlen. Bei einem Theile

höchlich gerühmt wird. Auch die Cisterzienserinnen im Magdeburgischen dürfen sich Kirchen bauen; mit dem Abt von Neuzelle, dem Suffragan von Hildesheim, stehe Friedrich Wilhelm in persönlich gutem Vernehmen. Ne son seguite et ne seguono molte conversioni. Lo stesso Marchese sostenta a proprie spese i missionari che sono a Berlin, Potsdam e Spandau. Nur wagen sie nicht eine Vorliebe für den Katholicismus in ihm anzunehmen. Dichiarano non potersi azardar a presumer che il M^chse di Brandenburg conservi dentro il suo core sentimenti propensi alla nostra santa religione, stante che potrebbono ancora tutte le cose essere effetti di mera politica. Sie bleiben dabei, ihn nur als marchese zu bezeichnen.

der Predigten sollte Luthers Katechismus zum fortlaufenden Text genommen, in andern nach der Reihe der Hauptstücke durch Sprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahl sollte eine Unterweisung der daran Theilnehmenden, auch der älteren Leute, in dieser Form vorangehen. Die christlichen Lehren sollten von Allen und Jeden begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden.

In diesem Sinne suchte er nun auch den Schulunterricht zu befördern. Was nur zum Schmucke, oder zur gelehrten Übung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte, so wenig als einst die Rhetorik im Staate der Spartiaten. Er sorgte für das Bedürfniß des gemeinen Mannes. In der Provinz Preußen sind unter ihm gegen tausend neue Schulen gestiftet worden; der Schulbesuch ward zur Pflicht gemacht. Eine große Wirkung mußte es haben, daß er den Confirmationsunterricht einführte und Niemand dazu zu lassen gebot, der nicht lesen könne. Die Anhänger Speners, die das thätige Christenthum predigten, wollten auch von anderm unfruchtbaren Unterricht nichts hören: sie kehrten zuerst die reale Seite desselben mit Entschiedenheit hervor. In dem Militärwaisenhaus, wo die Zungen „vieler hundert Kinder" für den König beteten, ward auch darin ein Anfang gemacht, der eine allgemeine Nachfolge fand. Wenn Bürger und Bauern in den brandenburgischen

Landen mehr und früher als anderswo zur Kultur des menſchlichen Geſchlechtes herangezogen worden ſind, ſo hat Friedrich Wilhelm I. dazu den Grund gelegt.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinweſen befinden, wo freie Menſchenkräfte ſich durch eigenen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchſten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einſeitigem Gebote vorſchrieb.

Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der geſammte Zuſtand noch den Beigeſchmack des Gewaltſamen und Drückenden.

An den unbedingten Werth, den man dem Soldatenſtande beimaß, knüpfte ſich, ſo ſehr man es zu vermeiden ſuchte, ein beſchwerliches Übergreifen deſſelben in andere Sphären des Lebens. In den Städten übte der Steuerrath eine Autorität aus, vor der die Magiſtrate in Schatten traten; ſie wurden oft nicht mehr gewählt, ſondern geſetzt. Die Landräthe, die zugleich Deputirte der Landſchaft waren, wurden auf eine dieſer unbequeme Weiſe von der Kammer abhängig. Nicht ohne Grund klagte der Adel überhaupt, daß er die Beſcheidung der Kriegs- und Domänenkammern auch da hinnehmen müſſe, wo dieſe ein dem ſeinen zuwiderlaufendes Intereſſe hätten. In der Mitte des Staates erhob ſich das Generaldirectorium, mit überwiegendem Anſehen: wir finden, daß die Miniſter in andern Zweigen, wiewohl keinlaut, klagen: nachdem es einmal zum höchſten Gipfel aufgeſtie-

gen, so reiße es alles Andere mit sich fort. Zuweilen aber konnten sich auch noch unter dem besondern Schutze der königlichen Gnade Emporkömmlinge geltend machen, wie der berufene Eckart, der, nachdem er durch einige Proben von Geschicklichkeit sich Zutrauen verschafft hatte, zur Erhöhung der Einkünfte Dinge in Vorschlag brachte und auszuführen unternahm, durch welche die Pächter der Domänen, die Verwalter der städtischen Kammergüter, die Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammern selbst in eine widerwärtige Aufregung geriethen.[1]

Eigentlichen Widerstand hat Friedrich Wilhelm darum jedoch nicht gefunden. Es ist wahr, daß sich die magdeburgische Ritterschaft der sonst allenthalben geltend gewordenen Veränderung der Lehen niemals gefügt hat: in einem Verzeichniß der Renitirenden finden wir die vornehmsten Geschlechter: sie ließen sich ihren Lehnscanon jedes Mal abpfänden, aber ohne alle Bitterkeit, auf die beste Manier.[2] Überhaupt hätten nur die Edelleute widerstreben können. Diese aber erfüllten das Heer, das ihnen eine ihrem angebornen Sinne entsprechende Lebensform darbot, sie konnten sich nicht ernstlich gegen eine Verfassung des Landes auflehnen, durch welche die Kriegsmacht, der sie mit Stolz angehörten, allein erhalten wurde.

Wenn man früge, ob der Staat, wie er nunmehr erschien, die einfache Verwirklichung des als nothwendig Be-

1. Schreiben Blumenthals in Königs: Berlin IV, 1. 302, 4.
2. Buchholz erzählt, daß sie den auf Execution erscheinenden Offizier wie einen besuchenden Freund aufnehmen.

griffenen, die nur so und nicht anders mögliche Ausführung der ursprünglichen Idee gewesen sei, so möchte ich das nicht unbedingt bejahen; es ist unläugbar, daß sich Consumtionssteuer, Bewirthschaftung der Domänen, die Bewaffnung selbst auch noch anders hätten einrichten lassen: aber jeder Versuch dieser Art war gescheitert; dann war in der Mitte der Verwirrung der wider einander strebenden Elemente dieser energische Geist erschienen, der den allgemeinen Zweck, den mächtigen Nachbarn ein auf sich selbst beruhendes unangreifbares Staatswesen entgegenzusetzen, in bestimmter Form anschaute, die Mittel, ihn so zu erreichen, mit dem treffenden Blicke des Genius erkannte und ohne alle Rücksicht durchführte.

Und wollen wir nun der persönlichen Sinnesweise des Königs noch besonders gedenken, so dürfte man ihr nicht alle Härten, welche vorkamen, zur Last legen. In keiner andern Beziehung haben sich die Vorstellungen so vollkommen geändert und vorwärts schreitend entwickelt, wie in der Anerkennung der Rücksicht, welche der eingebornen Menschenwürde gebührt. Man thäte Unrecht, wenn man jede Verletzung derselben in alten Zeiten den Einzelnen zuschriebe, sie gehören auch dem Geiste eines andern Jahrhunderts oder der an einer bestimmten Stelle zur Herrschaft gelangten Lebensansicht an. Was sich auch Friedrich Wilhelm in der Heftigkeit seiner Aufwallung zu Schulden kommen lassen mochte, wiewohl es nicht eben

alles das ist, was man davon erzählt hat[1], seine Umgebung nahm wenig Anstoß daran.

Eben die Männer, auf die er von Jugend auf besonders achtete, wie der Fürst von Dessau und General Grumbkow, verschmähten doch, fast aus Grundsatz, die Cultur des inneren Lebens und des Gemüthes. Fürst Leopold barg unter den barocken Formen, mit denen er sich umgab, ein unendliches Talent; in militärischen so wie auch administrativen Angelegenheiten hat er den nicht zu berechnenden Einfluß ausgeübt, welchen Gespräch und fortdauernder Briefwechsel möglich machen auf den keimenden Gedanken, und das Meiste gelang, was er angab; aber er war selbstsüchtig, berechnet, durchfahrend, wegwerfend: lange nicht eine so frei aus sich selbst herausgewachsene Menschennatur wie der König; er hätte an demselben eher Beispiel nehmen, als es ihm geben können. Grumbkow besaß nicht die geniale Ader und Erfindungsgabe des Fürsten, aber mehr allgemeine Bildung und sehr brauchbare, erwünschte Talente: er galt für den einzigen Menschen im Lande, dessen Einreden sich der König gefallen lasse, und der zuweilen die Meinung desselben ändere, wie er es denn wirklich gewesen ist, der ge-

1. Wie sehr das, was die meisten Gesandten darüber Woche für Woche nach Hause berichteten, der Critik bedarf, zeigen die Worte Valori's 6. Mai 1740: On est sujet d'augmenter ses torts, et on se tait sur ce qu'il fait du bien ou on affoiblit le mérite de manière qu'il n'en reste rien. La plupart de ceux qui approchent ce prince l'irritent contre tout le monde et sont les premiers à charger le récit de ce qui se passe dans l'intérieur des circonstances les plus désavantageuses.

gen Ende der Regierung die ausschließende Geltung, in der die hallischen Theologen standen, gebrochen hat; aber er nahm sich, wie man weiß, nicht übel, eine Pension von Östreich zu ziehen, und um das Vertrauen, dessen er doch niemals ganz sicher war, zu behaupten, versäumte er kein Mittel, selbst nicht das ganz widerwärtige der Besoldung untergeordneter Hausgenossen. Grumbkow war weit entfernt von der Weitschweifigkeit und Habsucht seines ehemaligen Verbündeten Seckendorf, eher verschwenderisch, genußliebend, gedrungen, von kaltem Blute und doch aufwallend, aber mit Bewußtsein: er ließ Andere das Übergewicht fühlen, das seine Stellung ihm gab. Er beurtheilt den König ohne Nachsicht, zuweilen drückt er sich so aus, als wäre er eines oder des andern schwierigen Auftrags lieber überhoben gewesen, er vollzog ihn dann doch mit ehrgeizigem Diensteifer.

Der König selbst nun hatte von jeher niemals etwas Anderes gethan, als was ihm gefiel. Sein gutmüthiger Vater, seine durch Beschäftigung mit Literatur und Musik abgezogene Mutter hatten ihm in seiner Jugend jeden Wunsch erfüllt, jeden Eigensinn durchgehen lassen. Von wirklichen politischen Gefahren, die ihm äußere Rücksichten hätten auflegen können, war nicht die Rede: im Innern verstummte aller Widerspruch. Da hatte nun sein Geist sich der Umbildung seines Staates zugewandt; nicht anders als seine großartigen Zeitgenossen Carl XII. und Peter I., von denen der eine sich in auswärtige Kriegsun-

ternehmungen stürzte, der andere die Civilisation von Rußland zu seiner Aufgabe machte; ihnen stellte sich Friedrich Wilhelm in der Aufrichtung seines administrativ-militärischen, unabhängig-schroffen Staates mit gleicher Originalität zur Seite. Der Sinn seines Hofes war nur auf Entwickelung der Macht und Vollziehung des Dienstes gerichtet. Er selber lebte und webte in nichts Anderem. Unaufhörlich schwebt ihm der Zustand seiner Kammern, Regimenter vor; er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht, der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaft, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob eine Kammer auch wirklich zur Ausführung bringt, was ihr zum Besten des gemeinen Mannes geboten worden ist. Die 76 Meilen von Berlin nach Königsberg legt er in 4 Tagen zurück: in offener viersitziger Calesche, auf schlechtvorbereiteten Straßen. Bei den großen Musterungen hat seine Thätigkeit etwas Stürmisches: er erhob sich schon um drei Uhr des Morgens dazu: — und seine Erholung davon trägt fast denselben Charakter. Bei dem Mittagsmahl, wo die Generale erscheinen, werden die starken Weine nicht geschont, alter Rheinwein, Ungar, Pontak; dann sucht man sich mit englischem Bier und häufigem Wasser wieder abzukühlen. Für die Nacht sehen sich Andere, denn oft war man schon spät im Herbst, nach einem Kamin um; dem König verschlägt es nicht, in einer Scheune zu übernachten, wo Alles vor Kälte zittert. Eine seiner Strafen bei den kleineren Besichtigungen

war, daß er von einem nachläſſig befundenen Commandeur das gewöhnliche Mittagsmahl anzunehmen verweigerte: er eilte nach dem nächſten Dorfe fort, wo er ſich in der Schenke ein ländliches Gemüſe zurichten ließ oder irgendwo im Schatten von der kalten Küche verzehrte, die der Fürſt von Anhalt mitgebracht. Wehe dem, der ſich eine Veruntreuung hätte zu Schulden kommen laſſen; einen Solchen ſchützten weder Herkunft noch Rang vor der äußerſten, durch Schimpf geſchärften Strafe. Überall ſehen wir den gebieteriſchen Lenker im Kampfe mit den natürlicher Weiſe abweichenden Tendenzen ſo vieler verſchiedener Perſönlichkeiten; er weiß ſie alle zuſammen zu halten. Die Aufſicht, die er führt, bewirkt in der That, daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführeriſchen Poſten mit tadelloſer Integrität verwaltet werden: der ſtrengen Zucht, die er ausübt, geſellt ſich auch ein ächter Eifer bei, den die gelingende Errichtung eines ſo großartigen monarchiſchen Gemeinweſens in den bürgerlichen Beamten wie in dem Militär hervorruft.

Die verſchiedenen Eigenſchaften, die das Weſen Friedrich Wilhelms ausmachen, gemahnen an eine nordiſche Sage, in welcher Odin und Thor das Schickſal eines aufwachſenden Helden beſtimmen. Ich ſchaffe ihm, ſagt der Erſte, daß er drei Menſchenalter lebe; ſein Stamm, ſagt der Andere, ſoll mit ihm zu Ende gehen; der Eine verſpricht ihm ſchöne Waffen, Geld und Gut, der Andere verhängt ihm Mangel an Grundbeſitz und ſchwere Wun-

den. Ich ſchaffe ihm, daß er den beſten Männern werth erſcheine, ſagt Odin; dem Volke, fügt Thor hinzu, ſoll er verhaßt ſein.[1]

Denn zwiſchen Heil und Unſegen, Glück und Mißlingen ſchwankt nun einmal das Geſchick des Menſchen; der Tugend und dem Vollbringen iſt ein Mangel beigegeben, deren Verhältniß in ſeinem Urſprung und ſeiner Wirkung die Summe des menſchlichen Daſeins ausmacht.

Dem König Friedrich Wilhelm war verſagt, was auf den Höhen der Geſellſchaft am leichteſten erſcheinen ſollte, das Leben ſelber in heiterer und geiſtiger Genugthuung zu genießen, Andere um ſich her zufrieden und glücklich zu machen. Wir wollen nicht darauf zurückkommen, was in ſeiner Familie vorfiel: doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einſt die trefflichen Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, welche die Kaiſerin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickle; ſie geſtand, daß ſie ihr nicht gleich komme, aber für die Kaiſerin, fügte ſie hinzu, ſei es auch viel leichter, ihre Gaben zu entfalten: der lache die Welt, nicht ihr, der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe hinbringe.

Dieſe mildere Seite des Daſeins war dem König verſagt. Dagegen war ihm gewährt, in einer ſeinem angebornen Talent entſprechenden, glänzenden Thätigkeit ein Staatsweſen einzurichten, welches Lebensfähigkeit in ſich trug; charaktervoll abgeſchloſſen und energiſch aufſtrebend,

1. Gautrekſaga, Jac. Grimms Deutſche Mythologie 818.

entwickelungsfähig im Innern, nach außen mächtig, voll von Zukunft.

Daß Friedrich Wilhelm dieſe ſelbſt herbeiführen würde, erwartete man ſchon nicht mehr. Die unbequeme Stellung, in welche er gegen die verſchiedenen europäiſchen Mächte gerathen war, wo von den größeren nur eine in nicht unfreundlichen Beziehungen zu ihm ſtand, rührte zum Theil auch daher, daß man ſich überzeugt hielt, er werde niemals Ernſt machen, niemals ſchlagen.

Schon richtete aber Alles ſeine Augen auf den Nachfolger, deſſen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme, die er erlebte, nicht gebeugt, ſondern in vielſeitiger Entwickelung eher gefördert worden waren, der, ſo entfernt er auch noch von allen Geſchäften gehalten wurde, doch im Stillen heranreifte, um ihre Leitung zu ergreifen. Der alte König ließ ſich wohl gegen ſeine Vertrauten vernehmen, man wiſſe nicht, was in dem Friedrich alles liege.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.